

# Heiteres und Weiteres von Fritz Reuter

A. Römer

Otto Bremer  
29. 7. 07.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·  
·OTTO·BREMER·



June 29 gold (rent -) 4.80 (19 May 11.5/100 dpa)

...to ... ..

# Heiteres und Weiteres

von

## Fritz Reuter.

Mit Beiträgen zur plattdeutschen Literatur.



UNIV. OF  
CALIFORNIA

Von

Dr. A. Kömer.

---

Berlin.

Mayer & Müller.

1905.

PT  
PIERRE

BREMER

TO VINO  
AIRBORNE

Meinem teuren Lehrer und Freunde,

Herrn Geheimen Justizrat

**Professor Dr. Albert Friedrich Berner,**

Ordinarius an der Universität Berlin, dem Altmeister des deutschen Strafrechts,

in herzlicher Verehrung  
zugeeignet.

**M122019**





## Zur Einführung.



Eine Neuansgabe von Renters Werken zu veranstalten, die mir von verschiedenen Seiten angetragen war, verbot sich bei meiner umfangreichen Tätigkeit.

Zudem beschäftigt mich noch für Jahre die Herausgabe des Nachlasses von John Brinckman, dem andern mecklenburgischen Dichter und Humoristen.

So blieb mir einstweilen nur übrig, zum Leben und Schaffen Fritz Renters einige ergänzende Beiträge zu liefern.

In erster Reihe steht hier die hochdeutsche Urgestalt der Festungstid.

Der Dichter trug sich (nach einer brieflichen Äußerung vom 12. August 1856) einst selbst mit dem Plane, diese „heitere Episode aus einer traurigen Zeit“ zusammen mit den Memoiren eines Fliegenschimmels und „einer noch zu schreibenden Lebensgeschichte von Bräsig“ bei seinem ersten Verleger Amike-Greifswald in Buchform herauszugeben. Es kam nicht dazu. Und später, nach dem Erfolge seiner plattdeutschen Werke, zog es Renter vor, die Festungstid auf breiterer Grundlage und in der heimischen Sprache mit größerer Wirkung zu schildern.

An eine kleine Nachlese zum Leben und Dichten Reuters schließen sich mehrere Studien: über seine persönlichen und literarischen Beziehungen zu John Brinckman, über politische Dichtungen des Autors von Kasper-Dhm, ferner Ungedrucktes aus Brinckmans Generalrheber, sowie eine Arbeit über Fritz Reuter und die Landwirtschaft.

Der Not gehorchend muß ich am Schlusse, zur Abweijung fortgesetzter ungerechter Angriffe, ein Charakterbild des Prof. Dr. Karl Th. Gädertz zeichnen. Es wird der gelehrten und literarischen Welt, aber auch weiteren Kreisen manchen Anschluß geben.

Charlottenburg, Dezember 1904.

**Dr. A. Römer.**

# Inhalt.



	Seite
Zur Einführung . . . . .	V

## I.

Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit. (Die hochdeutsche Urgestalt der Festungslid.) Von Fritz Reuter . . . . .	1
Vorwort . . . . .	3
Text des Dichters . . . . .	15

## II.

Nachlese zu Fritz Reuters Leben und Dichten. . . . .	95
Eine Ergänzung zum „Gräßlichen Geburtstag“ . . . . .	99
Drei Anekdoten, erzählt von Fritz Reuter . . . . .	103
Zwei Briefe . . . . .	107

## III.

Beiträge zur plattdeutschen Literatur. . . . .	115
Fritz Reuter und John Brinckman . . . . .	117
John Brinckman als politischer Dichter . . . . .	129
Ungedruckte Stücke aus Brinckmans Generalrheder . . . . .	149
Fritz Reuter und die Landwirtschaft. (Mit Aufsätzen des Dichters und seines Vaters) . . . . .	161

## IV.

Ein Charakterbild des Prof. Dr. Karl Th. Gädery . . . . .	195
---	-----



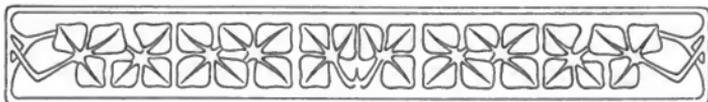
I.  
Eine heitere Episode  
aus einer traurigen Zeit.

(Die hochdeutsche Urgestalt der Festungstid.)

Von  
Fritz Reuter.







## Vorwort.

Die „traurige Zeit“, in der die „heitere Episode“ spielt, ist Fritz Reuters Festungstid (1833—1840).

Es würde den Rahmen des einleitenden Wortes überschreiten, wollte ich hier noch einmal das Bild jener düsteren Epoche entrollen. Das ist nicht mehr von nöten.

Nur mit ganz kurzen Strichen sollen zunächst die äußeren Tatsachen zu bloßer Erinnerung skizziert werden. Der Sturm auf die Frankfurter Hauptwache (3. April 1833) war das Signal zur „Demagogenverfolgung“ geworden, und man hielt nun scharfe Musterung unter den Burschenschaftlern. Reuter hatte der Jenerser Germania angehört und wurde bei vorübergehendem Aufenthalt in Berlin am 31. Oktober 1833 verhaftet: frühmorgens in der Schützenstraße 23, wohin er nach wild durchjubelter Nacht einem Mädchen gefolgt war.\*) Die Unvorsichtigkeit kam dem von der Behörde schon Gesuchten teuer zu stehen.

Nach den polizeilichen Vernehmungen in der Stadtvogtei beschloß die Ministerialkommission, deren Seele der Fanatiker Tzschoppe war, die gerichtliche Untersuchung beim Kammergericht und lehnte das Auslieferungsgesuch des Vaters ab. Am 1. Januar 1834 kam Reuter in die Hausvogtei. Dambach leitete die Verhöre; das letzte, vor dem Kammergericht, war am 11. September in Gegenwart des Verteidigers. Im November

\*) Als Quelle für diese und die nächstfolgenden Angaben dient die altemäßige Darstellung von Paul Baillet. (Deutsche Rundschau 1885, Heft 9.)

wurde der „Inquisit“ nach der Feste Silberberg in Schlesien abgeführt. Die Urteilsfällung folgte erst am 4. August 1836: Von 204 Angeklagten waren 39 zum Tode verurteilt — unter ihnen Fritz Reuter, obwohl er den „weniger Gravierten einer gravierten Verbindung“ zugerechnet wurde. Das Delikt bestand „in der Teilnahme an der hochverräterischen burschenschaftlichen Verbindung“ zu Jena und in „Majestätsbeleidigung“. Diese fand man in dem Gesang einer Strophe, die Reuter nach seiner eigenen Erklärung gar nicht gekannt haben will. Am 28. Januar 1837 wurde das Urteil ihm und seinen Genossen in der Stadt Silberberg verkündet: Die „einfache Todesstrafe“ war durch Kabinettsordre in 30 Jahre Festungshaft umgewandelt.

Der Gesundheitszustand des Gefangenen war sehr ungünstig. So wurde er im Februar 1837 nach Groß-Blogau abgeführt; im März schon ging's weiter nach Magdeburg. Ein Jahr lang blieb der Ärmste in „dese Spitzbauwenanstalt von Inquisitoriat“. Auf eine Immediateingabe des Vaters und auf ein Gnadengesuch Fritz Reuters verfügte König Friedrich Wilhelm III. unterm 10. September 1837 die Umwandlung der dreißigjährigen Festungshaft in eine achtjährige. Von dieser erheblichen Verringerung erwähnt der Dichter später in der „Festungstid“ nichts, um die längere Strafzeit als düsteren Hintergrund stärker wirken zu lassen.

Am 10. März 1838 erfolgte die ersehnte Abreise von Magdeburg. Und nach den bitter-schweren Tagen und Nächten in der Hausvogtei, die er gemeinsam mit seinem Freunde, dem Auskultator Albert Schulze, erduldet, kamen sie endlich beide am Abend des 15. März nach Graudenz. In der westpreussischen Festung blieb er rund 1 $\frac{1}{4}$  Jahr. Großherzog Paul Friedrich erwirkte endlich bei seinem königlichen Schwiegervater die Auslieferung nach Mecklenburg: Die 14 Monate in Dömitz (Juni 1839 bis August 1840) bilden den Schlußakt der schweren Prüfungszeit. Auf die Kunde vom Amnestiedekret König Friedrich Wilhelms IV. verfügte die mecklenburgische Regierung sofortige Freilassung (25. August 1840).

Die Bedeutung der „sieben verlorenen Jahre“ für Reuters dichterische Entwicklung hier zu beleuchten, muß ich mir versagen. Er selbst hat 1861 in einer durch Gustav Freytag veranlaßten biographischen Skizze\*) den Einfluß hervorgehoben: daß die Festungszeit „durch die fortwährenden Phantasiespiele, die man in Ermangelung unterhaltender Wirklichkeit heraufzubeschwören gezwungen ist, der Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen förderlich“ gewesen sei, daß sie ihn befähigt habe, „den Menschen kennen zu lernen“. Und ich wiederhole hier auch kurz meine eigenen Worte:\*\*) Die sieben Jahre waren nicht verloren, sie boten ihm einen Schatz traurig=heiterer Bilder, Erinnerungen und Lebensschicksale — sie waren nur ein Verlust für den Menschen, ein Gewinn für den Dichter.

Lange ehe er „von den Disteln Feigen pflückend“ die böse Zeit mit Laune geschildert hat, bewegte und ergötzte er seine Freunde damit als Erzähler. Wie sagt doch Bräsig: „Ja, . . er fängt seine Geschichten immer an: Als ich auf der Hausvogtei saß, oder: als ich noch auf dem Sülzberg studierte.“

Die erste Anregung zur Niederschrift gab Hoffmann=Fallerleben, der im Dezember 1842 wegen seiner „Unpolitischen Lieder“ (2. Teil) von der Breslauer Professur enthoben war und in seinem Wanderleben als „ritterchaftlicher Hinterjasse“ des als Politiker bekannten Dr. Schnelle=Buchholz gerade im vielberufenen patriarchalischen Mecklenburg eine sichere Stätte und ein Heimatsrecht fand. Am 21. April 1844 traf er auf Scharpzwow, dem Onkel seines Freundes Karl Müller, mit Nauwerk aus Berlin und mit Fritz Reuter zusammen. Hoffmann=Fallerleben berichtet darüber in seinen Lebenserinnerungen (4. Band): „Den zweiten Abend fand sich Fritz Reuter ein. Er erzählte uns stundenlang von seinem siebenjährigen Gefängnisleben so lebendig, so humoristisch, daß wir

\*) Vgl. Neue Heidelberger Jahrbücher, 1895 (Mittteilung von Prof. Dr. Richard Schröder, Sohn des bekannten Justizrats, dem Läuſchen II. gewidmet sind).

\*\*) Aus meinem Buche: Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen, 1896 (Schluß von Kap. 3: Burſchenschaftler und Staatsgejangener).

uns gar nicht satt hören konnten. Ich bat ihn mehrmals, alles aufzuzeichnen und gerade so, wie er es eben erzählt hatte. Ich versprach mir den größten Erfolg davon.“

Das war in der Stromzeit Reuters. Elf Jahre später gab dieser von Treptow aus sein „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ heraus (1855/56). Als Redakteur, der jeden Sonntag die Kleinstädter mit Geschichten und Anekdoten zu fesseln suchte, befolgte er nun den einstigen Rat des Freiheitskämpfers: er veröffentlichte in seinem Blatte die hochdeutsche Urgestalt der Festungstid: „Eine heitere Episode aus trauriger Zeit.“

Das materiell unfruchtbare, aber für sein Schaffen nicht unwichtige Jahr des Redakteurs Fritz Reuter habe ich früher eingehend geschildert\*) und ergänze diese Angaben hier nur noch durch zwei Kleinigkeiten. Der Verleger war C. Vingnau-Neubrandenburg, bei dem die Mecklenburgische Landwirtschaftliche Zeitung und der Allgemeine Mecklenburgische Anzeiger herauskam. Hier fand ich in der Beilage zu Nr. 14 folgende Ankündigung des durch den Namen des Dichters verewigten Unternehmens:

„Im Verlage der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erscheint vom 1. April d. J. an, unter Redaktion des Herrn Fritz Reuter in Treptow a. d. Toll.:

Unterhaltungsblatt  
für  
beide Mecklenburg und Pommern.

Die Probenummer mit dem vollständigen Programm des Blattes erscheint anfangs März d. J. und wird dem Allgemeinen Mecklenburgischen Anzeiger beigelegt werden.

Vorläufig erlaubt sich die Verlagshandlung zu bemerken, daß Besprechungen über Politik und Religion, Anregungen zur Auswanderung und persönliche Angriffe aus dem Blatte streng verboten sind und wird daselbe nur Novellen, Charaden, Anekdoten, Gedichte usw. sowohl in hoch- als plattdeutscher Sprache bringen. Am Schlusse des Blattes werden

\*) In meiner Bearbeitung des „Unterhaltungsblattes“ und der einleitenden Studie hierzu (1897).

Inserate aufgenommen werden, wofür die Abonnenten deselben bei Inserierung ihrer eigenen Anzeigen bis zu einer im Programm näher zu bestimmenden Größe und Anzahl nichts bezahlen.\*) Größere Inserate werden sehr billig berechnet. Preis des Blattes pro Anno 1 Rthlr. 8 g. Gr. und pro Quartal 8 g. Gr. inclusive Postaufschlag fürs Inland.

Da durch Herrn Fritz Reuter — ein Mann, welcher dem größeren Teile des Publikums durch die Herausgabe seiner originellen plattdeutschen Gedichte „Leuschen und Klemels“ (sic!) gewiß hinlänglich bekannt ist — dies Unterhaltungsblatt redigiert wird, so glaubt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung den Lesern deselben im voraus eine höchst angenehme Lectüre versprechen zu dürfen und wird die Verlagsbuchhandlung ihrerseits es an einer sauberen, eleganten und zeitgemäßen Ausstattung gedachten Blattes nicht fehlen lassen.

Neubrandenburg, den 15. Februar 1855.

C. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung."

Mit der „eleganten und zeitgemäßen Ausstattung“ war es nicht weit her: Das Cliché am „Kopfe“ paßte weniger für ein Unterhaltungsblatt als für eine Industrie- oder eine Eisenbahn-Zeitung; es hat wohl ursprünglich auch solchem Zweck gedient.

Dann noch ein Wort nebenbei über die Person des Verlegers: Reuter hat mit ihm anscheinend keine gute Erfahrungen gemacht. Lingnau ist später nach Amerika ausgerückt. Und man begreift, daß der Dichter noch von Eisenach aus nicht ohne böshaften Scherz sich über ihn äußerte.\*\*) Es muß aber nach meinen Erkundigungen betont werden, daß der Mann nichts sonderlich Böses getan hat, als er so auf Nimmerwiedersehen verschwand: Er hatte lediglich pekuniär Schiffbruch gelitten, weil für seine Unternehmungen in den Landen „Dörchläuchtings“ kein Boden war. Aus alten Zeitungen habe ich festgestellt, daß er im November 1850 bei Kinkels Befreiung durch Karl

\*) Von diesem Anerbieten, welches das „Programm“ allerdings nicht wiederholte, wurde im ganzen Jahr kein Gebrauch gemacht. Das Blatt erschien, bis auf einige Verlagsmitteilungen und Reuters Abschiedsanzeige, ohne jedes Inserat. Die „Welt“ dort stand eben noch nicht im Zeichen des Verkehrs.

\*\*) So in einem Briefe an „Onkel Hahn“: „... Nun? — Noch nicht wieder da? — Ich meine, ob er noch nicht wieder da ist. — Das heißt, mit dem „er“ meine ich nicht Loui's Napoleon, sondern ihn, nicht Louis le petit, sondern Lingnau le petit.“

Schurz mitgewirkt haben soll. Die Flüchtenden fanden einen Helfer in dem Stadt- und Amtsrichter Dr. Petermann=Strelitz, der bald darauf seines Amtes entsetzt wurde; und Moritz Wiggers, noch kurz vorher Präsident der inzwischen aufgelösten mecklenburgischen Kammer, sorgte, wie man weiß, für die Beförderung nach England. Dr. Petermann war mit den beiden Fremden durch Neubrandenburg gekommen und hatte mit Lingnau eine Besprechung gehabt. Dieser wurde mehrfach vernommen, aber man konnte ihm nichts nachweisen. In der Zeit der Reformbewegung stand ihm publizistisch auch Dr. Ernst Voss nahe, der bekannte Freund Fritz Reuters. Alle diese Momente wirkten wohl mit, daß der Dichter für sein Unterhaltungsblatt gerade Lingnau als Verleger wählte. . .

Nach dieser Einschaltung kehre ich zum Gegenstande der jetzigen Veröffentlichung zurück.

Reuter hatte als Hauptaufsätze in den ersten 8 Nummern die (aus „Schurz=Nurr“ bekannten und dort weiter ausgesponnenen) „Skizzen aus der alten Zeit“ unter dem Titel „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ veröffentlicht. Nach einigen Zwischenblättern, in denen er u. a. die rührsame Erzählung „Hauneflecken“ brachte, folgte, vom 24. Juni ab, in Nr. 13—26, 28 und 29 die „heitere Episode aus trauriger Zeit“.

Vor Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist konnte ich nur eine vergleichende Studie über diese Arbeit darbieten. Jetzt steht der von einem wissenschaftlichen Kritiker schon früher gewünschten ungekürzten Publikation nichts mehr im Wege.\*\*)

Die „heitere Episode“ weicht nicht nur sprachlich, sondern auch in ihrem Umfang und Inhalt von der plattdeutschen „Festungstid“ ab, die 1862 erschien und das Können des Dichters auf seiner Höhe zeigt. Die „Episode“ behandelt nur den Aufenthalt in Graudenz einschließlich der Reise dorthin; das spätere größere Werk setzt schon in Glogau ein, führt den Leser

\*) Die Veröffentlichung erfolgt verbotenens nach dem mir gebührigen, höchst seltenen vollständigen Exemplar des Unterhaltungsblattes. Damit die Sache äußerlich moderner anmutet, wähle ich die neue Orthographie.

nach Magdeburg, das im allgemeinen „de Höll för uns was“, und schildert dann mit packender dramatischer Kraft den bald überwundenen neuen schweren Aufenthalt in der Berliner Hausvogtei. Mit vollendeter Kunst wird diesem düsteren Bilde die wie eine Erlösung wirkende Graudenzer Epoche entgegengestellt, und das Ganze tönt dann nach dem Idyll im heimatlichen Dömitz mit der erschütternden Frage aus: „Wat nu?“ Die Urgestalt begnügt sich mit der „heiteren“ Episode. Das ist eine ihrer Schwächen: sie blieb eben — Episode. Und auch als Sprachmeister ist Fritz Reuter im Hochdeutschen nicht der Dichter ersten Ranges: sein Stil wirkt hier zuweilen recht geziert und in der gefuchten Bildersprache gekünstelt. Da denkt man nicht selten an einen Landmann, der echt, urwüchsig und originell nur im Alltagsrocke erscheint, im Sonntagskleide aber sich nicht immer natürlich zu bewegen weiß. Die plattdeutsche Sprache selbst zwingt den Autor zur Einfachheit des Gedankens, des Ausdrucks; da ist er ganz in seinem Element.\*) Andererseits fehlt es auch in der „heiteren Episode“ nicht an köstlichen, phantasie-reichen Schilderungen, die den Dichter, den Humoristen erkennen lassen. Und auf jeden Fall scheint mir die neue Veröffentlichung wohl angebracht: wegen des ihr innewohnenden biographischen und literarhistorischen Wertes.

Ihr Reiz wird dadurch erhöht, daß manche Vorgänge anders dargestellt sind, wie in der späteren Festungstid. Das kann nun jeder im einzelnen an der Hand der beiden Werke vergleichen. Die Glanzstücke sind m. E. die „teelöffelweise Verordnung“ Fritz Reuters, sein origineller „Traum“, die „Duellgeschichte“ und die Dialoge mit dem Generalmajor von Toll.

Der menschenfreundliche Festungskommandant, der so anders geartet war als der hartherzige Graf Hacke in Magdeburg, erscheint in unserem lebensvollen Bilde (S. 19) als eine kraftvolle Persönlichkeit. Seine Brust schmückt u. a. das eiserne Kreuz

---

\*) Ähnlich äußert ganz allgemein sich John Brinkman in seinen „Gedanken über Plattdeutsch“, die in Band I des „Nachlasses“, S. 3, von mir wiedergegeben sind.

der Freiheitskriege. Das Bild gehört dem Pastor Falck-Elbing, dessen Vater, der spätere Kaufmann Julius Falck (nach Mittheilung von Ernst Brandes) als Knabe auf der Festung Graudenz von Neuter unterrichtet wurde. Ludwig von Toll, dessen Rang als Generalmajor die Kantillen der Epaulettes angeben, stammte aus Soest. Der Dichter hat den wackeren Westfalen noch in einem anderen Werke verehrt: In der Franzosentid tritt er als „französischer“ Oberst von Toll in verjüngter und verklärter Gestalt auf. Hier erzählt er seine Lebensschicksale dem Amtshauptmann Weber, dem „besten Jugendfreunde seines Vaters Rhenatus von Toll.“

Den Platzmajor Kapitän Friedrich Wilhelm Baumüller (1774—1845) geben wir nach einem Pastell Fritz Reuters (S. 59). Der alte Veteran hatte sich nur mit Widerstreben von dem Festungsgefangenen abkonterfeien lassen; er tat es schließlich seiner Frau zu Liebe. Dem Bilde haftet etwas Dilettantisches an. Mit Sorgfalt sind Epaulettes und Orden behandelt — man denkt hierbei unwillkürlich an die so heiter erzählte Porträtierung des Magdeburger Platzmajors Kapitän Singer.

Daß Neuter die Malversuche auch in Graudenz mit Eifer betrieben hat, ist bekannt. Als eines seiner Bravourstücke schildert er in der „Festungstid“ das Transparent zur Hochzeit der ältesten Schwester von Aurelie, der umstrittenen holdgeliebten Tochter des Proviantmeisters. Das Transparent, das auch in der „heiteren Episode“ eine kleine Rolle spielt, wird in einem Schreiben vom 5. Dezember 1838 erwähnt, ist daher sozusagen historisch.

Die Briefe an den Vater\*) geben uns Einblick in die „Wahrheit“, die später zur „Dichtung“ geworden ist. Da schwankt Fritz Neuter in seiner Beschäftigung von einem zum andern: Die Juristerei wird meist stiefmütterlich behandelt, und man möchte auch ihm das Wort Scheffels in den Mund legen:

Römisch Recht, gedenk ich deiner,  
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen.

---

\*) Briefe von Fritz Neuter an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit, herausgegeben von Dr. Franz Engel, 2. Band, 1896.

Mehr fesselt ihn das Studium der Landwirtschaft. Und er bekundet lebhafteste Teilnahme für den ökonomischen Betrieb seines Vaters: „Meine Constitution, meine ganze Geistestätigkeit paßt mehr zu praktischer als theoretischer Beschäftigung.“ Dann wieder beginnt er alte Geschichte, schafft sich den Plutarch an und strebt nach einer größeren allgemeinen Ausbildung. Sogar die Tierarznei wird in Erwägung gezogen; und da das Jahrhundert nun einmal das „mechanische“ ist, will Reuter auch in Mathematik, Mechanik und Bauwissenschaften nicht zurückbleiben. Daneben betätigt er sich auch als Lehrer. Es ist „hier eine förmliche Akademie im Gange“, schreibt er dem Vater.

Die Peise ist ihm eine „Freundin der Einsamkeit“. Aber daß er leider (schon von Silberberg her) dem krankhaften Alkoholtriebe verfallen war, wird wohlweislich verschwiegen.\*) Im allgemeinen war Reuter natürlich bemüht, dem ohnedies sehr betrübten Vater ein möglichst günstiges Bild von seinem Tun und Treiben zu geben. Die Schelmen- und Jugendstreiche hat er ihm sicher nicht mitgeteilt, und so tritt uns in den Briefen vielfach wohl nur eine retuschierte Wahrheit entgegen.

Echter und frischer zugleich ist das Bild, das uns in den beiden Briefen an L. König, den Freund aus Magdeburg, entworfen wird. Man kann sie in den Volksausgaben von Reuters Werken nachlesen. Lebendig, fast impressionistisch mutet hier die Reiseschilderung an, und vom Aufenthalt in der Festung heißt es da: „Die Zitabelle ist sehr geräumig, mit Privatwohnungen bebaut, und so angenehm durch Spaziergänge gemacht, daß man glaubt, in einem Badeort zu sein.“

In der „heiteren Episode“ ist die Zahl der Staatsgefangenen geringer an Zahl als in der Festungstid. Hier wie dort erscheinen sie mit ihren Spitznamen: Charles ist Reuter selber;

---

\*) Dr. Ludwig Brückner-Neubrandenburg erklärte mir noch unlängst das Leiden Reuters als typische Form der periodischen Trunksucht. Diese gutachtliche Äußerung ist wohl um so zutreffender, als der Vater von Dr. B., der 1902 verstorbene, auch wissenschaftlich verbienstvolle Medizinalrat Dr. Brückner, Fritz Reuter als Freund und ärztlicher Berater nahe stand.

sein chevaleresker Stubenkamerad, der sympathische, leicht entzündbare „Kapitän“ war Albert Schulze, nachmals Justizrat in Meferitz (1808—1877). Das Urbild seines Freundes und Nebenbuhlers, des kleinen, zur Gelfsucht neigenden Kopernikus ist Friedrich Wilhelm Vogler; er hat seine Verlobung mit Aurelie in den vierziger Jahren wieder aufgelöst und starb 1854 als Bürgermeister in Cönnern.\*) In dem gutmütigen, humorbegabten, würdigen „Erzbischof“ steckt in Wirklichkeit der Buchdrucker Anton Witte (gest. 1849 in Landsberg). Der „Löwenritter“ der heiteren Episode, hier mehr eine Nebenfigur, ist identisch mit dem „Don Juan“ der Festungstid: Schriftsteller Wilhelm Cornelius zu Stralsund, später in Amerika verschollen. Der Verkehr unter den Genossen war im allgemeinen ein so freundschaftlicher, daß auch hier wohl das Wort des späteren Dichters gilt:

„Dat beste Middel för Truer un Leid  
Dat is Kameraden ehr Hartlichkeit.“

Weniger freundlich stellten sich nur die Beziehungen zu dem bekannten Schr. . . der Festungstid. Dieser „philosophische Kopf“ begegnet uns nicht in der heiteren Episode. Ebenso fehlt Guittienne, der Franzose, und mit ihm bleiben auch die famosen Fischkoch- und Mischwirtschaftsversuche Reuters unerwähnt.

Bald werden nun auch die Festungsbewohner selber aufmarschieren: neben den humanen Vorgesetzten der meldebüchtige Unteroffizier Bartels, der grämlich-langweilige Begleiter in der Pappel- und Linden-Allee.\*\*) Dann die Familie des Proviantmeisters „Lücke“: vor allem als Mittelpunkt der Handlung die liebreizende Aurelie „Schönborn“ und auch ihre kleine Stiefschwester, das muntere Idachchen. Die wirklichen Namen waren Kucke und Schöneich.

Das Ganze dreht sich um den Liebeswetteifer der beiden Hallenser Stubenburfchen, des Kapitäns und des Kopernikus; aber

\*) Vgl. Gustav Naay: Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken, 1895.

\*\*) Reuter erwähnt Bartels im Briefe an seinen Vater vom 5. Dezember 1838. Da war der Quälgeist schon durch den toleranten zewandowski ersetzt. In der heiteren Episode behält er sein Regiment jedoch bis zum Schluß.

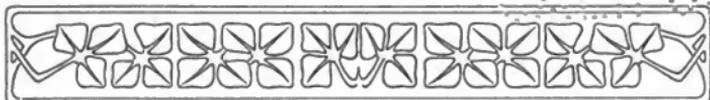
die Sache wird nicht so tragisch, wie etwa in der „Braut von Messina“, obwohl sie Fritz Reuter nach seinem scherzenden Geständniß die „ersten grauen Haare machte“.

Das trübselige „Hilfjung“ der schwarz=rot=goldenen „Hochverräther“ veranschaulicht unser Bild (S. 41). Man ist sich zwar nicht ganz einig darüber, ob Reuter wirklich „in diese Kasematten seine Festungstid affeten hett“. Aber schließlich sah eine dieser Höhlen so garstig aus, wie die andre. Im Briefe an König sagt Reuter: „Wir bewohnen eine Kasematte, die ungefähr halb so lang ist, als unser Spaziergang in M.“

Am 14. Oktober 1855 erschien im Unterhaltungsblatt der Schluß der heiteren Episode. Ostern 1856 verlegte Reuter seinen Wohnsitz von Treptow nach Neubrandenburg: aus den engen, beschränkten kleinbürgerlichen Verhältnissen in die anmutige, geistig regere strelitzische Vorderstadt. Die belastende Nebenarbeit trat jetzt bei ihm endlich in den Hintergrund: er wurde freier Schriftsteller. Wohl hatten ihn auch in und bei Treptow Freunde umgeben: der wackere, tüchtige Fritz Peters, dessen Vertrauen zu Reuter ihn aufrecht hielt, und der joviale Justizrat Schröder, der mit Anekdoten gespickt war und die Herausgabe der Läusehen I ermöglicht hat. Aber in Neubrandenburg standen dem Dichter doch noch bedeutendere Männer zur Seite: vor allen andern die Brüder Pastor Franz und Dr. Ernst Boll. Der vertraute Umgang mit beiden vertiefte sein Wesen und förderte den Gehalt seiner Schriften. So weitete sich der Blick in der neuen Umgebung: dem Dichter wuchsen Kraft und Schwingen. Und wieder 7 Jahre — aber keine „verlorenen“ mehr — liegen zwischen der hochdeutschen heiteren Episode und der plattdeutschen Festungstid.







cap. 13 $\frac{1}{2}$  - 24, 1838, 1839, 1840, 1841

## Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit.

Von Erich Reuter.

Hoffentlich leben die Personen noch, deren in dieser kleinen Szene Erwähnung geschieht, und hoffentlich werden sie, wenn ihnen die Darstellung dieser fröhlich begonnenen und fröhlich endenden Geschichte vor Augen kommen sollte, daraus ersehen, wie lebhaft mir noch jene Zeit vorschwebt, in welcher unser ganzes Glück in gegenseitigen Liebeserweisungen wurzelte, und wir der rauhen Hand des Schicksals, welches in Gestalt von Gendarmen, Wachtposten, Kerkermeistern, Kommandanturen, Eisengittern und Festungskasematten auftrat, nichts entgegenzusetzen hatten, als eine hilfreiche Freundschaft, welche die Fesseln des Anderen trug, während sie selbst mit Mühe und unter Schmerzen die eigenen schleppte.

Unsere Namen tun nichts zur Sache, und ich werde daher solche wählen, die nur den mitspielenden Personen selbst verständlich sein werden, d. h. unsere Spitznamen von der Univerſität her.

An einem regnerichten Februartage vor ungefähr zwanzig Jahren\*) gelangten wir, mein Freund, der Kapitän, und ich nach einer achtundvierzigstündigen Extrapoſtfahrt unter Begleitung der beiden Gendarmen Rehsse und Winkler\*\*) an einen der größten Ströme des preußischen Gebietes, beiläufig fast an derselben Stelle, an welcher derselbe in diesem Jahre aus seinen Ufern trat und seine verheerenden Fluten über das fruchtbare Tal wälzte.

\*) In Wirklichkeit: am 15. März 1838.

\*\*) Das ist der richtige Name: Nicht „Prüg“ (Festungstib).

Auch damals war die Landschaft weit und breit überschwemmt, und obgleich das Eis in der Mitte des Stromes noch fest stand, so wurden wir doch von verschiedenen Seiten auf das Gefährliche eines Übergangs aufmerksam gemacht.

Vergebens! Wir waren für diesen Tag bei der Kommandantur der auf dem entgegengesetzten Ufer liegenden Festung angemeldet worden; die Gendarmen waren dienstfertige Leute, und wir weder in der Lage, noch in der Stimmung wegen etwaiger Gefahr Opposition zu machen. Beschafpelzte Polacken luden uns und unsere Effekten in ein Boot und ruderten über die weit überschwemmten Wiesenflächen bis an das feststehende Eis, über welches wir unter rieselndem Regen im abenteuerlichen Aufzuge unsern Marsch antraten. Der Kapitän zog voran. Aus den sieben Stockwerken seines grauen Manteltragens schob sich vorsichtig das verwegenste und vorlauteste Glied des menschlichen Körpers vor, die Nase, und bot dem heranstürmenden Unwetter eine scharfe Spitze oder Promontorium, unter dessen Schutze ein blonder Schnurrbart sein spitz zulaufendes lateinisches Segel ausbreitete. Unter dem Arme trug er ein Glashaus, und nicht glaube ich, daß Paxton mit mehr Liebe das Werk seines Genius angeblickt hat, als mein Freund seinen Kristallpalast en miniature, welcher der Wohlfahrt und der Vermehrung eines wohlorganisierten Gemeinbewesens von weißen Mäusen gewidmet war, eine Art Phalanstere, das unter Mäusen wenigstens die Zweckmäßigkeit einer Kommunisten-Wirtschaft außer Zweifel setzte. Darauf kam ich, als Genius des Frühlings, gekleidet in die leuchtenden Blumen eines wunderschönen Schlafrocks, als Attribute des erwachenden Lebens in der Natur zwei Vogelbauer mit Kanarienvögeln tragend; und zuletzt folgten die beiden Gendarmen Kesse und Winkler, als graue Schatten unseres unerbittlichen Geschicks, die sich an unsere Fersen hefteten und uns mit dem grausamen Worte „Halt“ bannten, welchem die geladene Büchse als bedeutungsvolles Ausrufungszeichen beigegeben war.

Schon sahen wir durch den dichten Regen unser zukünftiges Asyl von den hohen Lehmufern hinunterschauen, als sich plötzlich

155 vom gegenseitigen Ufer ein Rufen, von Fächerschwenken begleitet,  
erhob und uns zu rechter Zeit warnte, nicht in die offenen Fluten  
des Stromes hineinzulaufen. Der Kapitän war seiner vorwitzigen  
157 Nase zu unbesonnen gefolgt, und fast war er samt der Mäuse-  
republik von dem Strome verschlungen, seine sieben Stockwerke  
wären unter Wasser gesetzt, und ich wäre als blumengeschmücktes  
Opferlamm auf dem feuchten Altar des Stromgottes hingeopfert  
worden, trotz der anders lautenden Instruktionen unserer beiden  
58 grauen Schicksalsexekutoren. Gendarm Rehe wurde blaß bei  
der Gefahr und kommandierte „Rehrt!“ und unter seiner Führung  
 gelang es uns, auf über das Eis gelegten Brettern und Stegen  
in den sichern Hafen einer polnischen Schenke einzulaufen. Die  
Sicherheit dieses Hafens war allerdings zu loben; aber sein  
Klima bekam uns schlecht. Es war ein trüges, hering-, käse-  
und fischeldurchduftetes, und über dieser zu intensiven Atmosphäre  
schwebte oder besser lagerte sich ein dicker Dampf, der in steter  
Kontinuität aus den regendurchweichten Schafpelzen unserer auf  
dem polnischen Ofen ruhenden Fährknechte entwickelt wurde.  
Ach, und dies alles auf nüchternem Magen! Schon meldete  
59 sich bei uns ein gewisses, der Cholera eigentümliches Symptom,  
als zum Glück der Wagen vorfuhr, der uns auf die nahegelegene  
Festung bringen sollte.

Als wir uns durch das festungsübliche Gewirre von Bastionen  
und Kurtinen, Eskarpen und Kontreskarpen, Kavaliere und  
Lünetten hindurchgewunden hatten, befanden wir uns in einem  
regelmäßigen, von Rajematten eingeschlossenen und von Wappel-  
161 und Lindenalleen durchschnittenen Räume, dessen Längendurch-  
messer von einer Häuserreihe gebildet wurde, mit der Kom-  
mandantur als ungefährem Mittelpunkte. Trotz der Gefühls-  
abstumpfung, mit der eine schon fünf Jahre hindurch erduldete  
Haft uns gesegnet hatte, trotz der Gleichgültigkeit gegen die Zu-  
kunft, die eine auf dreißig Jahre hinausgeschobene, aufs engste  
umgrenzte Vorherbestimmung unseres Lebensweges und der an  
feinen Rändern kümmerlich vegetierenden Lebensschicksale in uns  
erzeugt hatte, blickten wir doch mit Neugierde auf den Schau-

platz unseres passiven Verhältnisses und suchten zu ermessen, ob wir wohl in einem gepolsterten Lehnstuhl oder auf Hechelzinken zu sitzen kämen; denn sitzen mußten wir: so war's im Räte der Götter und im Räte des Kammergerichts zu Berlin beschlossen.

Lange Zeit zu diesen Betrachtungen war uns nicht vergönnt; rasch führen wir vor die Kommandantur, die Wohnung des mächtigen Mannes, dem die nächste Entscheidung über Lehnstuhl und Hechelzinken zustand. Große Ereignisse im Leben der Völker, also auch im Leben einzelner Menschen, werfen ihre Schatten vor sich her; auch unsere Schatten, <sup>die wir nicht sehen können</sup> Riehe und Winkler, gingen uns voraus, woraus der gütige Leser zwei unumstößliche Schlüsse ziehen kann: erstens, daß wir an einem bedeutungsvollen Abschnitte unseres Lebens standen, und zweitens, daß wir jetzt richtig in Nummer Sicher waren. Wer die unumschränkte Gewalt eines Festungskommandanten über seine unfreiwilligen Insassen kennt, wird mir das erste, und wer Mauern, Gräben und Wachtposten einer Festung gesehen hat, wird mir das zweite zugeben müssen.

Unsere Schatten lösten sich von uns ab und verschwanden hinter einer Thür, die in das Innere des Hauses führte, und wir beiden unglücklichen Schlemihls standen im Vorzimmer und zählten an den Knöpfen unserer Röcke Glück und Unglück ab.

4  
Endlich wurden wir aus der unbehaglichen Lage banger Erwartung erlöst und vor den Kommandanten geführt. Ich hatte deren leider schon etliche kennen gelernt und hatte mir im Laufe meiner sitzenden Lebensart\*) eine gewisse Kommandantenkenntnis angeeignet. So wie ich den Generalmajor von T. erblickte, zerstoben die Nebel meiner Befürchtungen. — In der fast kolossalen Gestalt, in den biederem, ernsten Gesichtszügen sprach sich eine wohlwollende Menschenfreundlichkeit aus, die mir bei anderen Demagogenfressern seines Geschlechts nie vor Augen gekommen war. — Selbst sein schneeweißes Schnurrbart und seine ebenso weiße Perücke — man sagte wenigstens, er bediene sich

\*) Anmerkung des Setzers: O du mein Himmel, was für 'ne Metapher! (Anmerkung Reuters.)

eines solchen Haarjurrogats; und wenn es wirklich eine Perücke war, so zeugte sie für den richtigen Takt und den guten Geschmack des ältern Herrn; er hätte ja ebenso gut, wie andere geckenhafte alte Herren das Silber seines Alters mit dem jugend-



Generalmajor Ludwig von Toll.

Nach dem Leben gezeichnet von Büttner. Lithogr. von A. Schamberg. Im Besitz von Pastor Falk-Elbing.

lichen kastanienbraunen oder goldlockigen Scheitelschmuck unecht vergolden können — also selbst seine alte brave weiße Perücke sprach beruhigend zu meinem Herzen und sagte: „Laßt das man gut sind! Der untermirhabende Generalmajor is keiner von

S 62

die" — <sup>Amich,</sup> ~~Perücken~~ <sup>Wingeln</sup> fallen nie aus der Rolle, sie sprechen immer falsch. — "die es Bergnügen macht, Leute auf'n Kopf zu treten, die schon in's Unglück sind".

Sei es nun, daß das nahe Ohr des alten Herrn von seiner Perücke souffliert wurde, genug, der Generalmajor von L. sprach ungefähr ebenso zu uns und setzte nur noch hinzu: "Nu gehen Sie man ruhig hin und suchen Sie sich 'ne gute Kasematte aus; Sie sind die ersten und sollen's Aussuchen haben. Wenn Sie sich abersten eine ausgesucht haben, denn müssen Sie sie auch behalten: vor Fickackereien bin ich nich". Damit entließ er uns. Als wir aber scheiden wollten, winkte mir meine Freundin, die Perücke, noch einmal recht vertraulich zu und sagte: „Dummes Zeug! Kehrt Euch an nichts! Er und ich sind nicht so! Das müssen wir unserer Stellung wegen nur so sagen, das ist nur von wegen des Respekts! Wir sind alte Westfalen, haben als Kolonel dem Kaiser in Spanien und Rußland gedient, haben selbst einmal in Kasematten als Gefangene gefessen, haben Glück und Unglück erlebt, stehen jetzt am Ende unserer Laufbahn und denken nicht mehr an Avancement. Und wenn wir dran dächten, so sollte uns doch gleich dreiundzwanzigmal der Teufel holen und mir, für meinen Teil, sollten doch gleich alle Haare ausgehen; wenn wir durch das Schuriegeln von solchen dummen Tungen, wie Ihr seid, Generalleutnant werden wollten!“

Wir traten hinaus. Gendarm Rehse und Gendarm Winkler nahmen Abschied von uns und bedankten sich, daß wir ihnen unterwegs nicht weggelaufen seien. Ein alter Unteroffizier, grämlich-langweiligen Angeichts, trat an die Stelle der Scheidenden, und übernahm die Führung, indem er uns anzeigte, daß er der Mann sei, der die ruhigen Bewohner der Festung vor dem Miasma unserer demokratischen Gefinnungen schützen solle, daß wir unter keinerlei Umständen mit Zivil- und Militärpersonen verkehren dürften, sondern nur auf seine eigene interessante Unterhaltung angewiesen wären, die ebenfalls wieder durch engbegrenzende Dienstinstruktionen bemessen würde, indem man doch nicht wissen könne, ob selbst die Impfung von 1813 und 1815

für König und Vaterland jetzt noch gegen das Blatterngift der Demagogie schützen würde. Er zeigte uns darauf das Stück eines Baumganges, das für einige Stunden des Tages fürder unserer Beintätigkeit überlassen sein sollte, führte uns darauf durch einige Kasematten, die alle wie riesige Koffer mit hohem Deckel für schmutzige Wäsche ausfahen, installierte uns als einseitige Besitzer dieser Höhlen, versprach am Abend wiederzukommen, um nachzusehen, ob wir derweile nicht durch die zehn Fuß dicke Mauer durchgebrochen seien, und schloß endlich seine Rede und die Tür mit dem freundlichen Wunsche: „Wünsche, wohl gespeist zu haben“.

Dies war nun aber leider durchaus nicht der Fall, wir hatten den Tag über zur Verteuerung der Lebensmittel in keiner Weise beigetragen und saßen hungrig da, wie junge Ruckucke im fremden Neste, die sehnlichst das Futter der ernährenden Grassmücke erwarten.

Endlich erschien unsere Grassmücke, Unteroffizier Bartels, einen Ekfloben im Schnabel — er hatte beim Aufschließen beide Hände gebraucht und deshalb den Henkel des Korbes mit den Zähnen gepackt — setzte denselben vor uns auf den Tisch und zeigte uns an, der Herr General sei der Meinung gewesen, wir wären wohl noch nicht eingerichtet, deshalb sende er uns ein Abendbrot.

Wenn man lange Jahre hindurch Gefangener gewesen ist und von den vorgelegten Behörden nur raue Behandlung, strenge Verbote, ja sogar mutwillige Einschränkungen erfahren hat, so kommen einem solche Ansflüsse der Humanität vor wie Blütenbäume, unter denen man nach langer stürmischer Meerfahrt in Sicherheit ruht. Wir genossen unser Abendbrot mit herzlichem Dank gegen den Spender; aus den gelben Fluten eines wohl-schmeckenden Eierbiers tauchten allerlei Hoffnungen auf bessere Tage auf, freundliche Genien mit fettglänzenden braunen Gesichtern lachten uns aus den Bratkartoffeln entgegen, und als Unteroffizier Bartels für diese Nacht definitiv die Tür schloß und die Eisenstange davor legte, überhörten wir fast den schrill

ins Herz des Gefangenen einschneidenden Ton, unsere Troglodytenwohnung kam uns wie ein Palast vor, und in der Nacht träumte ich: Se. Majestät Friedrich Wilhelm der Dritte habe mich zu Tafel befohlen, mein Fremd, der Kapitän, tanze mit der ältesten Prinzessin, habe dadurch entfernte Anwartschaft auf den Thron, und der Kommandant unserer vorigen Festung müsse auf dem Esel reiten.

Wenn man an die hundert Meilen nolens volens mit Extra-  
post und Gendarmen durch das Land geführt wird und in der schlechten Lage ist, nur in wogerechter Lage schlafen zu können, kurz, wenn man in zweimal vierundzwanzig Stunden kein Auge geschlossen hat, so ist man müde, sehr müde; und als wir zu Bette gingen hatten wir die Absicht, wie Wallenstein, einen langen Schlaf zu tun, und wie hielten wir Wort! Erst gegen 11 Uhr wurden wir am anderen Morgen durch das Schlüssel- und Schlüsselgerassel des Unteroffizier Bartels geweckt, der uns mit der langweiligsten Miene von der Welt anzeigte, es sei Zeit zu der Freistunde. Ein königlich preussischer Unteroffizier zeigt zwei Leuten an, daß sie Freistunde haben! — Ich wollte, ich gäbe mein Blatt mit Illustrationen heraus, diese Szene würde ein gutes Bild geben. — Freistunde! Eine Stunde, in welcher man frei sein, sich frei fühlen soll und dann einen Unteroffizier als Klotz am Bein, den man mit sich schleppt, um in jedem Augenblicke durch die Worte: „meine Herrns, das ist verboten; meine Herrns, das dürfen Sie nicht; meine Herrns, das muß ich melden“ an die Lage eines Mailäfers erinnert zu werden, den die Kinder an einem Faden in der Luft brummen lassen.

Wir traten ins Freie, nachdem wir uns das Wort gegeben hatten, das Wohlwollen des alten Generals durch Überschreitung unserer Vorschriften nicht zu verschmerzen. Mit jener Sicherheit, die stets im Gefolge des „Muß!“ zu finden ist, schritten wir in unserer bis jetzt laublosen dekretierten Pappel- und Lindenallee auf und ab, kein instruktionswidriger Blick schweifte rechts und links ab, kein kommentwidriges Wort entfloß dem Zaum unserer Zähne, die Langeweile des Unteroffizier Bartels'schen

Gesichts wurde durch einen Zug von stiller Zufriedenheit verschönt, und schon begann er seinen Posten als Sinecure anzusehen, als zwei Damen uns begegneten, eine ältere von vortrefflichem Embonpoint und eine jüngere, schlank, wie die Pappeln am Wege.

Der Kapitän hatte etwas Chevaleresques in seinem Wesen und etwas Entzündliches in seinem Blute. Ich sah, daß dies uns bisher nie vorgekommene kleine Abenteuer die beiden eben erwähnten integrierenden Teile seines Wesens in Anspruch nahm; zehn Schritte vor der interessanten Erscheinung strich er mit der Hand durch sein Haar und zerrte an seinem alten treuen Mantel, um den sieben Stockwerken seines Kragens Gelegenheit zu geben, irgendwie in der höheren Romantik etwas Hervorragendes zu leisten; drei Schritte darauf strich er seinen blonden Schnurrbart und begann sehr energisch über einen aufgestapelten Kanonensattelhaufen zu reden, der an unserem Wege lag, und als — des tiefen Schmutzes wegen — sein grauer romantischer Apparat mit der schwarzen Mantille der jungen Dame in freundschaftliche Berührung kam, sagte er emphatisch zu mir: „Glaube mir, Charles, wenn so eine Kanonenkugel mit Deinem Kopfe Bekanntschaft machen sollte, dann ist's alle mir Dir!“

Eben wollte ich eine möglichst ebenso geistreiche Salve dagegen abschießen, als ich bemerkte, daß der Kapitän stehen geblieben war und die Erfolge seiner imposanten Anstrengungen auf der Rückseite der Vorübergegangenen abzulesen suchte. Sei es, daß seine Forschungen unbefriedigt ausfielen; sei es, daß die Dazwischenkunft von cher Bartels, der uns anzeigte, unsere Uhr sei abgeläufen, ihn verstimmt, der Kapitän ging, von mir gefolgt, verdrießlich in die Kasematte, und versuchte seine Mißstimmung an den Rippen eines nüchternen Kalbsbratens herauszubeißen, was ihm für den Augenblick auch gelang, indem sich sein Verdruß über die geringen Erfolge seiner Anstrengungen in stille Melancholie und nachmittagschläfrige Nachtgedanken auflösten.

„Charles“, sagte der Kapitän, als er sich nach Tische auf sein Lager warf, „kennst Du die Liebe?“

<sup>„Von, Nord ist“</sup>  
„Ich denke!“ antwortete ich. „Ich bin vorigen 7. November vierundzwanzig Jahr geworden und habe, wenn auch ohne viel Glück, doch schon Versuche darin gemacht. Auf der Schule zumal, da . . .“

„Kindereien!“ sagte mein Freund, „Kotillonsalbernheiten am Abend, und Fensterpromenaden am Morgen mit Zumpt's lateinischer Grammatik unterm Arm, das Herz voll überschwenglicher Gefühle und den Kopf leer von lateinischen Vokabeln! Wir kennen das! Man tritt mit Hängen und Bängen der Tochter des Konrektors unter die Augen und mit Hängen und Würgen dem Konrektor selbst. — Diese Torheiten meine ich nicht; ich meine die Liebe, jenen Blitz aus blauer Augen Himmel, jenen Strahl, der zündend trifft, mit loher Glut im armen Herzen brennt und es verzehrt zu schänden Aschenhaufen.“

„Nein!“ sagte ich gähmend und warf mich ebenfalls aufs Bett, „Gott sei Dank! die Art ist mir bis jetzt noch nicht vorgekommen“.

„Dein Tag wird kommen“, deklamierte der Kapitän, „wie der Tag kam der heiligen Ilios und des Priamus selbst und des Volkes des lanzenkundigen Königs. Paß auf, Charles! Vor einer Stunde wußte ich noch nicht, wie es einem in solchen Verhältnissen zu Mute ist und nun! Nun . . . Hast Du die Dame gesehen — die junge meine ich — die an uns vorüberging?“

„Nun ja! Das heißt, ich sah sie nur flüchtig und bemerkte, daß sie rotes Haar hatte.“

„Das nennst Du rot? Das nenne ich Gold, reines alt-deutsches echtes Gold! Und dann diese Augen! Diesen Wuchs, schlank wie die Feder, hoch wie die Tanne auf Bergeshöhen. Diese . . .“

Der Kapitän wird nun wahrscheinlich noch eine weitläufige Beschreibung der schönen Dame haben folgen lassen, und mag auch noch mancherlei Fragen an mich gerichtet haben, auf die ich zu seinem Ärger vielleicht mit Schnarchen geantwortet habe; denn als ich nach einem behaglichen Nachmittagschlaf erwachte,

ging er in würdevollem Schweigen lautlosen Schrittes auf Filzschuhen im Zimmer umher und machte mir und unserer alten Kaffeemaschine, die zu ihrem Dienste bereit auf dem Tische stand, ein Gesicht zu, als wären wir beide nicht mehr wert, seine Gefährten auf dieser nun von einem Engel verkärten Welt zu sein.

Ich konnte ihm aber nicht helfen. Die Reihe des Kaffeemachens war an ihm, es war seine Woche.

„Kapitän“, sagte ich, nachdem ich mir die Schlafüberreste aus den Augen gerieben hatte, „wie ist es mit dem Kaffe?“ 42

Er war jedenfalls vollständig der Gegenwart entrückt. Oft hatte er mich in früheren ruhigen Stunden versichert, auf dem Grunde einer Tasse Kaffee allein lese er Versöhnung mit seinem herben Schicksale, kaffeebraun wäre die Farbe des Bandes, welches ihn ans Leben fesselte, und, wenn er die Wahl hätte, ob er mit einem vernünftigen Menschen oder mit seiner Löffchen Kaffeemaschine umgehen solle, so würde er trotz seines Hanges zur Geselligkeit doch der blechernen Freundin den Vorzug geben.

In seinem heutigen Zustande schien er sogar die Löffchen vergessen zu haben. Durch meine Frage aufgerüttelt, stürzte er auf seine alte Göttin los, und suchte sein Vergehen gut zu machen. Ein abgetragenes Cereviskännel umschloß gleich einem Diadem seine glänzende Stirn; ein rotfarbener Schlafrock umfloß seine jugendlichen Glieder, und das durchgeseffene Hinterteil desselben wallte talarartig in anmutvollen Fetzen hinter ihm her. So stand er da als Hoherpriester der Kaffeegöttin und suchte sie durch die reine Opferflamme des Spiritus zu versöhnen. 43

Mit einem Male — Klack! — „Ach, Du lieber Gott!“ schrie der Kapitän. Ich sprang auf: „Was ist geschehen?“

„Ich habe vergessen, Wasser in die Maschine zu gießen, und nun ist der Boden ausgeschmolzen.“

„Das weiß denn doch auch der liebe Gott, was Dir in den Kopf gefahren ist,“ sagte ich, als wir wie die betrübten Lohgerber die Überreste unserer aufgelösten Freundin umstanden. „Du weißt, wie schwer es uns geworden ist, ihre Bekanntschaft zu machen. Nun können wir des Morgens wieder in die holden

Vergißmeinnicht-Augen der blauen Milch schauen und des Nachmittags unjeren Bierradener, Galgenknafter Nummero 00 ohne Gewürz verzehren.“

Das Gesicht des Kapitäns war, während ich diese Worte sprach, allmählich von dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit in den einer hohen Begeisterung übergegangen, und als ich schloß, versicherte er mit einer energischen Handbewegung: nicht in den Kopf sei ihm etwas gefahren, sondern tiefer säße es ihm, im Herzen; er, für sein Teil, wolle gern dulden; er halte die heiligen Gefühle seines Herzens für ein überreich ausgleichendes Äquivalent gegen alle Schmerzen des Lebens; alles, was sonst ihm Freude gewesen, gäbe er gern hin für die eine, für die einzige; ein Stück unseres Kommißbrottes würde fortan hinreichend sein, als Feuerungsmaterial die Flammen seines Herzens zu nähren, und was den Bierradener beträfe, so verschmähe er ferner jeden schändlichen Sinnengenuß, und damit riß er seine Pfeife, die einzige, die er besaß, aus dem Munde und schleuderte dieselbe in den Winkel, daß der Kopf zerbrach und der alte bleierne Abguß sich zu einem Fragezeichen zusammenbog, vor welchem man deutlich lesen konnte: „Wo heißt?“ Er war nämlich von einem Juden gekauft.

Ich gestehe gern, daß die Rede des Kapitäns einen tiefen Eindruck auf mich machte, und daß das schließliche Zerbrechen der Tabakspfeife bei notorischer Schwierigkeit, sich eine neue anzuschaffen zu können, diesen Eindruck bedeutend verstärken mußte. Mein Freund kam mir vor wie ein großer Mann, wie einer, der mit sich zur Einheit gekommen war, der mit den kleinlichen verdrießlichen zerstreuenen Nebendingen dieser Welt vollständig abgeschlossen und alle Strahlen seines geistigen Seins in einen focus, und die ganze Wucht seines Charakters in einen Schwerpunkt gesammelt hatte und mit dem letzteren auf mich lastete und Anerkennung und Bewunderung aus mir herauspreßte.

Den Nachmittag und den Abend dieses Tages hielt die Bewunderung bei mir an und kämpfte den Ärger über die angeschmolzene Kaffeemaschine nieder; als aber am nächsten Morgen

eine blauweiße opalisierende Flüssigkeit in einem schwarzgebratenen Topfe sich mir als Frühstück aufdringen wollte, nahm sie Abschied von mir, und als in der Freistunde der sonst so mitteil-same Kapitän schweigend und in Gedanken neben mir hinschritt, wurde ihre Stelle von Langeweile eingenommen.

Mein Freund war dafür in seinem Innern angestrengtest beschäftigt. Er kombinierte und reflektierte und peitschte seine arme Erinnerung so lange mit dem Katzenfell seiner Phantasie, bis dieselbe Funken sprühte, und isolierte sich am Ende unseres Spazierweges, wo er sich geröteten Antlitzes und funkelnden Auges an eine junge nachgepflanzte Linde stellte, und von dort aus versuchte, die zehn Fuß dicken Mauern der benachbarten Kasematten mit dem Geschöß seiner Blicke zu zertrümmern, blos, um zu entdecken, wo sein Schatz geborgen sei.

Dem Unteroffizier Bartels schien das Benehmen meines Kameraden aufzufallen, er ~~entließ mich aus den Fesseln~~ seiner Beobachtung und dafür den Kapitän enger umstrickend, stellte er sich in dessen Nähe an eine Pappel. So standen beide nun eine Zeitlang. Der Kapitän sah die Mauern der Kasematten an, und Unteroffizier Bartels sah den Kapitän an.

Gerade als ich bei meinem Hin- und Hergehen wieder in die Nähe der beiden standfesten Beobachter kam, hustete Bartels kurz und einige Schritte vortretend sagte er zu dem Kapitän: „Was stehen Sie hier und kucken Sie hier? Wenn Sie hier länger stehen und kucken, denn muß ich das melden.“

Mein Freund war gerade im Begriff, auf diese Bemerkung eine barsche Antwort zu geben, als ich dazwischen trat: „Mein lieber Herr Bartels“, sagte ich, indem ich ihm freundschaftlich beim Armel ergriff und halb undrehte, „das will ich Ihnen ganz genau erzählen. Sehen Sie, gestern, als wir hier mit Ihnen in aller Freundschaft herumspazierten, hat mein Freund ein großes Malheur gehabt. Bei Beendigung unsers Spazierganges, kurz vorher, als Sie die Güte hatten, uns wieder einzuschließen, hat mein Freund hier etwas verloren. Sie werden sich erinnern, es begegneten uns damals gerade zwei Damen, eine ältere und

eine jüngere, und mir kam es vor, als wenn diese letztere sich bückte, um etwas aufzuheben. Da nun der Gegenstand, den mein Freund verloren hat, von großem Werte ist . . . .“ — „War's von Bernstein?“ fragte Bartels dazwischen. — „Nein.“ — „Denn war's wohl von Gold?“ fragte er weiter. — „Auch das nicht. Es war aber wenigstens ebenso viel wert“, antwortete ich. „Und da mein Freund nun glaubt, daß so anständige Damen ihm das Verlorene wohl wiedergeben werden, so steht er da und sieht sich um, ob er ihrer vielleicht nicht wieder ansichtig werden könnte.“

„So?“ sagte Bartels. „Also darum?“ und ging mit sich augenscheinlich zu Räte, ob er dies melden müsse.

„Sollten wir's wohl wieder erhalten, Herr Bartels? Das heißt durch Ihre gütige Vermittlung,“ setzte ich hinzu.

„Wenn die't gefunden haben, denn kriegen Sie't wieder,“ war die Antwort, „dat sünd anständige Menschen, dat sünd die Frau und die Tochter von'n Proviantamtsexistenten Schönborn.“

„Könnten Sie denn nicht einmal hingehen und fragen?“ warf ich verloren hin.

„Jetzt? In'n Dienst? — Nee! nee! Das dörf ich nicht! Aber, will ich Sie sagen, machen macht sich das doch. In 'ner Viertelstunde is das elf, und denn kömmt ihre kleine Schwester aus der Schule, und die will ich mal hinschicken und fragen lassen. — Aber was war's denn eigentlich?“

„Es war ein rotes Herz, aus welchem helle Flammen herauschlugen.“

„So? helle Flammen und ein rotes Herz? So? hm? Karjos!“ und Unteroffizier Bartels geriet in ein für mich bedenkliches Nachdenken, in welchem vielleicht die schöne Zeit seiner eigenen Jugend mit roten Herzen und hellen Flammen sich würde abspiegelt haben, und im Hintergrunde seiner Faust- und Gretchen-Szene meine lauende Absicht als Mephistopheles erschienen sein würde, hätte ich nicht mit dem Hauche liquider Geschwägigkeit diesen Spiegel getrübt, und wäre mir nicht die Uhr

eines nahegelegenen Bäckerladens mit elf Schlägen zu Hilfe gekommen.

„Ich glaube,“ sagte ich, „die Kleine kommt nicht.“

„Ja,“ sagte Bartels, „kommen kommt sie.“

Und richtig! An der Spitze einer kleinen lustigen schäkern-  
den, der Schulstube entflohenen Mädchenschar kam ein bild-  
schönes elf- bis zwölfjähriges Mädchen den Baumweg daher  
gefänkt, Debonale's französische Grammatik in die Luft werfend  
und wieder lächelnd, für alle die Schmerzen, welche ihr der alte  
geleckte Herr gemacht hatte, sich dadurch rächend, daß sie ihn  
Luftsprünge machen ließ, seinen äußeren Menschen höchst de-  
spektierlich behandelte und seinen inneren mit einigen Felsöhren  
mehr versah.

Als die Kleine näher kam und in mir eine unbefannte  
Größe wahrnahm, gab sie ihrem alten Peiniger Ruhe und wollte  
in einen Halbzirkel, dessen Radien von ihren neugierigen, forschenden  
Blicken gezogen wurden, um mich herumschlagen, als sie in  
Unteroffizier Bartels' Tangente geriet und von ihm angehalten,  
befragt wurde: „Sagen Sie mich mal, Idachehen, hat Ihre  
Schweester was gefunden?“

„Gefunden? Meine Schweester? Welche von meinen  
Schwestern?“

„Na, die mit die rote Haar, die gestern mit Herz-Mamachen  
hier prominieren duhn daht.“

„Aurelie? Nein? Was sollte sie denn gefunden haben?“

„Ein Herz, ein rotes Herz mit 'ner Flamme. Gehen Sie  
doch man mal hin un fragen Sie ihr. Ein von den Herrns  
— nee! der nich — der andere, der mit dem grauen Mantel,  
der da an die kleine Linde steht, hat's verloren.“

Idachehen sprang nun wie ein junges Reh die StraÙe  
entlang, und ich hatte genug zu tun, ihr mit raschen Schritten  
und noch rascheren Blicken zu folgen; doch glücklicherweise ge-  
lang es mir noch, als ich am Ende des Spazierganges beim  
Kapitän, der noch an seiner Linde stand, ankam, zu sehen, wie  
der dunkle Rachen einer nahegelegenen Kasematte die farbigen

53.

54

Gewänder des Kindes verschlang, wie das feuchte, klebrige Maul eines widerlichen Frosches die lichtgewohnten Schwingen eines gaukelnden Schmetterlings.

Zurückgekommen vom Spaziergange und wieder eingeschlossen, setzte ich mich hin, Stopfnadel und Wolle zur Hand, um meinen Strümpfen ein Benefiz zu geben. Der Kapitän stand mit der Stirn am Eisengitter und ließ seine Augen spazieren gehen, gleichsam als sollten diese das einholen, was seine Beine an der kleinen Linde versäumt hatten.

„Kapitän,“ sagte ich, „Du solltest nicht so viel an die Dame Deines Herzens, sondern mehr an Deinen Schlafrock denken; demselben gehts wie der unglücklichen Kaffeemaschine, ihm fällt der Boden aus. Ein Nadelftich zu rechter Zeit, erspart viel Müh und Arbeit!“

Mein Freund hielt es nicht für gut, diese ökonomische Bemerkung einer Antwort zu würdigen. Endlich brach er ohne Veranlassung in die Worte aus: „Charles, ich sage Dir, dieser Bartels, dieser schnöde Kerl, der mir das Stehen an der Linde verbieten wollte, ist ein schrecklich dummer Kerl.“

„Ja,“ antwortete ich, „Gott sei Dank! das ist er; aber keine Stunde wird vergehen, daß Du ihn nicht dieser glorreichen Eigenschaft wegen beneiden wirst. Dummheit im allgemeinen ist fürchterlich; wenn sie aber zu passender Zeit und an den rechten Personen sich geltend macht, müssen ihr Tempel gebaut werden. Wäre Bartels nicht dumm, so wüßte ich nicht, was ich weiß.“

So gleichgültig auch diese Worte gesprochen wurden, so schienen sie doch auf den Kapitän einen unabweisbaren Eindruck gemacht zu haben; und auch später haben mich vielfältige Beobachtungen gelehrt, daß erhöhte Gemütsstimmungen, namentlich die der Liebe entfloßenen, den Menschen mit einer Art Hellscherei begaben, in welcher er mit Leichtigkeit das Fördernde von dem Gleichgültigen scheidet.

„Was weißt Du, Charles? Was weißt Du? Weißt Du etwas von der jungen Dame?“ fuhr mein Freund auf mich los.

„Nun ja,“ sagte ich, „so etwas. Auf der Waagschale der Liebe mag's freilich nicht sehr ins Gewicht fallen, aber . . .“

„Charles, ich beschwöre Dich, was weißt Du?“

Ich konnte dem Kitzel nicht widerstehen, dem alten Jungen die eingezogenen Nachrichten tropfenweise einzugeben. Wie ein Arzt dem Kranken in einer bedenklichen Krise den heilenden Trank teelöffelweise einflößt und ihn, die Wirkung zu erspähen, fortwährend an den Puls faßt, so tropfte ich ihm, während ich den Pulsschlag seiner Liebe erforschte, folgende Dosis ein:

Rp. Stupiditatis Bartelsianae

gr. III.

dulcificat:

Jocositate Idae Schoenborn:

Unc. II.

M. d. 5. Alle 2 Minuten einen Teelöffel voll zu nehmen, bis Wirkung erfolgt.

Fritz Meuter.

Erster Teelöffel: „Lieber Kapitän, Deine Liebste hat wenigstens noch zwei Schwestern.“

Erste Wirkung: „Ja, sie ist ein Engel! Zwei Schwestern! Ich wollte, sie hätte ein Duzend, sie alle würden meinem Herzen gleich nahe stehen.“

(Erhöhter Puls; das Auge des Kranken leuchtet in wohlwollendem Glanze.)

Zweiter Teelöffel: „Der Vater Deines Engels ist Proviantamtsassistent; er ist es, der uns mit vorliegenden Kommissbrot versieht.“

Zweite Wirkung: „Proviantamtsassistent! Gott segne ihn! Einer der Honorationen auf hiesiger Festung! Aber was gilt mir das? Wäre sie die Niedrigstgeborene, sie würde stets Königin sein in meinem Herzen. — Also er ist es, der uns das Kommissbrot liefert? Der brave Mann! Das Kommissbrot hier ist ausgezeichnet.“

(Der Kranke sieht mit freundlichen Blicken das große

auf dem Tische liegende Kommißbrot an, woraus ich schließe, daß der Appetit sich bei ihm einstellt.)

Dritter Teelöffel: „Ich weiß auch, wo sie wohnt. Du hast heute morgen von der kleinen Linde aus, ohne es zu ahnen, die Kasematte des Proviantamtsassistenten Schönborn fortwährend angestarrt.“

Dritte Wirkung: „Charles! bester Freund! Lauren hat recht: ‚Der Zug des Schicksals ist des Herzens Stimme!‘ Nein, umgekehrt: ‚Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!‘ Es war mir so innerlich zu Mute, unsichtbar zogen Fäden sich, und mit geheimnisvollen Weben wob Ahnungsdrang aus glühenden Liebesblicken ein unzerreißbar feuerfarbenes Band, das meines Schicksals rauhe Herbigkeit auf ewige Zeiten fest verknüpfte mit jenem schönen Born der Liebe.“

(Der Kranke befindet sich augenscheinlich in höchst aufgeregtem Zustande; um diesen zu erhöhen und dadurch eine heilsame Krise herbeizuführen, gab ich ihm den)

Vierten Teelöffel: „Nun rate doch mal, welchen Vornamen sie führt! Sie heißt?“

(Der Kapitän rät auf Serafine und bleibt endlich hartnäckig dabei, sie müsse entweder Serafine oder Angelika heißen.)

„Nein, sie heißt — heißt — Au . . . .“

(Der Kapitän stürzt auf mich los und schreit: „Sie heißt Auguste! O, du gerechtes Schicksal! Eine Auguste habe ich schon einmal geliebt!“

„Nein! Lecke den Teelöffel rein aus! Sie heißt: Aurelia.“

Vierte Wirkung: „Aurelie! Aurelie! — Ich Dummkopf! Das nicht zu raten! Aurum, das Gold, aura, das Lüftchen, der Zephyr! Goldkind, Zephyre auf Deutsch!“

(Der Kranke fällt in einem schrecklichen Barokismus mir um den Hals: „Charles, Du Engel! Nein, Du Satan! Warum hast Du mir das alles tropfenweise zugemessen? Warum hast Du mich so gequält? — Aurelia!“ Allmählich sinkt der Anfall in das Stadium

stillen Phantasieren zurück und löst sich endlich in die sanfttrauernden Wogen süßer Melancholie auf, auf deren tiefen dunklen Fluten der Name Aurelia schwimmt, ein abgerissenes Blatt voll grüner Hoffnung.)

\* \* \*

Der Kapitän war ein ausgezeichnete Kalligraph; er schrieb Buchstaben von außerordentlicher Zartheit im Ausdruck und pflegte sich stundenlang zu üben, dieselben in einen Rahmen von allerlei liebenswürdigen Schnörkeln zu fassen, ihnen dadurch einen gewissen Charakter beizulegen und je zwei und zwei durch leichte kalligraphische Girlanden mit einander zu einer einheitlichen Idee zu verbinden. Auf diese Weise hatte er nach und nach alle Buchstaben des Alphabets mit einander verheiratet und war der Meinung, in dieser Art von Kuppelerei das Erschöpfendste geleistet zu haben; als er zu seinem Schrecken gewahr zu werden schien, daß ihm die Kombination derselben Elemente zu zweien fehle, daß er noch nicht an A.A., B.B., C.C. &c. gedacht habe. Er hieß Albert, sein Engel Aurelia, dieser Umstand schien ihn auf die eben erwähnte Idee zu bringen, und unabhängig von Ort und Material gab er sich ihr hin, mit Kohle, mit Kreide, mit Tinte; an der Wand, an dem Türpfosten, in dem Fensterchweiß, auf jedem Stückchen Papier las man A.A. und immer wieder A.A. Endlich brachte er das Schönste zu stande, was er jemals in dieser Kunst geleistet hat: ein wunderschönes, leichtbeschwingtes, ätherisches A erbob sich siegreich auf lichten Wolken von kalligraphischen Zügen, und unten rechts kniete ein anderes A in demütiger Stellung auf einer von Dorn und Disteln geschlungenen Arabeske; mitten durch dasselbe fuhr ein mit scharfem Widerhaken versehener Pfeil, der an dem Bande eines ernstfreundlichen Zuges mit Leichtigkeit von dem schwebenden A hätte hinaufgezogen werden können, wenn es Lust dazu gehabt hätte.

Nachdem er mit dieser Darstellung fertig geworden, begann mein Freund seinem blonden Schnurrbart und seinem gleichfarbigen Haupthaar vor unserm Zweigroßenspiegel die größte

Sorgfalt zuzuwenden, und als er hiermit zur Zufriedenheit fertig geworden, begann er eine durchgreifende Musterung seiner sämtlichen Effekten, die er aus der Gebrechlichkeit eines alten struppierten Reiseofficers herausnahm und vor seinen Augen in dem zweifelhaften Lichte einer von Eisenstäben und blinden Fensterscheiben erlenchteten Kajematte spielen ließ. Die jedem andern sehr leicht gewordene Auswahl wurde dem Kapitän sehr schwer. Jedes Stück seiner Garderobe hatte seine besonderen historischen Vorzüge, und waren die gegenwärtigen stofflichen auch im Laufe der Zeit etwas verblichen und vom Zahn der Zeit etwas angenagt, so war er doch sehr in Zweifel, ob er sich eine größere Impietät zu Schulden kommen ließe, wenn er den schönen blauen mit einst blanken Knöpfen garnierten und jetzt mit einem schon etwas lädierten neuen Samttragen vorgesehnten Leibrock, in welchem er in den Ferien auf den Bällen seiner Vaterstadt so viel Verwüstung unter den zarten Keimen erster Liebesjeligkeiten bei seinen schönen Landsmänninnen angerichtet hatte, oder wenn er den schwarzen Altdeutschen mit den seidenen Schnüren und Quasten — leider auch schon vom Rost des Alters etwas fuchsig geworden — den ersten Zeugen manchen Bruderschwurs, den treuen Begleiter auf den Gang zur Mensur, zurücksetze, und nur der Umstand, daß der ernste Zeuge der Bruderschwüre durch inveterierte Bierflecke von erklecklicher Größe sein billiges Bedenken erregte, ließ ihn den leichtsinnigen Schmiepel wählen, abgesehen davon, daß dieser ja doch auch eigens zum Zweck von Eroberungen gebaut worden war. Unter seinen Westen wählte er eine halbseidene, teils ihres ursprünglichen Wertes wegen, teils auch aus eigener Gutmütigkeit; die alten treuen Streifen von blauem, sehr beständigem Samtmanchester hatten einst bessere Tage gesehen, und deshalb wollte er ihnen mal einen guten Tag gönnen. So weit hatte mein alter Fremid nun noch immer ein gewisses, wenn auch beschränktes Wahlrecht ausgeübt; bei dem Kleidungsstück aber, welches naturgemäß weiter nach unten zufolgt, stellte sich die Sache weniger vorteilhaft. Man braucht hier nun nicht gleich dem mißwollenden Gedanken Raum zu

geben, als habe der Kapitän in Bezug auf diese Art Kleidungsstücke in bedrängten Verhältnissen gelebt; dies durchaus nicht! Er hatte eine reichliche Auswahl zum Teil sehr schöner Feigenblätter, nur waren sie leider alle für den Sommer gepflückt; es waren lauter Sommerhosen, zarte halbblauweiße und rosaweiße Sommerblüten, die das königlich preußische Februar Klima schlecht vertrugen und ihrem Repräsentanten bei seiner jetzt vorwaltenden Erhitzung und Erregung alle möglichen Krankheiten auf den Leib ziehen mußten. Die Beine des Kapitäns zogen es also vor, sich in das bescheidene Kommißgrau einer Soldatenhose zu kleiden — der Kapitän hatte in Halle sein Jahr abgedient. —

Mit stiller Bewunderung sah ich mir diese Verschönerungsprozedur an. „Ob er sich wohl Vatermörder vorbindet?“ dachte ich. Ich wußte es, der Kapitän besaß drei solche Requisite einer vollendeten Toilette; aber ich wußte auch, daß er den letzten reinen Kragen am Weihnachtstage des vergangenen Jahres umgebunden hatte.

Richtig! mein Freund holte etwas weißes aus dem Koffer, besah es von allen Seiten, rechte es und glättete es über das Knie, betrachtete es wieder und murmelte die Worte vor sich hin: „Das wird noch immer gehen. Seit Weihnachten nicht getragen — hat ja nun auch Zeit genug gehabt, sich wieder weiß zu liegen.“ — Eine enganliegende schwarze Krawatte, die ihm das Ansehen eines Sekonde-Leutnants in Zivilkleidung gab, vollendete seinen Anzug.

Als der Kapitän mit seinem Anzug fertig war, kam Unteroffizier Bartels mit dem Mittagessen. „Wollen Sie zum General?“ fragte er den Kapitän. — „Nein!“ war die kurze Antwort. — „Ober zum Platzmajor?“ — „Nein! Warum fragen Sie?“ — „O, ich mein man, weil Sie so in Staat sind.“ —

„Charles,“ sagte der Kapitän, als Bartels uns verlassen hatte, „der Mensch ist unausstehlich. Dummheit und Zudringlichkeit! Das widerlichste Gemisch, was ich kenne!“

„Die Zudringlichkeit hast Du abgewiesen, und die Dummheit laß ihm nur, ich denke für mich eine Art Domäne daraus zu schaffen. — Nun komm her und iß!“

54 Der Kapitän sah mich an, als käme es ihm sehr sonderbar vor, daß ich ihn zum Essen aufforderte, als habe er in seinem Leben noch nicht gegessen, und erklärte endlich auf meine wiederholten Einladungen, die von gutem Beispiel begleitet waren: „er begreife mich gar nicht, — wie ich glauben könne, daß er heute essen würde.“ — Kurz! er behandelte mich in seinen Antworten, als hätte ich das Unsinnigste in der Welt von ihm verlangt.

Zwei Stunden fast währte es noch, bis Bartels die Kaffeematte zur Nachmittagsfreistunde öffnen mußte. Der arme Kapitän! Während ich mir einen Teil dieser Zeit mit Bratwurst und den großen grauen preussischen Erbsen vertrieb, die hart und rund aus der sauren polnischen Specksauce hervorsahen, wie erratiche Blöcke aus Meeressluten, ging der Kapitän in dem unruhigen Takte der Erwartung im Zimmer auf und ab und stellte im Gebiete seiner Phantasie eine Hezjagd auf Schönbilder an.

„Kapitän,“ sagte ich, „wenn Du in der Freistunde . . .“

„Ach ja,“ rief er, seine Träumereien unterbrechend, „die Freistunde! Nicht wahr? Es ist bald Zeit.“

„Ja, in anderthalb Stunden. Doch ich wollte nur sagen: Wenn Du in den Freistunden ein außergewöhnliches, rasselndes Geräusch in meiner Nachbarschaft hören solltest, so brauchst Du an nichts besonderes zu denken: es werden dies die grauen Erbsen sein, die mir im Magen klappern.“

„Mit Deinen schlechten Wizen und Deinen grauen Erbsen!“ war die verdrießliche Antwort des Kapitäns. „Beide sind gleich unverdaulich.“

Der Kapitän war in einer noli me tangere-Stimmung, er hatte mit dem blauen Ball-Schniepel und dem Weihnacht-Watermörder eine Festtäglichkeit angezogen, deren zarte Fühlhörner sich bei der Berührung meiner Alltäglichkeit zurückzogen. Ich konnte für sein Wohlbehagen und meine Eigenliebe daher nichts besseres tun, als mich gänzlich aus seinem Gefühlskreise herausziehen. Ich warf mich aufs Bett und las in Höpfners Kommentar; ein unschätzbares Buch, welches mir in meiner Festungs-

kariere die wesentlichsten Dienste geleistet hat, nicht sowohl durch bedeutende Förderung meiner juristischen Kenntnisse, als seiner kalinierenden Wirkungen wegen. Ich brauchte es stets nur in kleinen Dosen einzunehmen, um in selige Vergessenheit meiner Lage zu versinken, und obgleich ich sieben Jahre hindurch jeden Tag zweimal einige Tropfen davon einnahm, habe ich das Quantum nicht ganz verbraucht und bin nur bis zur unvor-denklichen Verjährung gelangt. Sollte der Verein gegen Tier-quälerei seine Wirksamkeit von Hundefuhrwerken und Fleischer-brutalitäten auf Abschaffung und Vinderung der Gefangenen-quälerei ausdehnen, so würde ich ihm vorschlagen, jeden Ge-fangenen mit einem Exemplar von Höpfners Kommentar zu be-schenken; er würde sehen, was Wunder er vermöchte.

Ich lag also, wie gesagt, mit meinem besten Freunde auf dem Bette, hatte gerade eine halbe Drachme Faustpfand einge-nommen und schaute, die Wirkung schon halb verspürend, auf die löschpapiernen Blätter meines Exemplars, wie man an Herbst-abenden in den grauen Nebel zu schauen pflegt unter dem halb-fröstelnden, halbwohlthuenden Gefühle, daß man so wunderschön im Trocknen sitzt; der Kapitän saß zehn Schritte von mir — Kasematten sind sehr geräumig — in nachdenklicher Stimmung vor dem Mäusepalais. Sein an der grauen Wand der Kase-matte scharf abstechendes, von der Mittagssonne eines heiteren Februartages beleuchtetes Profil strahlte von Freude über das Gedeihen der überfiedelten Kolonie, sein Herz schlug für das Wohl jedes irdischen Geschöpfes, hohe Freude über Mäuseglück und zarte Sehnsucht nach einem so innigen Familienleben zogen in ihn ein:

„Raum ist in der kleinsten Hütte  
Für ein glücklich liebend Paar.“

murmelte er, und ich wäre beinahe wieder munter und von seinem Wohlwollen für Mäuse-Liebe und Häuslichkeit angesteckt worden, als Freund Höpfners seine bleierne Hand schwer auf mich legte und mir den lastenden Druck dadurch vergalt, daß er mich in die heiteren Gebiete eines reizenden Traumes spazieren führte.

Ich träume fast immer, wenn ich vernünftigerweise schlafen sollte, und unzählig sind die Wunder und die Wunderlichkeiten, die ich im Traume geschaut habe; dieser Traum aber übertraf viele andere an Naturwahrheit und, wenn man es erlaubt, auch an Wirklichkeit, so daß er mir jetzt noch deutlich vorschwebt und ich den geneigten Leser bitten muß, ihn gefälligst anzuhören.

Mir war es, als hätte Bartels gerade zur Freistunde aufgeschlossen. Ich stand noch unter dem massiven Schwibbogen des Tores, an welches unsere Kasematte stieß; ich sah die Schildwache, wie sie mich neugierig und zurückhaltend anblickte, als ich mich auf die Schulter geklopft fühlte und, mich umblickend, einen alten in Gran gekleideten Mann mit schweinsledernem Angesicht und einem Zopfe von aner kennenswerter Länge erblickte. Ich habe viele rote, blühende Gesichter gesehen, die nicht halb so freundlich lächelten, als dies alte faltenreiche gelbe.

„Junger Freund,“ sagte der Inhaber dieses Gesichts, „kennen Sie mich?“

„In dem Augenblick wußte ich nicht. — Mir ist so — aber wenn ich sagen sollte, ich kenne Sie, dann . . . .“

„Schadet auch nicht! Ich bin der Professor juris K. J. Höpfner, der im Jahre 1800 und 3. zu Göttingen gestorben ist, habe mich Ihrer wegen Ihrer voraussichtlichen Bedeutung in der juristischen Welt angenommen und heute durch Vermittelung des Tierquälervers eins von der weißen Perücke des Kommandanten L. die Erlaubnis erlangt, Sie statt Bartels in die Freistunde zu führen.“

„Sehr gütig von Ihnen, Herr Professor,“ sagte ich und wollte in die bekannte Lindenallee einbiegen.

„Ei, ei!“ sagte freundlich der alte Herr, „wohin denken Sie? Freistunden in logischer, philosophischer und ergo juristischer Bedeutung sind freie Stunden im Freien. Nein, wir gehen jetzt links.“ Und damit führte er mich durch Kavelins und Lünetten und grüne Mamelons und Malakowtürme ins Freie, in ein reizendes Tal, von Bächen durchschlungen, die wie lichtblaue Bänder grüne Hügel, duftende Haine und leuchtende Blüten-

bäume zu einem frischen Strauße zusammenbanden und in der Ferne zu Seen sich breiteten, in welchen der Himmel mit glänzenden Wolkengebirgen sich spiegelte, und die Erde mit dunklen Gebirgswolken.

„Ach, wie schön,“ rief ich aus und warf mich jubelnd ins Gras.

„Mein Bester, mein Bester!“ sagte Professor Höpfner, „wer wollte wohl noch in Ihren Jahren sich den Gefühlen der Überraschung so hingeben! Stehen Sie doch gefälligst auf! Nil admirari! Dies ist noch gar nichts, es kommt noch fünfmal anders.“ Und er führte mich weiter zu einer prachtvollen Perspektive, die mit dem Anblick eines glänzenden Palastes schloß, der durchsichtig wie Kristall in den Strahlen von tausend Sonnen glänzte und funkelte.

Der alte Professor ging gerade auf den Palast los, als hätte er ein Recht dazu, und hieß mich, dreist durch die klaren Wände ins Innere blicken.

Da saß in dem reichsten Gemache des Königshauses der Kapitän in weißen Hemdärmeln mit lilienreinen Watermördern und glänzenden Sommerbeinkleidern von englischem Leder auf einem Glaskanapee von neuester Erfindung und geschmackvollster Form und neben ihm im weißen Gewande Aurelia Schönborn, beide ein rotes Herz mit goldenen Flammen in der Hand, tief in gegenseitigem Anschauen versunken.

„Kinder,“ rief der alte Professor, „Kinder, hier ist er, hier ist der Charles!“

Der Kapitän erhob sich und trat an der Hand Aureliens hinaus auf einen prachtvollen Söller von rubinrotem Glase und lächelte freundlich und winkte gnädig auf das verduzte dumme Gesicht hernieder, mit dem ich meine alte Mütze vom Kopfe riß und sagte: „Laß das gut sein, Charles. Wir kennen Dich noch sehr gut und haben Dich nicht vergessen, auch wollen Wir Dein Glück machen, trotzdem daß Du mit Deinem verdammten Schnarchen des nachmittags aus Höchselfelbst oft auf höchselfelbstfüchtige Weise Unsere für das Wohl Unseres Staates so höchstnötige Ruhe

geraubt hast. — Wir sind jetzt Mausprinz, und zwar Erbprinz, von der weißen, zahmen Linie, da mit Seiner Majestät, Unserm Allergnädigsten Herrn Onkel, der neben Dir steht, die graue wilde Linie ausstirbt.“

Ich sah mich erschrocken nach dem mich begleitenden königlichen Infognito um und bemerkte deutlich, wie das saubere schlanke Böpflein sachte vom Hinterhaupte hinunterrutschte und fünf Spannen tiefer Wurzel saßte.

„Wir haben Dich kommen lassen, Charles, als kundigen Rechtsbeistand, um die spätere Erbfolge festzustellen und Zeuge zu sein von dem gegenseitigen Herzensaustausch zwischen Uns und Unserer zukünftigen Gemahlin.“

Eben wollte der Mausprinz zur Ausführung dieser Feierlichkeit schreiten, als Professor Höpfner auf allen Vieren mit am Gesichte vorüberhuschte, sich auf den rubinroten Söller schwang und ausrief: „Was weiß der Narr von Erbrecht, er ist ja erst beim Faustpfand! Und Dir albernem Kronprätendenten sei hiermit gesagt, ich bin nicht unbeerbt. Für einen Andern ist mein Reich und dies Herz,“ schrie er und riß der starr und willenlos dastehenden Aurelia das Flammenherz aus der Hand, stürzte mit höhnischem Lachen von dem roten Söller hinab, wieder an mir vorbei und schlug mich mit seinem ci-devant Zopfe zweimal um den Bart, so daß ich davon erwachte.

Der letzte Teil meines Traumes war der Wirklichkeit näher verwandt, als ich in meiner Unschuld vermutete; freilich war's nicht Professor Höpfner mit seinem nach unten hin degradierten Zopfe, auch kein Zweig der grauen wilden Linie, der sich meinen Bart zum Schauplatz seiner Taten ausersehen hatte, sondern eine apanagierte Mausprinzessin von der zahmen weißen Linie hatte sich mit mir beschäftigt, saß drei Zoll von meinem Angesichte auf einer schönen Rose meines Schlafrocks wie Schneewittchen in dem Blumenkorbe der freundlichen Zwerge und gab sich alle mögliche Mühe, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Dies sollte ihr denn auch bald gelingen. Ich fuhr empor und rieb mir die Augen: Da saß der Kapitän und betrachtete

in alles um sich her vergeßender Beschaulichkeit sein kalligraphisches Kunstblatt, die Pforten des Mäusepalastes waren weit geöffnet, eine Auswanderung in Masse hatte stattgefunden; wie die Nachkommen von Sem, Ham und Japhet vom babylonischem Turm aus hatten sich die Nachkommen der weißen Linie vom Kristallpalast aus, so weit sich das Gewölbe der Kasematte dehnte, über den Boden unserer Welt verbreitet und waren schon fleißig dabei, hier und dort gedeihliche Tochterkolonien zu gründen, zu welchem



Die sog. Fritz Reuter-Kasematte in der Festung Graudenz.

Zwecke sich die apanagierte Mauseprinzessin mit ihrem etwaigen Anhang mein Bett ausersuchen haben mochte — jedenfalls kein so dummer Einfall von ihr.

„Königliche Hoheit!“ rief ich entsetzt aus. „Was machen Sie mit ihrem liebwertesten Wohlnehmen für dumme Streiche! — Kapitän!“ setzte ich, mich vollständig besinnend, hinzu, „plagt Dich der Teufel, daß Du die Mäuse herausläßt?“

„Charles,“ sagte der Kapitän und lächelte freundlich vor sich hin, „hast Du in Dir jenen tiefbeseligenden Wunsch nie gefühlt, allen Wesen wohl zu tun? Hat sich in Dir die Dank-

barkeit für das empfangene Glück nie zu einem Wechsel auf kurze Sicht gestaltet, den Du gezogen, und der Dir von Deiner Umgebung gleich wieder präsentiert wird? — Was Du nicht willst, daß Dir geschieht, das tu auch keinem Andern nicht! — Wie oft hast Du mit dem Schicksal über die Grausamkeit unserer Lage gehadert! Wie freust Du Dich auf das, was wir unsere Freistunde nennen, obgleich Du die Entzückungen gar nicht zu ahnen vermagst, die ich empfinde, wenn der dumme Kerl, der Bartels, die Tür aufschließt. — Nun gut! denke Dir, ich hätte unseren Mäusen einmal Freistunde gegeben.“

„Ei was! Ich denke, Du hast Deinem Narren Zucker gegeben! Den Mäusen Freistunde! Dann hättest Du ihnen auch einen Bartels mitgeben sollen, der sie wieder einsperrt. — Na, dies ist eine schöne Besserung! Mein ganzes Bett sitzt voll und Deines nicht minder. — Nun können wir die Hälfte unseres Staats Einkommens in Nadel und Zwirn anlegen und wie ein paar verwunschene Schneider vom Morgen bis zum Abend sitzen und gegen Mäusefraß operieren.“

„Charles, diese lieblose Betrachtung . . . .“

„Ist ganz an rechtem Ort. Nun tu mir den Gefallen und wirf den ganzen romantischen Apparat von Liebesschnur und Mäusenwohlwollen in die Ecke und nimm Deinen einen Stiefel, — den nicht! in dem ist vorne ein Loch, durch welches eine mäßige Ratte durch kann — und lege ihn hier hinter den Koffer und paß auf, wenn eine Bestie in den Stiefelschacht schlüpft, ich werde die Jagd machen.“

Man kann gewiß mit Recht behaupten, daß Jagd und Spiel große Ähnlichkeit mit einander haben; nicht die Größe des Objekts ist es, die den Spieler treibt, dem irrwirtschaftigen Glanze der Glücksgöttin durch die verschlungenen Pfade der Spielerchance zu folgen; es ist die Lust, sich zuweilen als Herr zu fühlen über ein ewig wechselndes, außer aller Berechnung liegendes, herrenloses Etwas, gleichviel ob es sich mit Kupferpfennigen oder mit Goldstücken aus der Gefangenschaft löst. Mit dem Jäger ist es ähnlich: Ein ordentlicher Jäger schießt mit derselben Leidenschaft

Schnepfen wie Trappen, Hasen wie Hirsche; es ist ihm gleich, ob sein Wild der niederen oder der höheren Jagd angehört, und wenn das Wild jetzt auch kein herrenloses Etwas mehr ist, so wird es doch so ziemlich ein ewig wechselndes und außer Berechnung liegendes bleiben, und wenn auch dies mit einem Anschein von Nichtigkeit bestritten werden sollte, so wird zum wenigsten die Jägerlust reichlich durch das Gefühl körperlicher Aufregung für die größere Ungewißheit der Spielkunst entschädigen.

So viel ich weiß, gehören weiße Mäuse nicht zur hohen Jagd, und doch war ich bald in solchen Jagdeifer geraten, daß ich, einen Besen in der Hand, trotz Schlafrock und Pantoffeln, mit Hurra und Hussa die Rasematte abtrieb und das Wild in den Stiefelschaft jagte, wo mein Freund allmählich seiner Melancholie und Liebeschwärmerei vergessend, die Beute einfiel und bei jedem Fang in mein Hurra einzustimmen begann.

„Bravo, das ist die Alte, die mit ihren zehn Zungen jetzt oben im Hause Chambre garnie wohnt!“

„Hurra, Kapitän! Aufgepaßt Kapitän! Das ist die kleine Blonde! — Hurra, nun kommen die drei Lebensüberdrüssigen!“

„Hierher! Charles, hierher! Hier kommt der alte dicke General von H.!) Wenn wir die Kanaille doch erst hätten! — Da ist richtig der alte Esel!“

Plötzlich — Wir hatten in unserer Jagdlust das Aufschließen der Thür überhört — trat Bartels in das Treibjagen: „Ein alter Esel? Wen meinen Sie mit das Wort? Wer ist Ihr alter Esel!“

„Dieser hier, Herr Bartels,“ sagte ich und hielt ihm den alten feisten General von H., wie wir das wohlgenährteste Exemplar unseres Etablissements getauft hatten, vor die Augen. „Diesen alten Nichtsnutz von Ausreißer meinen wir. Unsere Mäuse sind uns ausgebrochen, und wir fangen sie wieder ein.“

\*) Anspielung auf den ersten Kommandanten der Festung Magdeburg, Generalleutnant Grafen von Facke, „be irste Menschensinner gegen uns.“ Gest. 28. Jan. 1838. Vgl. Reuter-Briefe, II. S. 51.

33 „So? — Also den meinen Sie? — So? — Na, das is mich ganz Partie engal, und melden meld' ich's doch, daß Sie die Festung mit Ungeziefer besetzt haben, und der Posten unterm Fenster hat's dem Unteroffizier gemeldet, daß Sie Hurra haben geschrien, und der Unteroffizier hat's dem du jour gemeldet, daß Sie auf's frisch Rebellion haben gemacht, und was der nu melden meldt, das weiß ich nich.“

34 „Herr Bartels,“ fuhr der Kapitän auf, „das ist ja nichts als . . .“

„Ja,“ fiel ich ihm in die Rede, „das sind ja nichts als Mißverständnisse, Herr Bartels. Wissen Sie, was Mißverständnisse sind?“

„Passiert is't mich auch schon mal. Noch neulich is't mich passiert. Da sagt neulich der Böttcher Bendichneider aus Neudorf zu mir, was en Freund von mir is, wenn ich mir Zevilmondierung machen lassen täte, denn sollt ich sie mir bei Hornemannen machen lassen, der wäre wohlfeiler; ich sollt man sagen, er sollt sie so machen, als seine Hosen; und das tu ich, und er macht mich en paar Kniehosen. Nu sitz ich mit die Kniehosen!“

„Und wir mit der Mäusejagdmeldung. — Herr Bartels, eine Hand wäscht die andere. Sorgen Sie dafür, daß der Herr General den richtigen Grund von dem Lärm hier oben erfährt, so Sorge ich dafür, daß Sie Ihre Kniehosen, — sie sind doch noch nicht getragen?“ —

„I wo, wo kann ich mit kurze Kommissstiefeln und Kniehosen rumgehen, das wär zum wenigsten acht Tage Mittelarrest.“

„Nun gut, ich Sorge, daß Sie Ihre Kniehosen los werden. — Kapitän, Du hast nur das eine paar Kommisshosen, Du könntest die Dinger . . .“

„Bist Du verrückt? Ich mit Kniehosen!“

„Das schadt nicht, Herr Bartels; in einigen Tagen kommen, wie Sie wissen, unsere übrigen Kameraden nach, und der Erzbischof hat noch seine Kanonen von Halle her, der würde jedenfalls . . .“

„Na, dieser Blödsinn!“ fuhr der Kapitän auf, „Du willst doch nicht dem Erzbischof die Bartels'schen Kniehosen anschwagen?“

„Warum nicht?“ fragte ich dagegen. „Wenn Herr Bartels unsere Angelegenheit in die Reihe bringt . . .“

„I ja!“ war Bartels' Antwort, „machen macht sich das!“

So schien denn also diese Angelegenheit gesichert und abgemacht, wir konnten leichten Herzens in die Freistunde gehen.

Kaum hinausgetreten, schoß der Kapitän fort, wie das Kamel der Wüste, wenn es die ferne Quelle spürt und durstig den erquickenden Wasserdunst in die vertrockneten Rüstern zieht. In der Wüste wie in der Liebe liegen aber die süßen Quellen und die salzigen, tränenbittern nahe bei einander; selten strömen sie auseinander, meistens ineinander, und das Kamel und der Liebhaber, beide müssen sie, wenn sie die Süßigkeiten der einen kosten wollen, die Bitterkeiten der andern mit genießen.

Wie gestern stand der Kapitän wieder auf seinen Posten an der kleinen Linde, wie gestern schaute er wieder in die Fenster der benachbarten Kasematten, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht in alle schaute, sondern nur in die beiden rechts vom Bassertor. Diese beiden Fenster waren der point de vue eines sehnsüchtig blickenden Augenpaares geworden, ihre dunkeln Scheiben wurden zu Brenngläsern, in deren Fokus sich die Glut eines in lichter Lohbe brennenden Herzens sammelte, um ein dahinter wohnendes, bis jetzt noch nichts ahnendes Herz mit ähnlicher Glut zu entzünden.

Während dieser letztere Fall noch nicht eingetreten war, ging ich mit dem Unteroffizier Bartels auf und nieder und besprach mit ihm in verständiger und vertraulicher Weise den angeregten Kniehosenhandel.

„Aber,“ fragte Bartels, „wird er sie auch nehmen?“

„Wer, was?“ fragte ich dagegen.

„Der Herr Erzbischof die Kniehosen,“ sagte Bartels.

„Das unterliegt wohl keinem Zweifel, d. h. wenn sie noch nicht getragen sind, und wenn das Zeug gut ist, und wenn sie gut genäht sind, und wenn sie ihm passen.“

„Ist er dick?“ fragte Bartels.

„Wer?“

„Der Herr Erzbischof.“

„O ja, so ziemlich,“ antwortete ich.

„Na das schadet nich, ich habe sie einlegen lassen, sie können ausgelassen werden. — Ist er reich?“

„Wer? Der Erzbischof? — Verstehst dich! — Soviel ich weiß, hat er ein Vermögen, welches jetzt beim Kammergericht in Berlin sicher belegt ist, hat Anwartschaft auf eine laufende Rente aus der Klasse des Flüchtlingskomitees in der Schweiz, hat bedeutende Kapitalien in dem Verschönerungsverein für junge Leute angelegt, die doch endlich auch einmal anfangen müssen, auf ihn etwas abzuwerfen, und bezieht eine Pfründe von 5 Silbergroschen täglich von Sr. Majestät dem König. — Warum meinen Sie?“

„O, nehmen S' nich übel, ich mein man: auf Tauschen wollt' ich mich nich gern einlassen; ich mein man, ob ich's woll bar kriegte.“

„J, das ist keine Frage.“

„Charles,“ unterbrach uns hier der Kapitän, auf dessen Stirn Sturm geschrieben stand, „auf ein Wort! — Sage mal, hast Du mich mit Deinen Nachrichten zum besten gehabt?“

„Mit welchen Nachrichten?“

„Nun mit Deinen Erzählungen von der Kasematte drüben und vom Proviantamtsassistenten und Aurelie,“ rief ingrimmig der Kapitän aus und warf mir ein paar Augen zu, in denen Aufkündigung aller bisherigen Freundschaft und zum Überfluß noch Kokebues Menschenhaß und Neue zu lesen war.

„Lieber Freund,“ sagte ich, von seiner Heftigkeit ernsthaft ergriffen. „Was denkst Du von mir? Obgleich, ich gestehe es Dir, Deine Liebshaft mir etwas sehr schleunig angefangen erscheint und in meinen prosaischen Augen seine komischen Seiten hat, so würde ich mir doch nie mit Dir in einer Sache, die Dich so tief zu berühren scheint, einen Scherz erlauben.“

„Komische Seiten!“ griff der Kapitän aus meinen Worten heraus, „komische Seiten? — Doch davon ein andermal! —

Jetzt sage mir noch einmal, wo? von wem? auf welche Weise hast Du dies alles erfahren? Charles, sage mir, ich bitte Dich, ist dies alles wahr?"

„Wenn ich es Dir noch einmal sage: Ihr Vater ist der Proviantamtsassistent Schönborn, wohnt in der Kafematte rechts vom Wassertor, und sie heißt Aurelie. — Erfahren hab' ich es von Bartels und aus dem Munde ihrer eigenen kleinen reizenden Schwester Ida.“ Und nun erzählte ich die Art, wie ich meine Erkundigungen eingezogen hatte, wobei ich weislich nur den Umstand mit dem roten Flammenherzen verschwieg.

Der Kapitän war ganz Dankbarkeit für meine freundschaftlichen Bemühungen und ganz Reue wegen seines Auffahrens gegen mich. „Aber,“ schloß er seine Abbitte, „ich begreife gar nicht, warum sie sich nicht zeigt; ich habe nun schon eine volle Stunde gestanden und nichts von ihr gesehen.“

„Darau,“ war meine Antwort, „mußt Du Dich schon gewöhnen, und Du wirst es, wenn Deine Liebe nur erst den rechten Höhepunkt erreicht hat. Dein bißchen Stehen da an der Linde ist gar nichts; ich habe einmal einen guten Freund gehabt, den ich beinahe so gut kenne, wie mich selbst, — ich sage Dir — das arme Geschöpf hat einmal in einer Nacht, so um diese Zeit des Jahres herum, unter Sturm und Regen in vollem Ballstaat mit schwarzen baumvollenen Strümpfen und einem Operngucker, in den dornigen Zweigen eines jungen Pflaumenbaumes drei Stunden lang gefessen, bloß um sich aus einer Entfernung von 200 Ruten an dem Nachtlichte aus dem Fenster seiner Geliebten satt zu sehen.“

Als wir nach dieser Unterredung wieder an die kleine Linde kamen, fanden wir Bartels beschäftigt, den Sicherungspfahl des kleinen Bäumchens zu richten, und fester einzuschlagen. „Herr,“ sagte er zu dem Kapitän, „wenn Sie hier ablutemang stehen wollen und nichts nich sagen und nichts nich winken wollen, so hat mich der Platzmajor gesagt, können Sie das tun, wenn Sie mich aber den Baum schief stehen, dann muß ich das melden.“

Wütend, eine scharfe Antwort unterdrücken zu müssen, und voll Trotz im Herzen stellte sich der Kapitän an den Baum mit einer Miene, die den Horn der Dryade, des Unteroffizier Bartels und des ganzen preussischen Militärs herauszufordern schien. Damit die Sache nicht schlimmer würde, als dieselbe schon war, stellte ich mich mit dem Kapitän dos à dos auf, um seinem niederdrückenden Horn das Gleichgewicht zu halten; Bartels stand an einer standfesten alten Pappel.

So standen wir da und ärgerten uns; der Kapitän über Bartels; Bartels über den Kapitän, und ich über Aurelie Schönborn, daß sie nicht erscheinen wollte und mich verdamnte, mit kalten Füßen aus der Grundfläche eines pyramidalen Kugelhäufens dessen Höhe zu berechnen; denn das wußte ich, so wie sie nur die Güte hatte zu erscheinen, würde ich aus diesen zweifelhaften Studien erlöst werden; der Kapitän würde dann gewiß nicht unterlassen, seine hartnäckig behauptete Stellung aufzugeben, um mit Mantel, Schnurrbart, Cereviskäppel, Weinen, kurz mit seiner ganzen Person und deren Pertinenzien alle ihm zweckmäßig scheinenden Evolutionen auszuführen, um eben diese Person von allen Seiten ins beste Licht zu stellen.

Schon andere Leute haben den wahren Satz aufgestellt, daß der menschliche Geist sich gern in den auffallendsten Sprüngen ergeht, und darum brauche ich diese Wahrheit nicht zu wiederholen. Ich brauche hier nur zu erwähnen, daß der meinige in diesen Fall kam. Infolge der im letzten Satze ausgesprochenen Vermutung sprang derselbe von der Berechnung der Pyramide auf die Koketterie der Männer über und gelangte bei der Betrachtung dieser letzteren schlangenwandelnden, einschmeichlerischen Willensstätigkeit und aalglattgleitenden, überfirnißten Schwäche der Seele zu Resultaten, die ich mit Erlaubnis des schönen Geschlechts verschweigen will, weil bei einem offenen Bekenntnis in dieser Hinsicht der Respekt leiden könnte, den das schwächere dem stärkeren Geschlechte schuldigt. — Sollten die Damen jedoch die Koketterie für einen Beweis ihrer Stärke halten, sollten sie dieselbe für eine Art Angriffs-Waffe erklären, etwa für Schlingen,

wie sie die Baschiren und Tungusen in den Laufgräben von Sebastopol den belagernden englischen Gentlemen über den Kopf werfen, so bitte ich, sich nicht zu sehr auf die vermeintliche Ausschließlichkeit dieser Waffe zu verlassen; wir Männer haben in unserm Lager eine ansehnliche Menge von enfants perdus, Tirailleurs und Voltigeurs auf dem Felde der Liebe, die mit derselben Waffe große Erfolge erfochten haben, und selbst die Grandezza unserer älteren Kämpen auf diesem Gebiet versteht es, noch ihren Lasso zu schlendern.

So weit war ich in meinen Betrachtungen über diese delikate Materie gelangt, als ein Ruck im Kreuz mich belehrte, daß der Kapitän aufgehört habe, das Gleichgewicht des beiderseitigen Stützpunktes zu halten und anfing vor den Augen der angebeteten Aurelie zu voltigieren und tiraillieren. Ich sah mich um; es war richtig!

Da saß Aurelie am Fenster; und der Kapitän! Wie ein Löwe hatte er sich erhoben aus der trägen Ruhe schmachtender Sentimentalität und schritt auf und ab an dem Eisengitter, durch welches das Verbot des Kommandanten und die Aufsicht des Unteroffiziers Bartels ihn von der Geliebten trennte; wie ein Schauspieler auf der Bühne ging er einher, wenn von allerlei Schrecklichem die Rede ist, wenn er über Selbstmord und anderen gefährlichen Dingen monologisiert. Bartels und ich müssen sehr albern dagegen ausgesehen haben; von Bartels weiß ich es mit Bestimmtheit, und von mir vermute ich es stark; Verblüfftheit macht immer dumm aussehen, und ich war verblüfft. So hatte ich meinen Freund nie gesehen; ich hatte ihn bisher für einen guten lieben Menschen gehalten; daß aber in ihm der Embryo eines Heros schlummere, daß ich bisher Tag und Nacht mit einer Art Löwen zusammengesperrt gewesen sei, hatte meine Seele nicht geahnt.

Der Nebel seines granen Mantels war von der rechten Schulter gesunken, der rechte Arm mit der daran befindlichen geballten Faust strahlte wie ein Blitz aus dunkler Wolke hervor und zuckte krampfhaft hin und her, als wäre er ungewiß, wo er einschlagen

sollte, wie windzerrissene, sturmbewegte Regenwolken floß der Mantel auf die Erde hinab, mit dem Feuer glühenden Latendranges, mit dem Rot edlen Zornes gegen die Welt, die er in Verdacht hatte, ihm die Geliebte streitig zu machen, erhellte düster die Sonne der Liebe sein Antlitz, und darüber schwebte im Regenbogen-  
glanz das Cereviskäppel, die Schrecken des Augenblicks durch die Heiterkeiten einer fröhlichen Erinnerung milde versöhnend. So zog er an Bartels und mir vorüber, eine schrecklich schöne Naturerscheinung, die uns zeigte, was aus einem Menschen alles werden kann, wenn ihn der Zauberstab der Liebe berührt.

Bartels hatte, wie alle unvernünftigen Geschöpfe, einen sehr ausgebildeten Instinkt. Ohne sich Rechenschaft über das geben zu können, was er sah, fühlte er doch dunkel heraus, daß „was passiere,“ daß „was in der Luft sei“, und lief ängstlich umher, wie Tiere bei herannahendem Donnerwetter. Wäre er ein Hund gewesen, und wäre es schon vorhanden gewesen, hätte er wahrscheinlich in diesem Augenblicke Gras gefressen, so laute er in seiner Verlegenheit an einem abgerissenen Pappelzweig, und wie ein Stein fiel's ihm vom Herzen, als die Uhr in dem Bäckerladen den Zeitpunkt anzeigte, an welchem die Freistunde geschlossen wurde.

Da saßen wir nun wieder. Nun ging meine Not und mein Elend an, und ich fürchte, daß von dieser Zeit an sich bei mir die erste Anlage zu grauen Haaren ausbildete, die jetzt anfängt, auf meinem Haupte zu grassieren.

Es ist grausam von der menschlichen Gesellschaft, daß sie Anstands- und Schicklichkeitsgesetze gegeben hat, die verlobten Brautpaaren es verbieten, nach Gefallen allein miteinander zu sein, was doch der Ujus den Heimlichliebenden gestattet; es ist grausamer von dem Herkommen, wenn es verlangt, daß ruhige, unbefangene Leute in Gesellschaften mit Brautpaaren zusammen sitzen sollen, um eine unfreiwillige Sittenvächterei auszuüben, von mitunterlaufenen Tantalusqualen gar nicht zu reden; aber das Grausamste, was einem passabel vernünftigen Menschen passieren kann, ist, wenn er 22 Stunden des Tages mit einem Verliebten in eine Kafematte gesperrt wird.

Ich könnte mich nun an der Welt, die dieses Unrecht an mir beging, dadurch rächen, daß ich sie mit all dem Elend und all der Langeweile überschüttete, die ich empfunden habe. In Anbetracht jedoch, daß mancher schon durch die letztere von mir hinlänglich geplagt ist, will ich feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln und bis auf einen oder den anderen gelegentlichen Stoßfeuer alles still für mich behalten.

Der Kapitän und ich hatten bisher in einer, wenn auch nicht durch äußeren Glanz ausgezeichneten, doch durch heiteren Austausch der Gedanken behaglichen geistigen Ehe gelebt, jetzt trat aber eine totale Scheidung von Tisch und Bette unter uns ein. Der Kapitän buhlte mit allerlei schönen und hohen Empfindungen, vernachlässigte das Hauswesen und bürdete mir die ganze Last desselben auf. Ich tat Magdsdienste. Ich legte die Kasematte, ich machte die Betten, ich kochte die blaue Milch in dem schwarzgebrannten Topfe, ich fütterte die Reste der Mäusekolonie, ich schälte Kartoffeln, ja ich stoppelte dem Undankbaren die Reste seines abschiednehmenden Schlafrockes, so gut dies mit meinen mathematischen Kenntnissen anging, zusammen. — Alles vergebens! — „Den Dank, Dame, begehrt ich nicht!“ aber eine gewisse stumme Anerkennung wäre mir erwünscht gewesen.

Trotz meiner eklatanten Zurücksetzung bewahrte ich noch immer eine gewisse Liebe zu dem Kapitän, und nur gegen die Urheberin dieser Vernachlässigung, gegen Aurelie Schönborn begann ich einen tiefen Haß zu empfinden, gegen den ich vergebens zu kämpfen bemüht war. Mein Narkotikum aus Hüpfners Kommentar betäubte mich wohl noch immer des Nachmittags eine Stunde lang, aber des Nachts! — Ach, ich schlief sonst so schön. Nun war das alles vorbei. — Zuerst kamen die dicken, von Liebesunverdaulichkeiten herrührenden Seufzer des Kapitäns und störten mich aus dem Schlafe auf, und wenn dann nach langem Umherwerfen der beruhigende Fittich des Schlummergottes meine Schläfen anfang zu kühlen, dann kamen die verdammten weißen Mäuse ins Bett, denn alle hatten wir sie nicht wieder einfangen können, und wenn ich dann aufstand, um Licht

anzuzünden und Jagd darauf zu machen, rief die Schildwache von unten mit roher Brutalität ihr „Licht aus in Kasematte Nr. 1!“ Dann lag ich wieder da und wälzte mich, bis sich all die Unruhe in das allgemeine Ende von menschlichen Dingen, in einen gründlichen Hunger auflöste, der mich an das Kommißbrot trieb; das Kommißbrot brachte mich auf den Proviantamtsassistenten Schönborn und der wieder auf seine Tochter Aurelie, die wieder auf den Kapitän, und wenn sich dieser Kreislauf von Ereignissen, Empfindungen und Betrachtungen noch einmal wiederholt hatte, guckte der unverschämte Tag ins Fenster, und das erste, was er mir zeigte, waren die Eisengitter.

Endlich tauchte auf der schmalen Oberfläche dieser aus schlaflosen Nächten, Mäusejagden, Strumpfstopfen und Kartoffelschälen zusammengebrauten und mit gründlicher Langeweile durchwässerten Rumsfordschen Bettelsuppe ein freundliches Fettsäure auf.

Bartels trat eines Nachmittags in die Thür, um uns auf die grüne Weide der Freistunde zu führen, und sagte in seiner schrecklich langweiligen Weise: „Nu sünd sie daaah!“

„Wer ist da?“

„Nu — Ihre!“

„Was für unsere?“

„Nu, Ihre Raahmraahden. — Sie sünd jehund augenblicklich . . .“

Ich hörte nicht mehr auf die weitläufige Mitteilung, die sich lang wie ein Bandwurm und dickflüssig wie Rizinusöl aus dem Sprachorgan unseres Argns hervorwand, und stürzte nach dem äußersten Posten unserer Außenwerke nach der kleinen berühmten Linde, wo ich mich aufs Picket stellte. —

\* \* \*

Sowohl bist Du berühmt, Du kleiner fremdlicher Lindenbaum! In den Annalen unserer jugendlichen Herzen steht Dein Ruhm verzeichnet. Von Dir aus, Du Ende unserer Fessel, Du Grenzpfahl unserer Schmach blickten wir in die ewig grünen

Gärten der Hoffnung, in die gesegneten Gefilde der Erlösung, in das Paradies der Freiheit. Und wäre jedes Deiner Blätter eine Zunge und jedes Rauschen Deiner Krone eine Rede, sie könnten nicht lauter reden, als die Erinnerung an Dich in unserm Herzen. Nicht grau gewordener Weisheit inhaltsschwere Worte hast Du gehört, Dein Schatten hat nicht die Stirne des Kämpfers gekühlt, der Kranz aus Deinem Laube hat nicht die Schläfen des Siegers gekrönt; aber unter Deinen Zweigen hast Du das Schlagen jugendlicher Herzen gehört, voll bis zum Rande von süßem gährenden Freiheitsmost, voll bis zum Rande von dem süßen berausenden Wein der Poesie, von Freundschaft und Liebe gekeltert, und kredenzt von der ewig jungen Hoffnung. Du hast die fieberheiße Stirne des Gefangenen gekühlt, das kühle Bad Deines Schattens hat ihm Labung gebracht nach schlaflosen Nächten, an Deinen Stamm hat er die Kette gehängt und von dem Rauschen Deiner Blätter eingewiegt, hat er auf Augenblicke vergessen: seinen Jammer und sein Elend, seinen Haß und seine Rache. —

Ich stand also, wie gesagt, unter der kleinen Linde und schaute unter ihrer jetzigen frostigen Märzlichkeit nach der Kommandantur. Wie freute ich mich, als ich eine Extrapostkutsche vor derselben erblickte, und wie freute ich mich noch weit mehr, als ich die hagere Gestalt von Gendarm Mehse aus der Thür der Kommandantur hervortreten sah. Es gibt Zeiten im menschlichen Leben, wo man sich über Polizei und Gendarmen freuen kann, und ich gestehe ein, daß mir einmal auf der Hauptvogtei zu Berlin dieser alte magere graubärtige Diener der heiligen Hermandad, als er mir nach dreitägiger schrecklicher Quälerei die Erlösung aus den Händen unseres würdigen alten Dufels\*) anzeigte, wie der Engel Gabriel vorgekommen ist; ja, daß ich in große Versuchung kam, ihm das einzige zu geben, was ich zu verschenken hatte, nämlich einen Kuß — ein billig Geschenk, unter Umständen aber — nicht wahr, meine Herren, von fünf- undzwanzig oder so Jahren? — Millionen wert.

\*) „Onkel“ Dambach.

84a 85  
Auch der Kapitän, der neben mir stand und mit seinen Augen allerlei Unfug nach Aurelien hinüber anrichtete, beurlaubte die stummen Boten seiner Liebe auf Augenblicke aus dem Hofdienst edler Frauen und warf neugierige Blicke auf die Kommandantur.

„Wer das wohl sein mag? — Wer wohl zuerst kommt?“

„Vielleicht der Löwenritter. — Vielleicht Kopernikus.“

So wurde von uns hin und her gefragt und vermutet.

„Richtig! Siehe da, Kopernikus! Und bei ihm? — Der Erzbischof!“

„Wahrhaftig der Erzbischof, in seines Leibes behaglicher Fülle?“

„Mein Herr, mein Herr,“ schrie Bartels, als ich über das Mal der kleinen Linde hinaus den langersehnten Freunden entgegenrang, „das muß ich melden, das muß ich melden!“

„Herr Bartels“ rief ich zurück, ohne mich aufhalten zu lassen, „das ist ja der Erzbischof, der die Kniehosen . . .“

Weiter kam ich nicht, — die Freunde lagen in unsern Armen. —

Man erzählt da eine Geschichte von der Freundschaft zweier Galeerenflaven, und es gibt Leute, die nicht begreifen können, wie verurteilte Verbrecher im bodenlos verdorbenen Busen ein so zartes Gewächs wie die Freundschaft hegen, pflegen, zur Blüte und zur Frucht erziehen können; ich wollte wünschen, daß diese zartfühlenden Pharisäer nur ein halbes Jahr mit den ihnen widerwärtigsten Menschen eingesperrt würden, dann würden diese ebenso auf der Moralität, wie auf dem Geldsack sitzenden edlen Menschenseelen zu ihrem Erstaunen gewahr werden, daß Freundschaftskeime in der dumpfen Gefangenluft aufschließen wie grüne Triebe unter der Glasglocke; und daß das Klirren der Ketten Vorurteile verschleucht wie Heuschrecken, die ja auch mit allerlei widerwärtigem Lärm verjagt werden können.

Wenn wir auch nun gerade keine Galeerenflaven und hoffentlich auch nicht bodenlos verdorben waren, so waren wir doch Gefangene, und ein reges gegenseitiges Freundschaftsgefühl war in uns lebendig geworden.

Mit welcher Lust hob ich den kleinen sternguckerischen Kopernikus in die Höhe, mit welcher Andacht küßte ich Se. Eminenz, den Erzbischof!

Unser Freund Kopernikus war ein kleiner, quecksilbriger Mensch, dessen Gesichtsfarbe davon Zeugnis ablegte, daß er im Besitz einer überaus tätigen Leber sei, und daß ihm sehr häufig über dies ausgebildete Organ ein gewisses kleines lästiges sechsfüßiges Insekt laufe und ihm dann zum Geschenk eine hübsche Gelbsucht hinterlasse, die wenig zu seiner Verschönerung beitrug. Er hatte ein scharfes Profil, eine dreiste Nase, die sich vorwiegend in die Welt hineinwagte, und ein paar Nasenlöcher darin, aus deren jedem eine gute Portion der diesem Organ eigentümlichen Weisheit schaute; er hatte die fecken herausfordernden Bewegungen des Käuzchens; und man sah ihm an, daß er die allzu große Kürze seiner natürlichen Länge durch große Schritte und stolze Hauptrichtung zu verbessern suchte.

Auch der Erzbischof war mit einem gewissen Mangel an Länge behaftet, den er durch die Ausdehnung in der Breite zu ersetzen bestrebt war, so viel ihm nämlich die täglichen 5 Sgr. dazu behilflich sein konnten. Über sein freundliches, glattgeschorenes Gesicht hatte sich ein priesterliches Wohlwollen gelegt, wie die fette Brähe über einen sächsischen Kloß, und lachte jeden so einladend an, daß Unteroffizier Bartels sogleich die bündigsten Hoffnungen für den Kurzhosenverkauf faßte und, während wir vor ihm auf zur Kasematte schritten, sich allerlei gewinnbringenden Betrachtungen der erzbischöflichen Hinterseite hingab, die ihn endlich zu der Überzeugung brachten, daß, wenn die eingelegten Nähthe ausgelassen würden, kein Teil irgend eines Menschen würdiger wäre, die kurze Hose zu tragen, als gerade dieser prägnante erzbischöfliche Teil.

„Kapitän, Charles,“ rief der kleine Kopernikus, als wir in Ruhestand versetzt, eingeschlossen hinter einem großen Topf mit Kaffee saßen, den wir zu Ehren unserer Freunde und Freude von der Frau Wätow uns hatten kochen lassen, „sagt mal, ist es hier besser als in den verdammten Löchern zu Sp., wo sie

uns chikanirt, gequält und gemartert haben? Denkt Euch blos einmal, da sitzt der Erzbischof und ich gerade und essen das schauderhafte Gericht, welches in Pp. unter den Namen „Kartoffelstürze“ passiert, als die Klappe in der Thür aufgeschloffen wird und das alberne Gesicht des Majors von B.\*) hineinsieht, das gleich darauf einem anderen sehr vornehmen Gesicht Platz macht, welches neugierig umherschauf und endlich mit den Worten: „Also dies sind zwei von den Demagogen?“ sich aus der Klappe zurückzieht. „Zu Befehlen, Exzellenz, dies sind zwei derselben.“ — „Sie essen jetzt wohl gerade?“ (Mich wunderte, daß der vornehme Herr nicht fragte: „Sie werden wohl gerade gefüttert?“) — „Was essen sie?“ — „Herr Inspektor,“ fragte der zweite Kommandant Major von B., „was essen diese Staatsverbrecher?“ — „Kartoffelstürze, zu Befehl,“ war die Antwort des Inspektors. — „Also Kartoffelstürze? So, so? Kartoffelstürze,“ sagte die Exzellenz. „Ist doch wohl ein gesundes Essen?“ — „Sehr, Exzellenz, sehr!“ versicherte der zweite Kommandant. — „Mir ist gesagt worden, die Gesundheit dieser jugendlichen Verbrecher soll in dem Gefängnisse hier leiden. Ist es der Fall?“ fragte die Exzellenz. — „Ja, Herr Inspektor, ist es der Fall?“ repetierte der zweite Kommandant.

„Nun, ihr kennt doch den Inspektor,“\*\*) schaltete hier der

---

\*) Um etwaigem Mißverständnis vorzubeugen, erkläre ich, daß dieser zweite Kommandant von B. nicht mit einem der bravsten Ehrenmänner von B. . . & zu verwechseln ist, der sogar auf dem Totenbette noch Mühe fand, im menschenfreundlichsten Sinne für uns zu sorgen. (Anmerkung Reuters.)

Jener Ehrenmann war der 2. Kommandant von Magdeburg, Major von Bodt, der dort noch bei Anwesenheit Fritz Reuters, und 3 Tage nach dem Grafen Facke, starb (Vgl. Brief v. 31. Jan. 1838). Seine menschenfreundliche Fürsorge auf dem Totenbette wird in der Festungstid (Kap. 11, Anfang) erwähnt. Mit dem obigen Major von B. ist vielleicht sein Vorgänger gemeint: der 2. Kommandant, in der Festungstid als Oberst von B. . . . stein angebeutet, in Wirklichkeit wohl Oberst von Basse (Rangliste v 1837 vermerkt f. Abgang n. Wittenberg). Er machte sich nach Kap. 7 der Festungstid das Privatvergnügen, die Gefangenen „bösch de Klapp sich tau betiten“. Die „Exzellenz“ des obigen Legtes ist anscheinend Minister von Roschow, der sich auf der Durchreise die Folgen seiner kräftigen Regierung ansehen wollte und nach dieser Okular-Inspektion die „Klappen-Riferi“ verbot. (Festungstid a. a. O.)

\*\*) Maas war sein Name. Vgl. auch Festungstid, Kap. 7, 8 u. 9.

kleine Kopernikus ein, „mit seiner gar nicht für seine Stellung passenden Gutmütigkeit.“ Der arme Schelm wand sich wie ein Wurm, und endlich kam er denn mit der Wahrheit zu Raum: „Leiden? Exzellenz, fünf Jahre! Da stellt sich denn so allerlei ein. Von den vierundzwanzig Inhaftaten sind dreizehn im Lazaret, einer wegen Taubheit, einer wegen kontuberkulöser Lungenschwindsucht, einer ist wegen Rückenmarkschwindsucht entlassen, einer wegen Wahnsinn, ein anderer wegen Wahnsinn in die Charité nach Berlin gebracht, und krank sind eigentlich alle, wenigstens haben alle bis auf einen, der vor einigen Tagen verjett ist, graues Haar bekommen.“ — „So? graues Haar?“ sagte der zweite Kommandant. „Herr Inspektor, das hätten Sie doch melden müssen.“ — „Zu Befehl, Herr Major, aber mit den grauen Haaren kommt das so allmählich, daß man den wirklichen Anfang des Grauverdens schlecht bestimmen kann.“ — „Ich möchte mich doch einmal mit meinen eigenen Augen von den grauen Haaren überzeugen,“ sagte die Exzellenz. — „Zu Befehl,“ antwortete der zweite Kommandant. „Heda! Sie da! politischer Verbrecher! kommen Sie hier mal her, Exzellenz wünschen sich von der Graue — Gräue — Graulichkeit — Gräulichkeit Ihrer Haare zu überzeugen.“

„Und das tatet Ihr?“ rief ich dazwischen.

„Ei bewahre!“ versicherte der Erzbischof. „Kopernikus drehte der Gesellschaft den Rücken, und ich aß meine Kartoffelstürze.“

„Aber unseren Kopf hat man sich doch gesehen,“ sagte Kopernikus. Die Exzellenz mochte wohl die Lächerlichkeit der Situation einsehen, sie ließ daher die Tür nach vorausgegangener Erkundigung, ob wir für gewöhnlich immer so ruhig wären, öffnen und trat in unsere Zelle, umging uns, so gut der enge Raum es zuließ und hatte die Güte sich zu erkundigen, wie uns die Kartoffelstürze schmecke. Nachdem wir die Versicherung abgegeben hatten: wir hofften, sie würde uns besser bekommen als sie schmecke, trat die Exzellenz den Rückweg an und erklärte im Hinausgehen, er habe sich wirklich davon überzeugt, daß wir

graues Haar hätten, könne aber nicht begreifen, wie dies möglich sei, da wir ihm doch sonst noch sehr jung vorkämen. — Major von B., zweiter Kommandant, bemerkte hierauf, daß wir durchschnittlich so in den Jahren von 20—25 wären, und setzte hinzu, auch er müsse sich wundern, daß wir es nicht besser aushielten, und er müsse bezweifeln, ob überhaupt viele von uns die noch restierenden 25 Jahre abtügen würden. — Nachdem diese menschenfreundliche Befürchtung ausgesprochen war, erging man sich in der Unterhaltung der Gründe, woher dies wohl käme. Ob wir im ganzen wohl sehr aufgeregt wären, fragte die Erzellenz. Das könne er gerade nicht sagen, meinte der Inspektor, er habe in der ganzen Zeit unserer Haft keine Veranlassung zu irgend einer Meldung gehabt, obgleich der erste Kommandant Graf H. ernstlich auf dergleichen Meldungen dränge. Der einzige verdrießliche Fall, der überhaupt vorgekommen sei, sei der gewesen, daß sich einer dieser Stubengefangenen, der aber jetzt Gott sei Dank schon versetzt sei, mit dem ersten Kommandanten, Grafen H., in einen anflehnenden Briefwechsel eingelassen habe, in welchem er sich die vom Herrn General Grafen H. im patriarchalischen Wohlwollen gebrauchte Bezeichnung „Demagog“ als ein ihm nicht zukommendes Schimpfswort verbeten habe.\*) „Ja,“ setzte Major von B., zweiter Kommandant, hinzu, „und derentwegen nennen wir sie nun immer politische Verbrecher und haben ihnen die Schreibmaterialien weggenommen, daß sie uns keine solchen Taten mehr machen können; und von der vielen Aufregung haben sie die grauen Haare nicht.“ — „Vielleicht,“ warf hier der Inspektor bescheiden ein, „könnte die neue, versuchsweise eingeführte Luftheizung daran Schuld sein, oder der Umstand, daß die Gefangenen dazu angehalten sind, ihren Bedarf an frischer Luft auf den Kloaken der Anstalt zu schöpfen, oder weil sie fast nie die liebe Sonne sehen, oder weil sie stets im Halbdunkel sitzen, oder weil sie . . . .“ — Die Gesellschaft ging hier weiter, und für uns ging der Rest der Unterhaltung verloren. —

\*) Der Beschwerdeführer war der Kapitän: siehe Zeitungstid Kap. 11.

„Ach, Kinder, wie habe ich mich geärgert!“ setzte der kleine Kopernikus hinzu.

„Ja,“ bestätigte der Erzbischof, „Kopernikus hat sich damals sehr gut geärgert und kriegte auch gleich den andern Tag die ausgebildetste Gelfsucht von der Welt, deren Spuren Ihr noch



Kapitän Baumüller, Plazmajor in Graudenz.

Patellbild von Fritz Reuter. Im Besitz von Frau Helene Diller-Schöneberg.

sehen könnt. — Nun, hier ist's also viel besser als in Bp.? — Der General und der Plazmajor scheinen sehr freundlich zu sein, wie ist's denn mit diesem Unteroffizier, der bei Euch in der Freistunde war?"

„Das ist ein Mensch,“ fuhr der Kapitän auf.

„Das ist ein Mensch,“ fiel ich rasch ein, „aus welchem

etwas zu machen ist, und Du, lieber Erzbischof, bist augenblicklich dazu im Stande: der arme Teufel hat ein paar sehr schöner neuer Hosen, die Du gut gebrauchen könntest, und die, wenn sie auf Deinen fröhlichen Leichnam durch Kauf übergängen, unsere Lage mächtig verbessern würden.“

Die Beziehungen der Bartels'schen kurzen Hose zu unserer Lage wurden auseinandergesetzt, und unter dem Achselzucken und Kopfschütteln des Kapitäns, unter vergnüglichem Grinsen des Bartels'schen Angeichts, unter hilfreichem Zureden des kleinen Kopernikus und dem „Ja, aber“, „Es könnte vielleicht ein anderer von uns.“ „Im Augenblick nur etwas derangiert“ des gutmütigen Erzbischofs wurde ein Handel abgeschlossen, der deutlich bewies, daß das Ungemach des einzelnen die Quelle ist, von der das Glück der Umgebung bewässert und genährt wird. Das fröhliche Embonpoint des armen Erzbischofs schwand unter den Entbehrungen dahin, die er sich auferlegen mußte, um die Hosenausgabe zu erschwingen, und wir waren fröhlich und guter Dinge und erfreuten uns der Nachsicht des Herrn Bartels, der, wie Simson mit dem Haar seine Stärke, mit den Hosen seinen Dienstfeier verloren zu haben schien.

Die Betrachtung, daß in menschlichen Angelegenheiten große Dinge so sehr von kleinen abhängen, erfüllt mich jetzt zuweilen mit Trauer; damals aber freute ich mich, daß ich einen rechtzeitigen Hosensauf zu der Handhabe eines Hebels machen konnte, mit welchem ich die Last des Riesen Gewalt von der Brust zu wälzen vermochte.

\* \* \*

Mit der Ankunft dieser Freunde und noch anderer, die etwas später erfolgte, war denn nun ein viel heitereres Leben bei uns eingekehrt, und wenn auch der Kapitän noch immer an seiner kleinen Linde stand und die Kasematte mit den Scufzern langweiliger Sentimentalität erfüllte, so war denn doch die gutmütige Unterhaltung des Erzbischofs und die bitter süße Zufriedenheit des galligten kleinen Kopernikus im Stande, mich für meine häuslichen Leiden zu entschädigen.

Ach, leider sind die Freuden des Lebens vergänglich! Meine jetzige Freude sollte nicht länger sein, als die kurze Schöpferin derselben. Der Erzbischof wurde infolge fortgesetzter Entbehrungen verdrießlich und verfolgte mich unaufhörlich mit Vorwürfen, daß seine Bartels'schen Errungenschaften ihm zu knapp zugemessen wären, und daß er voraussichtlich noch fünf Monate hungern müsse, bevor dieselben trotz aller Auslassungen in der Breite die Behaglichkeit seiner Existenz erhöhen könnten, und fragte mich bitter, ob ich einen Unterschied darin sähe, wenn er wie früher in Bp. seine Abende verärgeren, hier seine Tage verärgeren und seine Abende verschneiden müsse; er sei, wie eine umgekehrte Penelopeia, den Tag über mit Plagen und Zerreißen und des abends mit Ausbessern des vermaledeiten Bartels'schen Gewebes beschäftigt.

Mit dem kleinen Kopernikus erging es mir noch schlimmer. Zuerst mit Stauern, darauf mit Schrecken und endlich mit prophetischem Grauen zukünftiger tragischer Ereignisse ward ich gewahr, daß der kleine Mensch in das sentimentale Lager des Kapitäns übergegangen sei, daß auch er an der kleinen Linde Posto gefaßt habe und von dort aus astronomische Betrachtungen an dem Himmel des Kapitäns anstelle. Was sollte daraus entstehen? Kopernikus in Liebe? Er, der frühere Hallenser Stubenburche und geschworene Bruder des Kapitäns, in Liebe zu Aurelie Schönborn, dieser blauäugigen, goldlockigen Circe!

Ich schanderte. Ich suchte auf alle mögliche Weise ein tragisches Unheil abzuwenden, indem ich Winke fallen ließ, wohin unbedachtsame Liebe führen könne, ich erzählte schreckliche Geschichten aus Romanen und aus der Wirklichkeit, in welchen Freunde vorkamen, die aus Liebe zu einem Weibe zu Todseinden wurden, und eines Abends, als ich meinen kleinen Freund durch dergleichen Vorbereitungen prädisponiert glaubte, drückte ich ihm Schillers Braut von Messina in die Hand und sagte mit warnender Stimme: „Kopernikus, ich bitte Dich, lies das! Lies das Buch recht mit Nachdenken und sage mir, was Du darüber denkst!“

Mehr durfte ich nicht sagen, ich hatte dem Kapitän heilig versprechen müssen, seine Liebe nicht zu verraten.

Was geschehen soll, geschieht. — Das Schicksal der beiden auf fünfzig Hallenjer Kommersien verschworenen Freunde sollte sich erfüllen. Alle Morgen, alle Mittage gab es ein heißes Rennen nach dem Ziel ihrer Wanderungen, nach der kleinen Linde, deren jugendliche Dimensionen den Stützpunkt für nur einen Rücken nach vorn zu abgeben konnten und den zu spät Gefkommenen zu der miserablen Lage verdaunten, seine Geliebte von der andern Seite über die Schulter ansehen zu müssen.

Im Anfange ahnte der Kapitän noch nichts von dem Zusammenhang der Dinge und hielt für blinden Zufall, was doch wohlüberlegte Absicht war; endlich aber, als Kopernikus, der unter uns im Souterrain der Kafematte wohnte und dadurch stets einen fördernden Vorsprung hatte, auch überdies trotz seiner kurzen Beine etwas Breschestürmendes in seiner Liebe offenbarte, stets den Vorsprung vor dem langsam operierenden Kapitän errang, begann bei ihm aus dem Ärger über die Störung der Verdacht einer möglichen Nebenbuhlerschaft aufzukommen, der denn auch bald unter seinem forschenden Auge zu einem Baum voll Dornen für seine Liebe emporwuchs.

Eines Tages stürmte der Kapitän in unsere Kafematte hinauf, bleich vor Aufregung und Zorn. „Charles,“ rief er und warf mit seinem Cereviskännel gegen den Wasserkrug, der auf dem Tisch stand, als wolle er die Welt zertrümmern, was ihm mit dem Wasserkruge auch gelungen wäre, hätte ich denselben nicht aufgefangen, „Charles, ich bin betrogen, betrogen um das Glück meines Lebens, von meinem besten Freunde auf's schändlichste betrogen!“

„So?“ fragte ich sehr kühl, was ich gewiß nicht getan haben würde, wäre ich nicht von dem Inhalte des umgestürzten Wasserkruges über und über durchnäßt worden und nicht damit beschäftigt gewesen, die kühlenden Fluten von meinem Schlafrock zu entfernen.

„Ja,“ fuhr der Kapitän fort, „heute ist das schreckliche

Heer von Vermutungen, welches meine Seele bestürmt hat, in das gebrochene Thor derselben gezogen, hat dort die Fahne der Gewißheit aufgeflanzet, und rings um sie her liegen die blutigen von türkischer Verräthershand erschlagenen Leichen meiner jugendlichen Hoffnungen.“ —

„Hm, ja — ich wußte es wohl — es mußte so kommen,“ stotterte ich, „ja, als er mir die Braut von Messina so gleichgültig zurückgab und dabei bemerkte, das Buch sei doch recht schön, da wußte ich, mit wem ich zu tun habe. — Ja, mein alter Kapitän, komm, alter Junge, komm, laß die Geschichte, tröste Dich darüber. Sie hier, dies ist besser! Setz Dich nieder und iß ein bißchen von diesem vortrefflichen Schinken und vergiß die Person mit den roten Haaren.“

Mit dieser Bemerkung hatte ich nun aber alles verdorben; mein Freund riß sich von mir los, als ich ihn zu den Segnungen des Schenkens ziehen wollte, und warf mir in seinem Zorn über die Entweihung eines Engels, wie er es nannte, meinen geringen Sinn für das Romantische vor, welchen er noch mit Vorwürfen über Lieblosigkeit, Gehässigkeit, Gemeinheit und anderen liebenswürdigen Eigenschaften verband, bis endlich der Schmerz über seinen Verlust die Oberhand wieder gewann und alle hin- und hergezerzten und zerrissenen Saiten seines Gemüthes wieder angeknüpft waren und in den melancholischen Akkorden sehnsüchtigen, hoffnungslosen Liebes Schmerzes erklangen.

Wer kennt nicht den Jammer eines Verliebten, wer hat nicht den Wechsel von Zorn und Schmachten, von Verzweiflung und Hoffnung auf dem Gesichte eines Freundes einmal gelesen! Stürme zogen über das gutmütige Angesicht meines Kapitäns, die dichten Nebel der mutlosen, sonnenlosen Verzagtheit lagerten sich auf seine Augenbogen und drückten die Brauen nieder zum stumpfen Hinbrüten, durch das dann und wann ein leichter ferner Hoffnungsschimmer wie Wetterleuchten erglühete, um die am Himmel seiner Liebe heraufgezogene Nacht noch finsterner erscheinen zu lassen, bis endlich der leise Schimmer eines aufdämmernden Entschlusses, des Entschlusses zu entsagen, an dem

118

117

Horizont seiner erwachenden Seele aufzusteigen begann und, zu Rosenbluten erwachend, das Firmament seines ganzen Seins mit Strahlen der Begeisterung erfüllte, daß selbst die schweren Wolken seines Gemütes wie lichtumräunte glückselige Inseln in dem Feuer seines Heldenmutes erglühn. „Charles,“ sagte er mit einem Seufzer, der nicht mehr schwer und hohl wie regen-schwangerer Abendwind erklang, sondern frisch wie Morgenwind, wenn die Sonne aufgeht, „Charles, ich entsage!“ Und zur größeren Bekräftigung dieses Aktes stand er auf und warf die Kartoffelschale in das für die geschälten Kartoffeln bestimmte Gefäß, denn wir waren gerade bei der häuslichen Arbeit des Kartoffelschalens, die ich zu seiner Zerstreung angeordnet hatte.

„Nein, Kapitän,“ sagte ich, „tu das nicht, das Kartoffel-schalens wird Dich auf andere Gedanken bringen, entsage nicht dieser heilsamen Beschäftigung.“

„Kartoffelschalens!“ rief der Kapitän. „Wer denkt an Kartoffelschalens? Du hörst ja, ich entsage Aurelie Schönborn.“

„So?“ fragte ich und mag in diesem Augenblick ein überaus dummes Gesicht gemacht haben. „Wißt Du denn schon mit ihr einig gewesen? Ich meine, Du hast sie nur von der Linde aus ein bißchen angesehen.“

„Angesehen? Das nennst Du ansehen?“

Wenn aus dem Blick die ganze Seele quillt,  
Wenn Pfeil auf Pfeil ins wunde Herz Dich trifft  
Und mit der Liebe süßem Nattergift  
Verzehrend Dir die Adern füllt,

das nennst Du ansehen? Doch was rede ich so zu Dir, komm! Du sollst Zeuge sein bei dem, was ich vorhabe.“

So herausgerissen aus der tiefsten Prosa des Kartoffel-schalens folgte ich dem Kapitän in die Kajematte des kleinen Kopernikus, wo die erhebenste Poesie ihre glänzenden Fittige ausbreiten sollte.

Der Kapitän wenigstens hatte es gut genug im Sinne; er war eine elektrische Batterie, von unten bis oben voll geladen

mit poetischen Gefühlen der erhabensten Art, und mußte bei jeder Verührung Funken geben. Was helfen aber Funken, wenn es an Zunder fehlt sie aufzufangen? Der kleine Kopernikus war wie uasses Stroh.

Als der Kapitän ihm um den Hals fiel und in tragischem Pathos ihn seiner ewigen Freundschaft versicherte, und die höchste Staffel erklimmend, von oben herab ihm seine Entfagung, sein gebrochenes Herz und Aurelie Schönborn zuwerfen wollte, protestierte dieser kleine Unhold mit der ganzen Heftigkeit seines galligten Temperaments gegen diese Präsente, verleugnete seine Liebe und behauptete, so wenig verliebt zu sein als ich oder der Erzbischof oder des Generals v. T. weiße Perücke.

Hier schien mir nun der geeignete Zeitpunkt, mich selbst ins Mittel zu legen, damit bei der ganzen mit so viel Enthusiasmus eingeleiteten Szene doch etwas herauskomme und der Heldennut des armen Kapitäns nicht wie ein erbärmlich vergänglichliches Feuerwerk in die Luft verpuffe, ohne etwas anderes in der schwarzen Nacht der Täuschung zurückzulassen als die ausgebrannte Raketenhülse eines von Liebe verzehrten Herzens.

Ich ging dem Kopernikus mit Vorwürfen zu Leibe, wie es schändlich von ihm sei, daß er, ein langjähriger Bundesbruder und Jugendfreund des Kapitäns, sich in den Handel desselben gemischt habe, der doch das Vorkaufsrecht, eine Prioritäts-Aktie auf das Herz der jungen Dame gehabt habe, wie ihm die letztere von uns übrigen allen stillschweigend garantiert und sogar von Bartels offiziell durch vermutliche öftere Meldungen beim General kontrahiert sei.

Es half alles nichts. Kopernikus blieb beim Leugnen, und die ganze vom Pathos des Kapitäns eingeleitete Szene zerbröckelte in ein erfolgloses Hin- und Widerreden ohne befriedigenden Schluß, wie der letzte Akt eines schlechten Dramas.

Mein alter braver Kapitän blieb aber von der Liebe des Kopernikus überzeugt und seinem Entschlusse treu. Die Dryade der kleinen Linde sah ihn nur von weitem, wie er in der Stellung des Marius auf den Trümmern von Karthago auf den Kugel-

haufen herumsaß und wie der alte Fritz nach der verlorenen Schlacht bei Hochkirch Figuren in den Sand zeichnete.

136  
Wir verstanden den Schmerz unseres Freundes, bloß Bartels verstand ihn nicht. Als er den Kapitän nicht mehr die Linde frequentieren sah, vermutete er richtig etwas ungewöhnliches an ihm, was er melden müsse, er wußte nur nicht recht was. Hatte ihm früher das Lindenstehen des Kapitäns allerlei Beängstigungen verursacht, so schien ihm nun das Kugelhaufensitzen nicht minder verdächtig und der arme Kapitän hatte den Arger, wo er auch immer saß, das bedenkliche Angesicht des besorgten Bartels nebst Zubehör von weißen Beinen und rotem Kragen auf einem Kugelhaufen sich gegenüber zu erblicken.

Kopernikus als alleiniger Inhaber der Linde war jetzt oben auf und benutzte das freie Feld aufs beste; hatte der Kapitän früher mit Vorkugeln aus den schmachttenden blauen Augen geschossen, so feuerte der kleine Nachfolger jetzt ganze Ladungen verzehrender kongrevischer Raketen ab, und das mit einer Sicherheit, die ihres endlichen Erfolges gewiß zu sein schien.

43  
Unter diesen verschiedenen Begebnissen war der Sommer gekommen und wieder geschieden. Eine stille Häuslichkeit war wieder in die vom Kapitän und mir bewohnte Kaffematte eingekehrt, und obgleich der erstere noch ab und an sich bei zufälliger Begegnung mit Aurelie Schönborn die halb verharzte Wunde seines Herzens wieder aufstieß, so hielt ihn dies nicht ab, durch das Hausmittel des wirtschaftlichen Fleißes aufs neue die Heilung zu versuchen. Ich hatte schöne Tage: der Kapitän besorgte die Küche, die Ausbesserung der schadhaften Kleidungsstücke, er hielt auf holländische Reinlichkeit in der Kaffematte, hob das Gedeihen der Mäusekolonie auf die höchste Blüte, die sie je erreichte, und ließ mir dadurch Zeit, mich andern Unterhaltungen hinzugeben, unter denen Zeichnen und Malen die bevorzugten waren.

Rebenbei hatte ich die Bekanntschaft mit der kleinen lieblichen Ida fortgesetzt, hatte mir durch gelegentliche kleine Geschenke von Bildereyen und dergleichen ihre Freundschaft zu er-

werben und zu erhalten gewußt und war gewiß, daß Idachechen, wie Bartels sie nannte, jeden Mittag und jeden Nachmittag, wenn der Weg von der Schule sie an meiner Kasematte vorbeiführte, vor dem Gitter meines Fensters vorsprechen würde.

Ich muß gestehen, daß ich trotz vieler, sehr vieler trüben Stunden in der Gefangenschaft auch mancher frohen zu gedenken habe, daß ich trotz des Hasses, des Neides, der ohnmächtigen Wut, der beginnenden Verzweiflung im Herzen des Gefangenen auch der milden verfühnenden Gefühle teilhaftig geworden bin, und zu diesen muß ich vor allem jene rechnen, die in mir lebendig wurden, wenn das heitere Kind in aller unschuldigen Freiheit kindlicher Lust unter den Schlagschatten der sonnigen Lindensäume hindurcheilte, um den dunkeln Lockenkopf durch die Eisenstäbe meines geöffneten Fensters zu stecken und von dort aus meinen Namen zu rufen.

Eines Tages sprang die Kleine noch lebhafter wie gewöhnlich auf meine Kasematte ein und rief: „Ach heute habe ich eine Bitte, eine große Bitte an Sie. — Meine Mutter läßt Sie bitten — die Hochzeit meiner ältesten Schwester ist in acht Tagen — ob Sie ihr nicht ein Transparent, so mit einer Inschrift von Liebe und mit ein paar Herzen und Tauben malen wollten, das soll in unserer Nische brennen.“

„Recht gern, aber Ida, ich muß die Größe der Nische wissen.“

„Kommen Sie hin zu uns und messen Sie es sich aus.“

„Das geht mir nicht, das leidet Bartels und der General nicht.“

„O, ich spiele immer mit Marie, mit der Pflegetochter des Generals, und der will ich es sagen und die soll es dem General sagen, und wenn der „ja“ sagt, dann sagt Bartels auch „ja“.“

Und richtig! Es kam so, wie die Kleine es sich ausgedacht hatte. Bartels kam den Tag darauf zu mir und zeigte mir an: „Ich habe einen Befehl vor Sie, Sie sollen in die Freistunde zu den Proviantamtsassistenten Schönborn gehen und da einen

Transponenten ausmessen und sollen sich nicht zu lange dabei aufhalten. Das läßt der Herr General Ihnen sagen.“

Ich ging in die Wohnung des Proviantamtsassistenten; Bartels begleitete mich an die Thür und stand nun da wie der Esel zwischen zwei Heubündeln; er hatte keine Instruktionen, ob er mich begleiten und derweil meine Freunde ohne Beaussichtigung lassen, oder ob er diesen seine Hut angedeihen lassen und mich den Gefahren der politischen Verführung durch die Frau Proviantamtsassistentin und deren Tochter Aurelie aussetzen sollte. Die quantitative Rücksicht siegte, er ließ mich als einzelnes versprengtes Schaf laufen und nahm die Herde in Hut. Ich trat in die Wohnung, das erstemal seit fünf Jahren, daß ich in ein Privathaus trat.

Man kann sich schwerlich eine Vorstellung von dem Eindruck machen, den dies alltägliche Ereignis auf mich machte. Es mochte Ähnlichkeit mit dem Gefühle haben, das der Seemann empfindet, wenn er nach jahrelanger Reise zum erstenmal wieder das Land betritt, oder der verwilderte Jäger der Prärien, wenn ihm nach jahrelanger Fleischkost zum erstenmal wieder das tägliche Brot geboten wird.

Man nahm mich freundlich auf. Die Mutter ließ sich weitläufig über den beabsichtigten Transparenten aus und dankte im voraus für meine Bemühungen; Aurelie wußte mit vielem Geschick das Fahrzeug der Unterhaltung aus der geraden Landstraße allgemeiner Bemerkungen in die gewundenen Bizinalwege der speziellen Interessen zu lenken, und zu meiner Überraschung wurde ich gewahr, daß sie stets auf die kleine Linde und den darunter stehenden Kopernikus abzielte, nachdem sie beiläufig dem Kapitän über den Zaun zu sehen versucht hatte. Es konnte dies bloße weibliche Neugier sein, und diese konnte zufällig auf den Kopernikus verfallen sein. Die weibliche Neugier ist aber, wie gewisse kleine lebhaftere Geschöpfe, die lustig hin- und herspringen und hier und dort mit flüchtigem Stachel naschen; diese Erkundigungen jedoch, zumal als die Frau Mama denselben Weg einschlug, hatten etwas von zweckmäßig applizierten

Schröpfköpfen, die mir denn auch so ziemlich alles, was ich von den Verhältnissen des kleinen Menschen wußte, entzogen.

Ich berichtete infolge dieser chirurgischen Operation denn nun auch, daß mein Genosse ein sehr eifriger beharrlicher Mensch sei, wobei Aurelie unwillkürlich nickte, daß er Vermögen habe, wobei die Mutter nickte, daß er mündig und, da er elternlos, Herr seiner Handlungen sei, wobei beide nickten, daß er aber laut Urteil des Kammergerichts und trotz oberstrichterlicher Abänderung desselben durch den König noch fünfundzwanzig Jahre sitzen müsse, wobei Aurelie sehr tief aufseufzte und die Mutter sich in Ausrufungen erließ, die nichts weniger als für Bartels Ohren passend waren und, an die rechte Glocke gegangen, der guten Frau ebenfalls fünfundzwanzig Jahre hätten einbringen können.

Mit dem sehr behaglichen Gefühl, rein ausgepumpt zu sein, und mit der beruhigenden Gewißheit, von den beiden Damen fürder mein Lebenslang für einen ausgemachten Simpel gehalten zu werden, ging ich zu meinen Freunden zurück, unter denen der kleine Kopernikus mich mit jauer süßer Miene empfing, jauer vor Reid, daß er nicht der Glückliche sei, der Maß zum Transparent genommen, und süß und gewinnend, um auch für sein Teil die Erlaubnis zu erhalten, Saugpumpen an mich zu legen.

Hieraus wurde aber nichts. Statt der gewünschten Nachrichten erhielt er eine überaus kräftig kolorierte Darstellung des schmeichelhaften Empfanges, den ich gefunden; ich erzählte mit behaglicher Breite, wie sehr die Frau Proviantamtsassistentin erfreut gewesen sei, meine Bekanntschaft zu machen; wie das holde Kind, die Aurelie, mich angelächelt und mich freundlich eingeladen habe, meinen Besuch bald zu wiederholen: „Ja, Kopernikus, recht bald! sagte sie, und ich denke, dies denn auch zu tun“.

„Das erlaubt der General nicht.“

„O, der!“ sagte ich und machte ein Gesicht dazu, als hätte ich den General, das Generalkommando und das ganze Kriegsministerium um die Finger wickeln können.

165 So rächte ich meinen Kapitän und streute Dornen und Disteln auf das Lager seines Nebenbuhlers.

„Daß ihn nur sich quälen und ärgern,“ sagte ich zum Kapitän, „eingestehen soll er wenigstens, daß er angeschossen ist. Es muß für Dich doch sehr beruhigend sein, wenn er eingestecht, und Du doch mit Gewißheit erfährst, daß Deine heroische Aufopferung nicht umsonst gewesen ist.“

„Das wohl, lieber Freund,“ sagte der Kapitän mit einem Seufzer, der noch einem ziemlich verliebten Herzen entquollen zu sein schien, „aber warum ihn dazu zwingen? Willst Du es nicht um seinetwillen unterlassen, so tue es um Aureliens willen.“

„Kapitän, das verstehst Du nicht! Er muß eingestehen, daß er verliebt ist, in Aurelie verliebt ist. Er ist uns und vor allem Dir dies offene Bekenntnis schuldig, und, was gilt die Wette, ich zwinge ihn dazu.“

Obgleich der alte treue Kapitän zu großmütig war, die Leidenschaft seines Nebenbuhlers zum Gegenstand einer Wette zu machen, verfolgte ich dennoch mein Vorhaben. Wenn der Kopernikus unter dem verhängnisvollen Baum stand, stellte ich mich an seine Seite und guckte so lange mit ihm einen und denselben Strich, bis Aurelie das Hinübergucken erwiderte. Dann nahm ich meine Mütze ab und grüßte verbindlich; die junge Dame grüßte wieder, und der Kopernikus kam als salutierender Nachtrab mit einem unendlich verlegenen Bückling hinterdrein, statt freudigen Entzückens, galligen Verdruß im Gesichte.

171 Ja, einmal fügte es der Zufall, daß Aurelie aus einem kleinen Kramladen mit einer Doche Seide trat und auf unserer Promenade angehörs des kleinen verliebten Gesellen mir begegnete, wo ich denn die Dreistigkeit hatte, nach dem schon stehend gewordenen Gruß eine nichts weniger bedeutende Unterredung mit ihr anzuknüpfen, die, soviel ich mich erinnere, die Seide in ihrer Hand betraf.

Das war aber für den Kopernikus zu viel. Zorn im Gesicht trat er, nachdem die junge Dame sich entfernt hatte, an

mich heran, und sprudelte die Worte auf mich ein: „Charles, ich hätte Dich nicht für so unanständig gehalten.“

„Unanständig? Wieso, was habe ich unanständiges begangen?“

„Eine junge Dame auf der Promenade anreden, halte ich für höchst unanständig.“

„Du scheinst vergessen zu haben, daß ich die Dame kenne, daß ich ein guter Bekannter von ihr bin und sogar bei ihr, so zu sagen, als Hausfreund eingeführt bin.“

„Richtig!“ war die höhnische Antwort, „vom Unteroffizier Bartels eingeführt!“

„Der mir gar nicht so übel scheint als Zeremonienmeister; denn nach dem Erfolge seiner Introduction zu urteilen, scheint er die Sache zu verstehen. Ich bin dort so freundlich aufgenommen worden, die Mutter und Aurelie selbst . . .“

„Das brauchst Du mir nicht zu wiederholen, das hast Du mir schon zum Überdruß hergeleiert. Hier ist die Rede von Deinem Betragen auf der Promenade, und das ist in meinen Augen unanständig und grob. Ja, unanständig und grob, das ist meine Ansicht.“

„Zedenfalls eine einfältige Ansicht,“ antwortete ich kurz und ging.

Am andern Morgen, als Bartels die Kasematte zur Freizeitsunde aufgeschlossen hatte, traten Seine erzbischöflichen runden Gnaden in unsere Thür und mit einem Ernst, der eben so wenig zu seinem fröhlichen jovialen Gesichte paßte, wie die Bartels'schen Kniehosen zu seines Leibes Fülle, auf mich zu.

„Charles,“ begann er, „ich komme im Auftrage von Kopernikus und soll Dich auf vierundzwanzig Gänge krumme Säbel fordern.“

„So?“ sagte ich, „und wo sind denn die Waffen, und wo soll der Kampfplatz sein?“

„Ja, das weiß ich auch nicht,“ antwortete der Erzbischof sehr verlegen, „das hat alles der Löwenritter auf Händen, der sekundierte den Kopernikus. So viel ich weiß, behauptet er, die Bekanntschaft einer Unteroffiziersfrau von der reitenden Artillerie

gemacht zu haben, von der er die Hoffnung hegt, daß sie ihrem Manne und einem von dessen Kameraden die Säbel auf eine Zeitlang *clam, vi oder precario*\*) entnehmen wird; die Mensur soll in der neutralen Kasematte des Löwenritters genommen werden, die Sekundanten sollen wie bei einer Stoßpaukerei mit Ziegenhainern sekundieren und morgen während der Freistunde soll's losgehen, d. h. wenn alles zurecht kommt."

„Der Kopernikus samt dem Löwenritter,“ fuhr der Kapitän jetzt auf, „sind beide unklug geworden. — Hier eine Paukerei auf krumme Säbel!“

„Der Löwenritter hat erst an Pistolen gedacht; ist aber davon zurückgekommen, als er sich es überlegte, daß es wohl knallen würde. Er meint, Du würdest Charles wohl sekundieren.“

„So? meint er das? Dann sag ihm nur, ich würde kein Narr sein und mir an den Ziegenhainern die Psoten abhacken lassen. Und beiläufig, Erzbischof, ich hätte Dich nicht für so dumm gehalten, solches Kartell zu übernehmen, das sind ja lächerliche Kindereien.“

„Dumm, lächerliche Kindereien? Was willst Du damit sagen?“ fuhr nun ebenfalls der in seiner Würde als Kartellträger arg verletzte Erzbischof auf.

„Das kannst Du nehmen, wie Du willst.“

„Dann bist Du von mir ebenfalls auf vierundzwanzig Gänge krumme Säbel gefordert,“ antwortete der Erzbischof mit feierlicher Miene und verließ das Zimmer in dem gemessenen stauhenden Schritt der tragischen Helden.

Da saßen wir nun mit der tröstlichen Aussicht, morgen Vormittag jeder vierundzwanzig Gänge krumme Säbel abpauken zu müssen und das um Arelie Schönborn. Für den Kapitän konnte die Sache, wenn er sie bei seiner Phantasie, seiner Sentimentalität oder seinem erhabenen Entschlussesenthusiasmus richtig auf Zinsen legte, noch ein sehr schönes romantisches Interesse

\*) heimlich, mit Gewalt oder bittweise.

abwerfen, aber für mich, der ich in Jena studiert hatte, wo Stoßkomment galt, und nie so ein Ungeheuer von krummem Säbel in der Hand gehabt hatte, schienen aus der Drachensaat dieses Haders nur untröstliche Aussichten auf blutige Köpfe und abgehauene Nasen aufzuwachsen; ganz davon zu geschweigen, was zu dem ganzen Handel die sonst so nachsichtige Perücke des alten Herrn auf der Kommandantur sagen würde.

„Denn raus kommt's, Kapitän,“ sagte ich.

„Versteht sich, Bartels faßt uns ab.“

„Was der wohl für Augen machen wird!“

Und die Vorstellung des verdunsteten Bartels'schen Antlitzes versetzte uns in heitere Stimmung.

Der Kapitän gab mir im Laufe des Tages und des darauf folgenden Morgens nun noch in der Geschwindigkeit einige Privatstunden auf krumme Säbel, in welchen meine Phantasie mehr angestrengt wurde als meine Armmuskeln; denn er verlangte, daß ich in jedem mir in die Hand gedrückten Stab oder Stiefelknecht einen krummen Säbel erblicken sollte, er fügte diesen praktischen Übungen eine Menge der intelligentesten Ratsschläge für Sieb und Parade mit, deren Nutzen für den vorliegenden konkreten Fall er aber am Schlusse stets durch die Bemerkung aufhob: „Für Dich, Charles, als Naturalisten, ist es aber am besten, Du schlägst blindlings darauf los, und von Parade kann bei Dir gar keine Rede sein.“

Als ich darauf die etwas kleinlaute Antwort gab: „Dann wird auch wohl von Nase und Ohren ferner bei mir nicht viel die Rede sein,“ tröstete er mich mit den Worten: „Ja, vorkommen kann so etwas, aber es ist selten; die meisten, ja fast alle Siebe fallen flach, und das größte Unglück, was über Dich kommen kann, ist, daß Du braun und blau geprügelt wirst, was dann mit der Zeit wieder abzieht.“

„Schöne Aussichten das!“ dachte ich bei mir und verfiel in mitleidige Betrachtung meines Fleisches, während der Kapitän sich schon für den bevorstehenden Kampf mit alten Halstüchern und Binden zu Bandagen rüstete, als der Löwenritter ins Zimmer

17  
19  
trat und mit betrübter Miene uns anzeigte, aus der Pauferei könne nichts werden.

„Ich hatte mich so dazu gefreut,“ setzte er hinzu, „nach so langer Zeit doch mal wieder etwas ordentliches, und sogar zwei! Alles war so schön im Zuge; ein Säbel steckt schon unter meinem Unterbette, und auf den zweiten hatte ich die beste Aussicht, die Mensur hatte ich vorläufig schon genommen, der Kapitän hätte Charles, ich den Kopernikus sekundiert, kurz alles war fertig, bloß der Unparteiische fehlte noch.“

18  
„Den hätte vielleicht der General übernommen, und der würde sein Amt gewiß auf höchst unparteiische Weise verwaltet haben, indem er den Geforderten wie den Förderer und die Sekundanten dazu ohne Unterschied beim Kammergericht angezeigt hätte,“ warf ich ein. „Und weshalb sind denn alle Deine sorgsamten Vorbereitungen vergeblich gewesen?“

18  
„Denkt Euch, nun, da alles in Wichtigkeit ist, nun wird der Kopernikus krank, nun kriegt der gerade seine dumme Gelbsucht wieder!“

18  
Ich erschrak; es fiel mir schwer aufs Herz, daß mein Mutwille die nächste Veranlassung dieses Zustandes sein könne.

„Liegt er zu Bette?“ fragte ich.

„Das gerade nicht, aber losgehen kann er unmöglich,“ sagte der Löwenritter, „aus der Pauferei wird nichts. Der Kopernikus ist so ein tüchtiger braver Kerl, man kann nicht anders sagen, er hat fleißig kontrahiert, und wenn er zum Losgehen kommt, denn tut ers mit Anstand; aber was hilft das alles? Unter dreienmalen kommt er nur einmal zu Brett mit seinen Paufereien. Er behandelt die Sache nicht mit Ruhe, er ärgert sich, kriegt die alberne Gelbsucht und währenddes sind denn allerlei Mißsuppenherzen tätig, um eine ehrliche Kontraktion für ein Mißverständnis auszugeben und alles Mögliche auszugleichen.“

18  
Damit ging er verdrießlich aus der Thür, gefolgt vom Kapitän, der dem Kopernikus eine Krankenvisite machte; ich durfte natürlich nicht mit: das verboten die unüberschreitbaren Gesetze jenes Herz und Sinn beherrschenden Tyrannen, den sich

die deutsche Studentenwelt dem welt- und himmelstürmenden Drange nach Freiheit zum Troß unter dem Namen „Komment“ zum gebietenden Herrn gesetzt hatte. 183

Wie gern hätte ich den Kapitän begleitet und hätte meinen Vorwitz durch ein paar herzliche Worte wieder gut zu machen gesucht! Das litt aber der Komment nicht; und gestehe ich es nur, ich hatte wohl Courage, auf krumme Säbel mich zu schlagen, aber nicht den Mut, gegen den Komment zu fehlen, obgleich ich sehr leicht zu der Einsicht gelangte, daß es doch sehr unvernünftig sei, wenn wir, die wir ohnedies schon hinlänglich mit Ketten beladen waren, uns von dieser unsichtbaren Fessel befreien.

Die kleine Linde stand jetzt verlassen da; der kleine Kopernikus kam zwar zuweilen auf Augenblicke zum Vorschein, schien es aber zu vermeiden, in seinem gelben Zustande der Angebeteten vor Augen zu kommen. 184

„Er könnte doch immer wieder hierher kommen,“ sagte ich zu dem Kapitän, „die Entfernung ist zu weit, als daß sie seine gelbe Farbe bemerken könnte.“

„Das tut er nicht,“ sagte mein Freund. „Zuerst hat er sich geärgert, daß er gelb wurde, und nun ärgert er sich, daß er gelb ist.“

„Vielleicht würde ihm das Anschauen der Geliebten . . .“ sagte ich. 185

„Er hat jetzt etwas anderes anzuschauen,“ fiel mir der Kapitän mit stillem Lachen in die Rede. „Guckte er früher in Aureliens Fenster, so guckt er jetzt in Schmied Grunewalds Teertonne.“

„Was tut er?“ fragte ich im Zweifel, ob ich recht gehört hätte.

„Er geht jetzt in den Freistunden immer zum Schmied Grunewald hinüber und guckt in dessen Teertonne. Die Pulver des Stabsarztes hat er aus dem Fenster geworfen und ist beim General eingekommen, in die Teertonne gucken zu dürfen. Der Alte hat die Genehmigung zu diesem Hausmittel erteilt, der

Platzmajor hat die Erlaubnis dazu ins Wachbuch eingetragen, und Bartels ist angewiesen, ihn auf dem Gange zu der Kur zu begleiten. Und, merkwürdig! das Teergucken schlägt bei ihm an, erst sah er ganz grün aus, nun wird er schon gang manierlich gelb aussehen.“

176 Ich sah denn nun auch selbst meinen kleinen Gegner mit Bartels zu dem Hofe des Schmiedes und dem duftenden Gesundbrunnen der Teertonne wallfahrten; ich sah, wie sich der Gang zu dem heilkräftigen Teerspiegel alle Morgen und alle Nachmittage wiederholte, und bemerkte endlich, daß, je mehr die Kur günstigen Erfolg hatte, Bartels nachlässiger in der Ausübung seiner Aufsicht wurde. Im Anfange hatte er seinen Dienst-eifer so weit ausgedehnt, daß er unverwandt mit dem Kranken in die Tonne sah, darauf wurden die Blicke zu gelegentlichen, endlich begleitete er den Patienten bloß bis in den Hof, und zuletzt ging er gar nicht mehr mit seinem Pflegling: kurz, er betrug sich gerade so, als hätte er sechs oder sieben Jahre Medizin studiert und sei jetzt in der Anwendung seiner erworbenen Kenntnisse als doctor medicinae begriffen.

Kopernikus hatte schon längst seine natürliche Färbung wieder angenommen, und doch stand die kleine Linde noch immer verwaist da.

„Nun braucht er doch nicht mehr in die Tonne zu gucken,“ sagte der Erzbischof.

„Nun könnte er doch losgehen,“ sagte der Löwenritter.

„Nun könnte er doch wieder nach Aurelien hinübersehen,“ dachte ich; es laut zu sagen, verbot mir der Konvent.

„Die Kur scheint noch nicht fertig zu sein,“ sagte der Kapitän. „Ich hörte gestern zufällig, wie er Bartels weitläufig auseinandersetzte, daß er noch vier Wochen lang als Nachkur die Tonne von außen ansehen müsse, wobei Bartels in die Worte ausbrach: das is doch die Müglichkeit!“

Bald sollte sich jedoch das eigentliche Wesen dieser Nachkur aufklären, für mich wenigstens. Denn als ich eines Tages wieder den Kranken auf dem Hofe des Schmiedes unverwandt

in einer Richtung vor sich hinstarren sah und, weiter um die Ecke gehend, auf den Anblick der bauchigen, schmierigen, hilfreichen Fuhrmannserlöserin gefaßt war, hüpfte das leichte, glänzende Bild von Aurelie Schönborn auf die Rezhaut meines Auges und tanzte auf derselben auf und ab, daß ich verwirrt stehen blieb und am hellen Tage Gespenster zu sehen glaubte.

Diese mit der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts in offenbarem Widerspruch stehende irrige Ansicht von dem Wesen vorliegender Sache wurde, wenn auch absichtslos, doch bald von dem Kopernikus widerlegt. Er ging beherzt auf den leichten, feenhaften Spuk los; ich sah deutlich, wie er die Hand desselben ergriff und dieselbe drückte, was jedenfalls auf materielle Eigenschaften des gedrückten Gegenstandes schließen ließ, ich bemerkte, wie er den Arm um eine freilich fast luftige Taille schlug — ich sage fast, denn ein Etwas mußte es sein, was er zärtlich an sich heranzog; bei wirklichen Gespenstern fährt der Arm in solchen Fällen bekanntlich stets durch — ja ich sah, wie seine kleine Gestalt sich zur möglichsten Länge ausreckte, wie er seine vorwizige Nase, damit sie bei der bevorstehenden Operation nicht hinderlich sei, in einen Winkel von 45 Grad richtete und seinen Mund auf die Lippen der Erscheinung heftete und davon wie ein Viebslein an einer Lilie sog. Dies Saugen deutet nun aber so entschieden auf etwas Substantielles — meine Leserinnen können sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung leicht durch einen wirklich vorhandenen und einen nicht vorhandenen Bonbon überzeugen — daß ich gerade in dem Augenblick, als Aurelie, mich gewahrend, leise aufschrie und, sich losmachend, davon lief, zu der festen Überzeugung kam, daß ich Wesen von Fleisch und Blut, und zwar von jugendlichem Fleisch und heißem Blut, vor mir gehabt habe.

Der Kopernikus hatte mir, dem unfreiwilligen Störenfried, als Aurelie sich entfernte, ein paar Augen zugeworfen, in denen mindestens wieder etwas Beträchtliches von frummen Säbeln zu lesen war, und als ich, während unser Spaziergang rasch von mir durchmeßten wurde, einen kurzen, lebhaften Schritt unter

bedeutungsvollem Schnaufen hinter mir hereilen hörte, war ich bei dem von der sonderbaren Nachkur erregten Menschen auf Nachtsuch und Nachstürzen gefaßt. Aber von dem, was man sich als unvermeidlich denkt, trifft häufig das Gegenteil ein: als ich mich mit dem strengsten Gesichte, wie es der Komment für dergleichen intrikate Fälle vorschreibt, auf alle Vorkommenheiten gefaßt umsaß, kam der kleine Kopernikus halb verlegen, halb freundlich auf mich los, ergriff meine Hand und sagte: „Charles, ich revoziere meine Forderung.“

„Aber, Kopernikus . . .“

„Ich weiß, was Du sagen willst — Du meinst, eine so scharfe Forderung revoziert man nicht so leicht.“

190 „Nein,“ sagte ich, „das ist's nicht. Ich wollte nur sagen, daß ich nun meinerseits gezwungen sein werde, Dich auf vier- undzwanzig Gänge krumme Säbel zu fordern.“

Das Gesicht meines kleinen Freundes nahm den bitter süßesten Ausdruck an, und schon fürchtete ich, daß wieder spitze Worte mir ins Gesicht und die grüne Galle in sein Blut sprudeln würde, als er zum Glück noch meine lachende Miene gewahr wurde und, ganz irre an mir werdend, fragte: „Wie? Du! Warum Du mich?“

„Hast Du nicht,“ fragte ich dagegen und ließ Wort nach Wort mit Nachdruck in sein Ohr fallen, welches ich der deutlicheren Erklärung wegen gefaßt hielt, „hast Du mich nicht gefordert, weil ich die Unschicklichkeit beging, eine mir bekannte Dame öffentlich auf der Promenade anzureden? Und, Kopernikus, — Du Henschler, sieh mich mal an! — hast Du nicht soeben dieselbe Dame bei Schmied Brunenwalds Teertonne geküßt und noch dazu heimlich?“

„Still, Charles, still! Ich bitte Dich. Wenn Du's denn wissen willst: Aurelie und ich sind einig, heute noch wird sie ihre Eltern von meiner Bewerbung in Kenntnis setzen und morgen, wenn wir aus der Kirche zurückkehren, werde ich hoffentlich auf dem Wege von der Stadt zur Festung Gelegenheit haben, durch sie die Einwilligung ihrer Eltern zu erhalten.“

„Du? morgen? — An Dir ist zum Kirchgehen ja gar nicht die Reihe.“

„Das ist es eben. Ich dachte, Du würdest mir Deine Stelle überlassen.“

„Das würde ich wohl tun, aber wäre es nicht besser, wenn ich, der ich nun doch einmal das Geheimnis weiß, mitginge und der Erzbischof, der auch an der Reihe ist, zurückbliebe?“

„Allerdings; aber wird er's tun?“

„Nun, das wird sich doch wohl machen; Du mußt Dir einen Zahn ausziehen oder an Deinem Körper etwas schneiden lassen oder kannst auch meinetwegen auf den Einfall kommen, katholisch zu werden, kurz, mußt etwas ausdenken, was Du nicht durch einen Dritten besorgen lassen kannst.“

Diese Vorschläge leuchteten dem kleinen Menschen ein, und als am anderen Morgen, einem Sonntage, der begleitende Unteroffizier sich bei uns als Patrouilleur zur Kirche meldete, und ich den Kopernikus zu diesem Gange abholen wollte, hatte der Erzbischof bereits seine kirchlichen Rechte an die vorgeschützten Zahnschmerzen des Neuverlobten abgetreten.

Man behauptet, daß in katholischen Ländern die Kirchen häufig zu Rendezvous-Plätzen verstoßener Liebe entweiht werden, und während ich dies zugebe, will ich es dahin gestellt sein lassen, ob nicht in den protestantischen Gotteshäusern ebenfalls zuweilen hinter den Gesangbüchern hervor Liebesblicke gewechselt werden und die Seelen sich in irdischen statt in göttlichen Anschauungen verlieren; sollte aber jemand aus diesen vorangeschickten Bemerkungen sich berechtigt glauben, dergleichen Frivolitäten von dem kleinen Kopernikus zu vermuten, so muß ich ihm sagen, daß er sich durchaus irrt. Mein kleiner, wieder Freund gewordener Feind befand sich in einem Zustande solcher Aufregung, der Augenblick der bevorstehenden Entscheidung hatte ihn so sehr dem gewöhnlichen Begriff von Raum und Zeit entrückt, daß er niemals mit sich darüber einig geworden ist, ob er an diesem geeigneten Morgen in der katholischen oder protestantischen Kirche gewesen sei, und ob die junge Dame in dem Stuhl, links vom

Offiziercorps, Aurelie, eine Vision oder die Erscheinung eines wirklichen Engels gewesen sei.

Fast schien es, als ob während des Gottesdienstes die letzte Ansicht in ihm zur Gewißheit geworden sei, denn, als wir die Kirche verließen, rannte er an der wirklichen Aurelie, die sich an der Kirchentür allerlei unschuldigen Bemühungen um Schal und Sonnenschirm hingab, vorüber und wäre der Festung und seiner Liebe aus dem Wege gelaufen, hätte der Unteroffizier ihn nicht eingefangen, und hätten einige rechtzeitige Winke von mir ihm nicht die harrende Geliebte gezeigt.

Endlich (dies „endlich“ geht vorzugsweise auf des Kopernikus Rechnung) waren wir aus der Stadt, und nun begann von meiner Seite ein so geschicktes Manövrieren dem Unteroffizier gegenüber, daß ich bald in ihm glücklicherweise die Vorstellung zu wecken wußte, ich sei namentlich ein sehr verdächtiges Subjekt, und vorzugsweise sei ich es, um dessentwillen er mitgeschickt sei. Einige selbst mir, geschweige denn dem Unteroffizier entgangene aufmunternde Winke von Aurelien hatten den Kopernikus insoweit der Erde wieder zugeführt, daß er nicht in allzu grobe Dummheiten verfiel, und indem ich an der Seite meines scharf beobachtenden Begleiters dahinschritt und demselben allerlei kühne Pläne zu extemporierten Fluchtversuchen mittheilte, wie es ein leichtes sei, ihn in den Chauffeeegraben zu schleudern, zu binden, zu knebeln und dann ungefähr hundert Meilen weit durch Polizei und Gendarmen nach Hause zu laufen, schleuderte Aurelie Schönborn an der entgegengesetzten Seite der Chaussee meinem entzückten Freunde hastig die Einwilligung ihrer Eltern zu und band und knebelte ihn dadurch für immer.

Der Leser erläßt es mir gewiß, die Seligkeit des kleinen Menschen zu schildern, und es ist auch besser so: für den jüngeren Teil derselben könnten daraus Tantalusqualen erwachsen, für den älteren Bedauern, daß das alles schon so lange her ist, und für manche von diesen auch Reue, daß sie ihren guten Tage nicht besser genützt haben; meine etwaigen Leserinnen erlassen mir die Schilderung, weil sie sich sehr wohl erinnern, wie oft

sie dergleichen Zustände hervorgerufen haben oder es doch könnten, wenn sie nur wollten. Es wird hinreichend sein, wenn ich erzähle, wie der Kopernikus Arm in Arm mit mir in äußerst gehobener Stimmung und Haltung unter die zurückgebliebenen Freunde und zu Bartels zurückkehrte, wie der Erzbischof sich des Todes verwunderte, daß jemand gleich nach einer Zahnoperation so heiter sein könne, wie der Löwenritter verdrießlich alle Pauschhoffnungen aufgab; wie der Kapitän mich abseits zog und fragte, ob wir gekneipt hätten und ob Kopernikus etwas angeschossen sei, und wie mich endlich Bartels faßte und mich fragte — Bartels war vor seiner militärischen Laufbahn ein ausgezeichnete Schustergeselle gewesen —: ob der kleine Herr sich neue Stiefel gekauft habe und ob hohe Hacken jetzt wieder Mode seien, der Herr käme ihm größer vor.

Nachdem Bartels uns verlassen und wir wieder en famille saßen, belehrte mich ein halb verschämter Wink des Kopernikus, daß mir die Ehre zu teil werden sollte, der anwesenden Gesellschaft das glückliche Ereignis mitzuteilen. Dies geschah denn nun auch mit so glücklich gewählten Worten und solchem Effekt, daß am Ende meiner Rede jeder meiner Zuhörer in einen solchen Zustand von Freude versetzt wurde, als wäre ihm selbst eine Verlobung passiert, und nie ist eine Schwesterschaft von heiratsfähigen jungen Damen durch die von der Mutter mitgeteilte Nachricht, daß Herr J. endlich mit seiner langjährigen Werbung in dürren Worten hervorgetreten sei, und daß Malchen oder Rosalchen sich verlobt habe, in größere, wonnevollere Aufregung geraten, nie hat sie sich in sentimentalen Wünschen inniger losgelassen, als die Freunde des kleinen Kopernikus. Der Erzbischof trat mit erhobener, gleichsam segnender Hand auf den Glücklichen verschämten los, sprach einige ernste, inhaltsschwere Worte über das, was er die Vernünftigkeit seiner Wahl nannte, ging dann auf eine kurze Betrachtung über das eheliche Glück im allgemeinen über und schloß mit einigen Seitenblicken als Nutzenanwendung auf uns und gelegentlich auf sich selbst, daß unsere Lage am Ende doch nicht so verzweifelt sei, wie wir bisher geglaubt hätten, und daß wir

trotz aller Meldungen von Bartels, trotz aller Kommandantenstrenge, ja sogar trotz aller Verklimmerungen durch das Kammergericht in Berlin, wohl imstande wären, das höchste irdische Glück zu genießen, wie uns das Beispiel unseres Freundes deutlich beweisen dürfe. Der Löwenritter ergriff mit seiner Rechten die Hand des Beglückten — nur einen Druck — mit der anderen schlug er dem Kleinen auf die Schulter — nur einen Schlag — aber beide so voll biederer Ausdrucks deutscher Gemüthlichkeit, daß dem Kopernikus die Rührung in die Augen stieg, und daß für jeden Unbefangenen diese Deklamationen ohne Worte als eine Bundesbrüderschaft auf Tod und Leben verständlich gewesen sein würde. Und nun mein alter Kapitän! — Hier sah er nun die bitteren Tränen seines großartigen Entsagungsaktes in Rosenglut und Myrtengrün aufgehen und als Brautkranz die Stirne des glücklichen Paares umkränzen, er fiel mir um den Hals und küßte mich so lange, bis er den Kopernikus bekommen konnte, der sich noch in den Händen des Löwenritters befand, stammelte dann einige Worte von „Aurelie glücklich machen“, als wenn er sich in diesem Augenblick für den Brautvater hielt, und trommelte von uns abgewendet, um seine Rührung zu verbergen, den Dessauer Marsch an die Fensterscheiben, und zwar mit solchem brautväterlichen Ernst und Eifer, daß die Schildwache an's Fenster kam und fragte, was drinnen los sei, und ob sie den Unteroffizier von der Wache rufen solle.

Dies niederschlagende Intermezzo stimmte denn unseren Enthusiasmus für die verlebten Freuden des Freundes etwas herab und erinnerte uns, daß das Kopernikanische Sonnensystem von bräutlicher Lust, wenn auch auf gegenseitige Attraktion begründet, doch noch manchen planetarischen Störungen vonseiten der Kommandantur ausgesetzt sein könne und daß nur die minutöseste Berechnung aller störenden Einflüsse die richtige Bahn angeben könnte, auf welcher die Liebe ihren Kreislauf vollendet. Es wurde demnächst also Kriegsrat gehalten, ob der Verlobte sich ferner auf die Anschauung von der kleinen Linde aus zu beschränken habe oder ob seine jeßige Stelle ein Mehreres ver-

lange, worin dies Mehr allenfalls bestehen könne, und welche Mittel zu diesem Zwecke dienlich sein würden.

Der Löwenritter erledigte den ersten Punkt durch die kräftig ausgesprochene Bemerkung, das bloße Ansehen hielte auf die Länge kein Pferd aus, der Kopernikus müsse bei soltaner Sachlage noch fünfundzwanzig Jahre an der kleinen Linde stehen, und das würde selbst die ausgemachteste Philisterseele nicht ertragen; den zweiten Punkt zog der Erzbischof in den Kreis seiner Betrachtungen und stellte fest, daß in sponsalibus ein häufiges Zusammenkommen der beiderseitigen Patiszenten wünschenswert sei, auch sei ein zartes Gefose durch den Gebrauch sanktioniert, ja sogar sei kein Zweifel, daß der Kuß auf den Mund in Gegenwart von Zeugen erlaubt sei, und zu allen diesen Spolien sei der Kopernikus durch seine Eroberung berechtigt. Was nun die Mittel zur Realisierung dieser Rechte betrifft, so erschöpften wir uns alle in Auffindung derselben. Eine Befestigung des Unteroffiziers Bartels wurde vorgeschlagen, der Erzbischof solle noch eine Hose von ihm kaufen, wogegen dieser protestierte; der Löwenritter solle ein Sponsument mit der Dienstmagd des Platzmajors anknüpfen, diese die Schlüssel zu unserer Kasematte stehlen, wogegen der Löwenritter protestierte, weil die Magd schon hoch in den Fünzigern sei; Aurelie solle als Gespenst umgehen und die Wache graulich machen, wogegen der Kopernikus protestierte; dann kamen noch Strickleiter- und Doppelgänger-Ideen zum Vorschein, bis endlich ich mit der prosaischen Bemerkung dazwischen fuhr, ob es nicht am besten sei, daß der Kopernikus dem alten General rundweg die Anzeige von seiner Verlobung mache und um die Erlaubnis einkomme, seine Braut besuchen zu dürfen. Gegen diesen Vorschlag erhob sich nun ein gewaltiger Sturm; aber wie es zu gehen pflegt, als man gewahr wurde, daß man nichts besseres wußte, und die anderen Vorschläge als unausführbar verworfen wurden, ging mein Vorschlag durch, zumal da er, wenn er nicht zum Ziele führte, die romantischeren Wege nicht verschloß.

Der Kopernikus ließ sich also beim General melden, und Bartels brachte die Antwort zurück, der Herr General wolle

am andern Morgen, wenn er vom Wassertor zur Parade ginge, den Staatsgefangenen Kopernikus auf unserer Promenade sprechen.

Hier also, angesichts seiner angebeteten Aurelie, sollte der Kopernikus die Entscheidung seines Schicksals erfahren; er hatte auf diesen Wurf viel, sehr viel gesetzt, das ganze Glück seines vielleicht fünfundzwanzigjährigen Brautstandes, und mit bangklopfendem Herzen ging er am andern Morgen um 11 Uhr den schweren Gang, natürlich von uns allen gefolgt, die wir den letzten Augenblick benutzten, ihm Mut einzusprechen. Der Erzbischof hatte sich für ihn eine Aureden an den General ausgedacht, die mit „wenn“ anfing und voraussichtlich das Los aller mit diesem Wörtchen beginnenden Aureden, nämlich nie zu Ende gehalten zu werden, teilen mußte; der Kapitän rief ihm ins Gedächtnis, wie Aurelie auf ihn schaue, wie ihn dies zu ganzen Bänden der ergreifendsten Reden begeistern müsse; der Löwenritter sagte nichts, klopfte ihm aber, da er gerade hinter ihm ging, verschiedentlich in den Rücken, als wolle er ihn fester zusammenarbeiten und auf die Schläge des Schicksals vorbereiten; ich riet ihm die Hand in die Brusttasche des Rockes zu schieben und ein zuversichtliches Wesen anzunehmen und flüsterte ihm zu, wenn dieser Gang auch ein vergeblicher wäre, so wüßte ich ein unfehlbares Mittel, durch welches er zu seinem Zwecke gelangen müßte.

So geleiteten wir unseren Bräutigam bis an die erlaubten Grenzen unseres Gebietes und zogen uns, als wir den weißen Federbusch des Generals langsam und würdevoll zwischen den Umwallungsmauern des Weges vom Wassertor her auftauchen sahen und Kopernikus, von unseren besten Wünschen begleitet, ihm entgegentrat, nicht etwa diskret zurück — nein, das taten wir nicht — sondern entzogen uns den Blicken des Generals dadurch, daß wir uns hinter die dicken Stämme der Pappelallee verkrochen; die Neugierde war größer als der Respekt.

Der Kopernikus befolgte meinen Rat und trat ganz paßig und fest, die Hand in der Brusttasche, an den General und

schaute zu ihm und seinem Federbusche hinauf, wie klein Roland zu dem Niesen, wie der Sperling zu dem Haushahn: „Herr General“ — die soufflierte Anrede des Erzbischofs hatte er glücklicherweise vergessen — „ich habe um eine Unterredung gebeten, um Ihnen anzuzeigen, daß ich mich gestern verlobt habe.“

„Was haben Sie getan?“ fragte der Alte verdutzt und guckte den Kleinen an, als hätte dieser ihn um die Ehre gebeten, einen Walzer mit ihm zu tanzen.

„Ich habe mich gestern verlobt,“ wiederholte Kopernikus so ruhig und kühl, als wäre dies etwas, was er täglich getan habe und noch alle Tage bereit sei wieder zu tun.

„Himmel, Kreuz, Donnerwetter! Verlobt! Herr, sind Sie verrückt?“ fuhr der Alte auf.

„Nein, Herr General,“ rief der Kopernikus jetzt in Harnisch kommend, „nicht verrückt, sondern verlobt.“

„Na, hören Sie, mit die Geschichte bleiben Sie mich vom Leibe. Daraus wird nun und nimmer nichts.“

„Wegen die Verlobung, Herr General, können Sie nichts haben, nichts dagegen tun, das ist meine Sache“ — hier warf sich der Kleine in die Brust und sah den General triumphierend an, als wollte er sagen: Das ist für mich nur Spaß — „Ich komme auch nicht zu Ihnen, um ihre Einwilligung zu erbitten, ich möchte Sie nur um die Erlaubnis bitten, meine Braut in ihrer Wohnung besuchen zu dürfen.“

„Ne, hören Sie, daraus wird nichts! Wenn dat dat Kammergericht zu Berlin zu wissen kriegte, dat die Demagogen sich hier verloben, dat würd 'ne schöne Geschichte abgeben, un wenn dat man erst Ihre Kollegen merken, dat sie dadurch in die Häuser kommen können, dann verloben sie sich morgen im Tage alle mit einander. Ne, da will ich Ihnen denn doch den Rat geben, dat schlagen Sie sich man ans dem Sinn.“

Damit wandte er sich um, als sei die Sache abgemacht, und ließ den Kopernikus in trostlosen Betrachtungen stehen. Doch sollten diese nicht lange dauern, denn der Alte kehrte noch mal

zurück, die alte gutmütige weiße Perücke schien ihm etwas ins Ohr geflüstert zu haben.

„Apropos, sagen Sie mich doch mal, — Sie haben mir da die Anzeige von Ihrer Verlobung gemacht, mich aber nicht den Namen der Braut gesagt — wo heißt denn eigentlich Ihre Braut?“

„Es ist die Tochter des Proviantamtsassistenten Schönborn.“

„Wo? Die ist ja wohl vor vier Wochen schon verheiratet.“

„Entschuldigen Sie, es ist dies die zweite Tochter Aurelie.“

„So? so? Die Kleine mit dat rote Haar?“ fragte der Alte und sah links nach dem Fenster hinüber, an welchem Aurelie aber in richtiger Ahnung, daß etwas sie Angehendes vorgehe, verschwunden war.

„Ja, Herr General,“ sagte der Kopernikus pikiert, „mit dem blonden Haar.“

„Na,“ sagte der Alte phlegmatisch, „darüber woll'n wir uns nicht streiten, rot oder blond, dat is Geschmacksache. Wissen denn die Eltern dat, oder haben Sie dat so unter sich abgefartet?“

„Ich habe die Einwilligung der Eltern.“

„Den Vater hätt ich vor vernünftiger gehalten un auch dat Mädchen un auch Sie. Wie lange sollen Sie denn noch sitzen?“

„Fünfundzwanzig Jahr, indessen . . .“

„Ja ich weiß schon: mit die Begnadigung! Aber es is doch immer ungewiß, und dann so fünfundzwanzig Jahr vors Haus von der Liebsten vorbeigehen und nich rinn können, das muß ein schrecklich Ding sein. Wie is dat denn aber so gekommen? Unteroffizier Bartels muß doch darum gewußt haben.“

„Der Unteroffizier Bartels ist ganz unschuldig daran, er weiß nichts davon,“ sagte Kopernikus und stotterte etwas von Zufall und merkwürdigem Zusammentreffen auf dem Gang zur Kirche, bis der Alte ihn unterbrach:

„Na, nach dem Zufall will ich mich denn doch en bischen erkundigen, und die Sache will ich mir überlegen. Erst will ich

mit dem Vater sprechen. Und Ihnen sage ich, Sie lassen mich nun die Durchstechereien sein und halten sich ruhig bis auf ausgemachte Sache."

Die mächtige Gestalt drehte dem Kopernikus den Rücken und entließ ihn mit einer Handbewegung, die zu sagen schien: „Ein verdammter kleiner Schwerenöter! Was macht mir der Kerl hier für Streiche! Freut mich aber doch, daß der kleine Kerl so dreist und so ehrlich dabei ist. Na, wollen sehen!" —

Kopernikus kam nun auf uns zu, die wir unseren Lauscherstand verließen, und äußerte natürlich die schlechteste Meinung über die Absichten des alten Generals und den Erfolg seiner Expedition, der wir denn auch alle zu seinem größten Ärger beipflichteten. Ich weiß nicht, ob dies von den übrigen absichtlich geschah, von mir muß ich diese Absicht einräumen.

Man könnte mir hier mit einigem Scheine von Recht Lieblosigkeit und Schadenfreude vorwerfen, und doch war ich meilenweit von dergleichen im gewöhnlichen Leben vielfach vorkommenden Freundschaftsbeweisen entfernt. Aus purer Liebe zu dem kleinen Menschen stellte ich seine Angelegenheit verzweifelt dar. Ich habe nämlich immer gefunden, daß bei einer mehr als zweifelhaften Lage die gewöhnlichen Trostgründe: „Das kann noch besser werden" und „So schlimm ist es noch nicht" und „Kommt Zeit, kommt Rat" den Beteiligten in das Feld des Widerspruches hineintreiben, und daß er dann erst recht jede Hoffnung fahren läßt; pflichtet man ihm aber bei, übertreibt man vielleicht gar noch seine Befürchtungen, so ruft man in ihm ebenfalls den Geist des Widerspruches hervor, und keiner wird dann scharfsinniger Gründe für den guten Ausgang der Sache aufsuchen und scharfsichtiger ihre guten Seiten herausfinden.

Mein Mittel schlug auch hier sehr gut an.

Kaum hatte ich geäußert, nach meiner Ansicht sei es am besten, der Kopernikus setze sich morgen hin und schreibe einen einen verständigen Absagebrief an seine Geliebte: die Verhältnisse verböten ihm als ehrlichem Manne, länger das Herz eines geliebten Weibes den Wechsellagern einer mehr als ungewissen

Zukunft auszuweichen; das Schicksal empöre sich wider ihre Verbindung; er halte es für seine Pflicht, dem geliebten Wesen sein Jawort und die freie Verfügung über seine Hand zurückzugeben, doch er, der Kopernikus, halte sich für ewig gebunden, nie würde er seine Hand einer anderen reichen z. z., als der Kopernikus auf mich einfuhr und mit Heftigkeit die Meinung äußerte: So schlimm sei es noch nicht, er wolle mal sehen, ob der alte General ihm seine Brautschaft wehren könne, und nun mich persönlich in den Kreis seiner deklamatorischen Expektorationen hineinziehend sagte er: „Und von Dir, Charles, ist es falschzünftig, wenn Du so etwas sagst. Hast Du mir nicht vor einer halben Stunde gesagt, ich solle den Mut nicht verlieren, wenn auch der alte General nicht breit zu schlagen sei? Was hast Du damit sagen wollen? Du sagtest, Du wüßtest ein Mittel. Welches? frage ich.“

27 „Ach, ich meinte nur so, wenn es Dir mißglückte, so könnte Aurelie ja mal einen Versuch mit dem Alten machen, aber . . .“

„Ja,“ sagte der Kapitän, „Aurelien wird er nicht widerstehen.“

„Die kriegt ihn rum,“ sagte der Löwenritter.

„Das ist Hilfe in der Not,“ sagte Se. Eminenz der Erzbischof mit Salbung; das Gesicht des Kopernikus nahm den hoffnungsreichsten befriedigtsten Ausdruck an, und der Inhaber dieses Gesichtes wollte eben in die allgemeine Beistimmung einstimmen, als wir durch einen Unteroffizier unterbrochen wurden, der mit sehr lauter Stimme die Allee hinabrief: „Unteroffizier Bartels zum Herrn General auf die Parade!“

31 „Nun gehts auf den los,“ sagte der Kopernikus und folgte nach einem sehnsüchtigen Blick in das Fenster der Aurelie uns übrigen, die wir auf dem Rückzug in unsere heimatliche Kasematte begriffen waren.

Kurze Zeit darauf kam Bartels von seinem befohlenen Versuch in die Kasematte zurück, um das gewohnte Amt der Schlüssel auszuüben. Sein Gesicht war rot, seine Bewegungen hastig und

sein ganzes Wesen verriet, daß ihm etwas passiert sei. Er trat, ohne die Hand salutierend an den Tschako zu legen, ins Zimmer, starrte uns mit verbissenem Grimm an und warf dem kleinen Bräutigam giftige Blicke eines unaussprechlich dummen Hohnes ins Gesicht, ging zur Thür, drehte sich wieder um, öffnete die Thür und wollte sie eben verschließen, als die erzbischöflichen Gnaden, die zu jeder Zeit und in allen Lebenslagen einen überaus regen Sinn für das Auffassen des Komischen zeigten, in ein herzliches Gelächter ausbrachen, in welches wir übrigen heiter einstimmten.

Dies war zuviel für den schon getrübbten Bartels'schen Gleichmut. Mit Hefigkeit riß er die Thür auf und stand unter uns in der vollen Erhabenheit eines lodernnden Zornes: „So? Auf die Art? Passen Sie Achtung, meine Herrns, das geht Sie nicht so hingehen! Mir als dumm traktieren, daß wir der Herr General vor die ganze Kompagnie von heimliche Liebshaften hat vorgeredet? Mit die Lindensteherei und die Teertonnen-guckerei und die Transporteurmacherei und die Mausejagderei hat dat nu ein Ende! Un die Idachehen, die soll mich nu man mal kommen! O, ich bin nich so dumm und hab't recht gut gemerkt, und wenn Sie glauben, dat dat von wegen die Hosen is, dat ich still geschwiegen bin, denn sind Sie eben so gut in'u Irrtum als der Herr General, und das sag ich!“

Plötzlich stand er kerzengerade und legte die Hand an den Tschako, denn der Plakmajor trat ein und zeigte uns als Kommandanturbefehl an, daß wir von jetzt ab unsern Spaziergang auf der linken Seite des Wagenhauses in der stillen Abgeschlossenheit des sogenannten Kugelgartens abzuhalten hätten, wegen Liebshaften, wie er hinzufügte.

Adieu, kleine Linde! Adieu, Idachehen! Adieu, Aurelie!

Da saßen wir nun in dem Kugelgarten und konnten wieder Pyramiden und Prismen berechnen; aus unserem Paradiese waren wir vertrieben, als kommißtuchener Cherub stand Bartels mit Seitengewehr und Patronentasche davor. Warum hatte der

kleine Kopernikus auch von der verbotenen Frucht genascht, warum hatte die Schlange, Aurelie, sie ihm gereicht?

Mit den stärker werdenden Herbstnebeln bildete sich ein gefährlicher Trübsinn bei uns aus: das Schicksal und der Nebel lagen beide gleich schwer auf uns. Beim Kapitän zeigten sich bedenkliche Spuren des Spleens, in dem Löwenritter regte sich der alte furor academicus, er drohte, die Welt, sich und uns alle in Stücke zu zertrümmern, er spielte Fagball mit Kanonengugeln und ging augenscheinlich an verletzten Monologen zu grunde; der kleine Kopernikus schien mit einer vermehrten und verbesserten Auflage von Gelbsucht umzugehen; in mir regten sich die barocksten Wünsche, wie sie tödtliche Langerweile ausheckt, unter denen der Wunsch auszubrechen noch der vernünftigste war; und nur der Erzbischof schien mit Gleichmut sein Schicksal zu ertragen, sein glücklicher Humor verscheuchte die finstere Traurigkeit, die auf uns lagerte, wie der Sonnenblick den Nebel. Shakespeare sagt an einer Stelle: „Es ist nicht allein schön, wenn jemand witzig ist, es ist noch schöner, wenn jemand Anderen Gelegenheit zum Witz gibt.“ Diese letztere Eigentümlichkeit besaß die runde, wohlgenährte Gestalt unseres geistlichen Freundes im hohen Maße, an den heiteren Sonnenblicken seines Wesens taute unsere Lebensluft wieder auf, seine kleine, feiste, wohlwollende Natur war der Bratapfel, aus dem wir in dem langen Winterabende unseres Kummers Süßigkeit sogten und noch mehr! Er wurde die Taube, die in unsere auf dem öden Meer der Langerweile schwimmenden Familienarche das erste grüne Blättchen der Freude brachte.

Es war an einem Herbsttage, an welchem der Sturm den Nebel abgelöst hatte und mit ohnmächtiger Wut die Schwingen an den eisernen Pyramiden der Kugelhaufen sich zerschlug, als der Erzbischof mit wohlgerundetem Leibe in dem flatterndem Gewande eines lichtbraunen Schlafrockes, gleich einem riesigen Maitäfer, der sich im Kalender versehen hat, auf den Kopernikus und mich loszog und im zierlichen Halbkreis uns umschwirrend, brummend in die Worte ausbrach: „Ein Hundewetter! Weiß

Gott, schon für Unsererinnen zu schlecht, um so viel mehr für junge zarte Damen! Denkt Euch, als ich oben an der Wache vorübergehe und in unsere alte Allee hineinschreie, steht Aurelie da und spricht mit dem alten General, der in dem Sturme seinen Dreimaster und seine Perücke nur mit Mühe zusammenhalten kann.“

„Nun, Kopernikus,“ rief ich aus, „nun wird Dein Schicksal entschieden, und ich will wetten, günstig. Gilt es, eine Flasche Wein, dann schlag in meine Hand.“

Statt eines Handschlages von Kopernikus schlug mir der Wind den Mantelkragen über den Kopf zusammen, und als ich mich durch Drehen und Wenden mit aller Anstrengung von der unwillkommenen Umhüllung frei gemacht hatte, sah ich mich allein, und schon in weiter Ferne schwebten, vom Winde fast getragen, Erzbischof und Kopernikus, und gern würde ich sie mit Faust und Mephistopheles auf dem Zaubermantel vergleichen, wenn nicht beide Personen für den Erzbischof zu respektierbar und er hinwiederum für beide zu dick gewesen wäre.

Der Kopernikus eilte, den vormaligen erzbischöflichen Standpunkt einzunehmen, um von dort aus Beobachtungen an dem Firmament seiner Liebe anzustellen. Diese Konstellation von General und Aurelie, diese Konjunktion zwischen Mars und Venus schien ihm denn doch zu vorbedeutungsvoll für sein Leben, als daß er sie sich entwischen lassen sollte. Aber ach! Mit den ewigen Gestirnen ist's gerade so, wie mit den zeitlichen Eisenbahnzügen und Postwagen, ihnen ist ihre bestimmte Zeit gesetzt und wenn die vorüber gegangen ist, ruft keine menschliche Macht sie zurück. Die Konjunktion war gelöst; Venus war in ihr Haus zurückgetreten, vermutlich um an den bunten Pantoffeln für den Bräutigam weiter zu sticken, und Mars ging an verschiedenen Häusern vorbei, um das Wagenhaus herum gerade auf mich los und fragte, wo der Kopernikus sei. Von plötzlichem schrecklichem Husten befallen, erklärte ich bruchstückweise, ich vermute ihn in der Gegend um die Wache herum. Bartels, der in der Nähe, die Hand an dem Eschafot, stand.

wurde entsandt, ihn zu rufen. Ich betrachtete mir die Perücke des alten Herrn und fand, daß dieselbe trotz des Sturmwindes recht freundschaftliche Gesinnungen für mich zu hegen schien und dem Ohre des Alten lebhaft soufflierte. Ich hustete also weiter.

„Haben ja en häßlichen Husten,“ sagte der alte Herr.

„Zu Befehl, Herr General“ — hier schnäuzte ich mich mit großer Energie.

„Und Schnupfen,“ fügte der Alte hinzu.

„Zu Befehl, Herr General, auch Halschmerzen.“

„Haben sich wohl sehr verkältet?“

„Ja, etwas sehr.“

In diesem Augenblick ging der Löwenritter mit einem lauten „Pfeh!“ — er hatte eine sehr ausdrucksvolle Art zu niesen — an uns vorüber.

„Hat auch wohl en Schnupfen?“ fragte der Alte.

„Ja, Herr General, wir alle haben mehr oder weniger den Schnupfen.“

„Hm — so? Wo kommt denn das von?“

„Diese Seite des Wagenhauses — der neue Spaziergang — unaufhörlicher Zug — gar keinen Schutz“, gab ich stückweise, vom Husten unterbrochen, zur Antwort.

„Haha! Nu merk ich wat! Na, bleiben Sie man noch en bißchen stehen, Sie sollen gleich die Antwort haben“, sagte der Alte, als er bemerkte, daß ich mich entfernen wollte um dem in großer Aufregung heranstürmenden Kopernikus Platz zu machen.

„Hören Sie,“ redete der alte Herr den letzteren an, „ich habe mir den Vater von dat Mädchen kommen lassen und hab ihm danach gefragt, der olle Simpel is mit die Geschichte einverstanden, — ich glaub aber, da steckt die Mische hinter. Ich hab ihn gefragt, ob er mir davor einstehen könnte, daß Sie mir die Gelegenheit nicht zum Ausreißen benutzten, und er meint, wenn Sie bis jetzt nicht ausgerissen wären, denn würden Sie, wenn Sie 'ne Braut auf der Festung hätten, auch nicht ausreißen.“

Das scheint mich denn nu auch so, und so will ich Ihnen denn die Erlaubnis geben, daß Sie dreimal in der Woche Ihre Braut besuchen können."

Hier wollte der Kopernikus sich in lebhaften Dank ergießen, wurde aber von dem General unterbrochen: „Halt! Ich bin noch nicht zu Ende, eine Bedingung is noch dabei. — Was Ihre Kameraden sind, die sind eben so gut als Sie und eigentlich noch besser, weil sie noch nicht solche Streiche gemacht haben, und was einem Recht is, is den Andern billig, und deshalb können die mit Recht verlangen, auch in die Privathäuser zu gehen, und dat geht nich, denn wie sollte Unteroffizier Bartels sie alle wieder zusammenfinden. Wenn ich Ihnen nun so einen Vorzug gebe, denn können mich die andern nachher kommen und von mir Begünstigungen verlangen und von so 'ne Vorübereien bin ich kein Freund. Ich gebe Ihnen also die Erlaubnis unter die Bedingung, daß Sie mich einen schriftlichen Revers von die Andern bringen, daß die sich hier nicht auch verloben wollen."

„Herr General," brach hier der Kopernikus aus, „ich bin von Dank . . ."

„Halt!" sagte der Alte, „damit bleiben Sie mich vom Leibe, wenn Sie sich aber partout bedanken wollen, denn bedanken Sie sich bei Ihre Herzallerliebste, denn die hat mich eben die Sache auch gar zu zuckersüß vorgemalt. — Und Ihnen will ich sagen," hier drehte er sich zu mir um, und seine Perücke nahm einen unbeschreiblich ironischen Ausdruck an, „Ihr Husten is mich doch zu schrecklich, und ich will nich Schuld dran sein, daß Sie Ihr junges Leben verlieren. Sie können nun wieder auf Ihrem alten Spaziergang gehen. Unteroffizier Bartels! Die Staatsgefangenen gehen jetzt wieder auf der anderen Seite des Wagenhauses. — Guten Morgen!" —

Am Nachmittage trug Bartels den von uns übrigen unterzeichneten verlangten Revers zum General, und am andern Morgen zeigte er dem Kopernikus mit dem dämlichsten verblüfftesten Gesichte von der Welt an, daß er ihn in die

Wohnung des Proviantamtsassistenten Schönborn geleiten solle. —

219  
Es bleibt jetzt nicht mehr vieles hinzuzufügen. Den armen jungen Damen der Festung war durch den verhängnisvollen Revers jede Aussicht auf uns abgeschnitten, uns jede Aussicht auf Liebe. Das Herz des armen Kapitäns litt hierbei am meisten, da es, wie ich aus gewissen Anzeichen schloß, schon wieder zarte Fäden zu dem Herzen einer liebenswürdigen Majors-tochter\*) hinübergespinnen hatte. Das Glück des Kopernikus zerriß dies duftige Gespinnst. „Einen zu beglücken unter allen, mußte diese Götterwelt vergehn!“

220  
Die konzeßionierte Brauttschaft des Kopernikus währte zwei Jahre, um dann in den sanktionierten Zustand der Ehe überzugehen.\*\*) Er selbst, seine Frau und Kinder befinden sich wohl, d. h. nach Abzug seiner gelegentlichen Gelbsuchten. Der Löwenritter ist Landmann geworden, konnte sich aber, wie er mir schrieb, nicht an die Scholle fesseln, ist später in das Heer Mehmet Alis getreten und mag jetzt in der Krim unter Menelik Pascha schon selbst ein Pascha von sieben Rosschweifen sein.

Meinen armen Kapitän und den Erzbischof deckt der fühle Regen, dasselbe gilt von dem alten braven General, einem Manne voll Milde und Ehrenhaftigkeit, voll väterlicher Freundlichkeit und zarter Rücksicht für das Unglück.

Bartels lebt noch, er ist vom Säbel wieder zum Leisten übergegangen und treibt nebenbei ein einträglich Geschäft mit — weißen Mäusen, den liebenswürdigen Nachkommen der Kolonie, die er von uns geerbt hat.

\*) In der Festungstäb Kap. 21 f. ist sie „Auguste von Martini“ genannt. Tatsächlich hieß sie von Michaelis. Ihr Vater war damals in Graubenz Major vom Plaze. (Rangliste der preuß. Armee für 1838, S. 182, und für 1839.)

\*\*) In Wirklichkeit war es nicht so: Vgl. Vorwort S. 14. Ebenso in bezug auf das Schicksal der andern Kameraden.



II.

Nachlese zu Fritz Reuters  
Leben und Dichten.





Unvollendetes Pastellbild mit zwei Silhouetten.

Gemalt von Fritz Reuter in Treptow a. T. \*) Im Besitze des Verfassers.

---

\*) Das Kind starb in der Zeit, als es Reuter malte. Er hat dann nach der Leiche die stimmungsvollen Umrisse des Kindertopfes mit Rotstift an den Rand gezeichnet. Zahlreiche andere Proben der künstlerischen Tätigkeit des Dichters finden sich in meinem Buche Fritz Reuter in s. Leben u. Schaffen. Abschnitt 7: Fritz Reuter als Maler.

TC 11111  
APR 11 1912



## Eine Ergänzung zum „Gräflichen Geburtstag“ von Fritz Reuter.

Das satirische Erstlingswerk des Dichters, „Ein gräflicher Geburtstag“, erschien anonym in den Raabe'schen Jahrbüchern von 1846 und 1847.

Im „ersten Tage“ schildert Reuter, wie der Geburtstag der regierenden Frau Gräfin (Agnes Hahn) von den großen und kleinen Untertanen der Begüterung gefeiert wurde. Da gab es groteske, zum Teil mythologische Ausstaffierungen, komische Gesangshuldigungen der grün kostümierten Stallknechte und der in neapolitanische Fischer verwandelten Kinder, Kampf- und Wettspiele zu Wasser — „Tollheiten“ nannte das Ganze Freund Meier.

Die Satire ist aus dem Jahrbuch in die „sämtlichen Werke“ des alten Reuter-Verlegers übergegangen. Beim Vergleich der beiden Abdrücke fand ich, daß zwei ganz launige Stellen in der erneuten Wiedergabe weggelassen sind.\*) Offenbar weil sie den Gang der Handlung unterbrechen und nicht notwendig zur Sache gehören.

Die Reutergemeinde wird die ihr unbekanntenen Kleinigkeiten aber auch jetzt nicht ohne Vergnügen lesen.

Es ist zunächst eine Anekdote. Der Dichter erzählt sie im Anschluß an die aufrichtige, aber despektierliche Bemerkung des alten Tagelöhners über die Umwandlung der schönen Pflaumenbaum- in eine Fichtenallee:

\*) Sie fehlen übrigens auch in der neuen Ausgabe bei Hesse.

„Ich aber kann nicht unterlassen“ — so heißt es an jener Stelle — „eine Anekdote hier an den Mann zu bringen, die ich sonst wohl schwerlich los werde und die freilich auch gar nicht, oder doch nur insofern hierher gehört, als sie auch in der gräflichen Begüterung passiert ist und ebenfalls Tagelöhner die handelnden Personen sind. Es ist bekannt, daß nach dem gräflichen Haupt- und Residenzgute, genannt Schloß B.\*), ein Prediger aus der Fremde berufen ist, wahrscheinlich, weil unter den 190 Kandidaten des Herrn Rektor Reinhard\*\*) zu Voizenburg sich kein Individuum gefunden hat, welches hinlängliche christliche Frömmigkeit oder fromme Christlichkeit besitzt, um der Beichtvater einer erlauchten Gräfin werden zu können. Da nun also dieser neue Prediger weit her ist und im ausländischen Dialekt spricht, so hatte sich unter den gräflichen Hintersassen das Gerücht verbreitet: der Mann sei katholisch. — Nee! sagte der eine Tagelöhner zum andern, von den'n Mann lat ic min Kind nich döpen! — Ich ok nich, sagt der andere. — Ja, wer fällt äwe denn dauhn? fragt der erste. — Nach langem Besinnen entscheidet endlich der zweite: Ja, denn möt't dei Oberinspektor dauhn!“

\* \* \*

Die andere in Reuters Werken weggelassene Stelle ist eine Art Travestie unseres Volksdichters auf Schillers Ballade „Der Taucher“. Sie wird eingeflochten in die Schilderung des dritten und letzten Aktes der Wasserspiele, des Wettschwimmens. Nur der Drechsler erreichte das Ziel und ward Sieger:

„Und sieh aus dem finster stutenden Schoß,  
Da hebt es sich schwanenweiß,  
Und ein Arm und der glänzende Shirting wird bloß,

\*) Bafebow.

\*\*) Der geistvolle Publizist und Freund Reuters. Die „190 Kandidaten“ beziehen sich auf einen originellen Aufsatz Reinharbs, der aus dem Voizenburgischen Wochenblatt in Raabes Jahrbuch von 1844 übergegangen war. Er rechnete aus: Auf die Quadratmeile von Mecklenburg kämen 5/6 Kandidaten. Die 190 Kandidaten erwähnt auch John Brinckman in einem Gebicht, das mir zur Veröffentlichung im „Nachlaß“ übergeben ist.

Und er rudert mit Emsigkeit, rudert mit Fleiß;  
Hat gesiegt! Und hoch an den Schranken  
Schwingt er sich auf mit Siegesgedanken.

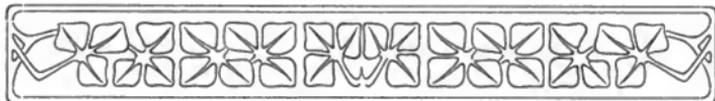
Und er atmete lang und er atmete tief  
Und begrüßte die himmlische Frau:  
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:  
„Er ist da! doch vor Kälte ganz blau;  
Für das Geld und auf der Herrin Befehle  
Hat der Brave gewaget Leben und Seele.“

Und laut begrüßt ihn die jubelnde Schar,  
Zu der Herrin Füßen er sinkt.  
Die Hände streckt er ihr knieend dar;  
Und die Gräfin der lieblichen Schwester winkt,  
Die füllt ihm die Hände mit preuß'schem Kurante,  
Und der Drechsler sich also zur Gräfin wandte:

„Lang' lebe Frau Gräfin, es freuet mich,  
Daß ich atme im rosigem Licht,  
Denn das Wasser ist kalt gar fürchterlich,  
Für den Preis versuchen's die Götter nicht!  
Belieben Frau Gräfin mich anzuschauen,  
Wie blau ich geworden vor Frost und Grauen!“



70 分钟  
A1B807LIAO



### Drei Anekdoten, erzählt von Friß Reuter.

Bei Studien anderer Art fand ich unlängst im Belletristischen Jahrbuch aus Mecklenburg „Vom Ostseestrand“ (1868) drei von Friß Reuter selbst dort erzählte Anekdoten. Sie stammen, wie die Jahreszahl angiebt, aus der letzten Lebensperiode: der Eisenacher Zeit. Reuter war immer ein launiger Erzähler von Anekdoten gewesen, und mit gereimten Schnurren hatte er ja 1853 seine eigentliche schriftstellerische Laufbahn begonnen.

Nun stand er lange auf der Höhe, und was er Gutes schrieb, mußte Hinstorff haben, der das trefflich im beiderseitigen Interesse zu nutzen verstand. Aber einer kleinen Mitarbeiterschaft an Hobeins Jahrbuch konnte er sich dem Freunde gegenüber nicht gut entziehen. So sandte er ihm zur Veröffentlichung drei irgendwo erlauschte Geschichten.

Eduard Hobein (1817—1882) war plattdeutscher und hochdeutscher Schriftsteller, Advokat und Hofrat in Schwerin. Das Jahrbuch hatte er 1866 unter Mitwirkung der ersten mecklenburgischen Autoren begründet. Was er mit seinem Unternehmen wollte, ist aus einem Briefe an John Brinckman, den auch von ihm sehr hochgeschätzten Dichter, erkennbar. In diesem, mir freundlich übergebenen Schreiben heißt es: „Illustriert wird das Büchelchen von Schloepke, und wird es keine Tendenz haben, als vaterländischen Sinn zu fördern und dem Auslande zu zeigen, daß wir doch nicht so ganz von Gott verlassen sind, wie es scheinen möchte“. Der Begriff „Ausland“ war damals natürlich ein weit engerer als heute.

Nun also die drei Anekdoten Reuters:

I.

Der Bürgermeister einer kleinen Stadt im Nassauischen erhält eines Tages den unverhofften Besuch seines Vorgesetzten, eines Regierungsrats aus Wiesbaden, der einmal die städtische Verwaltung revidieren will. Man durchwandert die Feldmark, der Herr Regierungsrat ist mit der Benutzung der städtischen Liegenschaften sehr zufrieden, nur eine ziemlich wüste Berglehne, die ganz unbenutzt daliegt, veranlaßt ihn zu der Bemerkung: „'s doch Schade, daß das Land hier gar nichts austut. Was meine Sie, Herr Bürgermeister, wenn mer da so 'ne Partie Quatschenbäumcher (Zwetschen) auspflanze tät?“ — Der Bürgermeister antwortet, er habe auch schon daran gedacht, und die Sache wird definitiv beschlossen.

Nach einiger Zeit erhält der Herr Regierungsrat einen Bericht von dem Bürgermeister des Inhalts, es wären an der bewußten Lehne drei Schock Birnbäumchen gepflanzt. —

Der Herr Regierungsrat setzt sich förderjamst an seinen Schreibtisch und erteilt dem Bürgermeister eine schriftliche Nase: was das für dummes Zeug wäre, Birnbäume würden ja da nicht wachsen, es wäre ja von Quatschenbäumen die Rede gewesen. Da erscheint der arme Bürgermeister denn persönlich bei seinem Vorgesetzten und sagt: „Sind Se nur nicht bese, Herr Regierungsrat, 's find ja auch keine Birnbäumcher, 's find ja auch Quatschenbäumcher, aber der Teufel kann's schreibe!“

II.

Der alte Kurfürst von Hessen, der das Glück hatte, die Gräfin Reichenbach als Maitresse zu besitzen, oder, wie die Sachsenhäuser sagten, „als Matrasse“, wohnte bekanntlich zuletzt in Frankfurt am Main. — Eines Tages fährt die Dame seines Herzens in einem Boot mit ihren Kindern auf dem Main spazieren. Als die Fahrt beendet ist und das Boot angelegt hat, hebt der biedere Sachsenhäuser, der die Fahrt geleitet hat

und der Meinung ist, daß die Charge der Frau Mama sich auf die Kinder vererbe, die letzteren mit den Worten aus dem Boot: „Na, denn kommt'n mal her, Ihr kleinen Matrazzerchers!“

### III.

Zu der Zeit der Freiheitskriege war ein Woltersdorf Direktor am Gymnasium zu Salzwedel. Er war ein würdiger und wirklich frommer Mann, eigentlich seinem Studium nach Theologe und von der Wichtigkeit und Würde dieser Wissenschaft so durchdrungen, daß alle seine Töchter nur Theologen heiraten und alle Söhne nur Theologie studieren durften. — Dies hinderte indessen die letzteren nicht, dem Aufrufe zur Befreiung des Vaterlandes Folge zu leisten, sie stellten sich Mann für Mann in die Reihen der Kämpfer, und nach beendigtem Kriege hatte der alte Vater das Glück, seine wackeren Söhne gesund an sein Herz zu drücken. Nur einer fehlte, sein Liebling. Er war zwar nicht auf dem Schlachtfelde gefallen, aber er war abgefallen von der Theologie; er hatte sich besonders ausgezeichnet, war Offizier geworden, seine Vorgesetzten schätzten ihn, seine Kameraden berebeten ihn, und er blieb nach dem Kriege als Premierleutnant bei einem Kürassierregiment. Der alte Herr war trostlos über diesen Entschluß, und je mehr seine übrigen Kinder und seine Freunde ihn mit demselben zu versöhnen suchten, desto heftiger und selbst zorniger wurde sein Schmerz, er nannte diesen Sohn nur „seinen verlorenen Sohn, den miles, den Kriegsknecht“, und schließlich durfte sein Name nicht mehr in seiner Gegenwart genannt werden. —

Es kam nun die Zeit heran, in welcher die Kräfte des alten Mannes abnahmen; er kam nach fünfzigjähriger, treuer Dienstzeit um seine Entlassung ein, die ihm in ehrenvollster Weise gewährt wurde, zugleich mit der Erfüllung seiner Bitte, daß ihm ausnahmsweise gestattet sein möge, noch ferner die hebräischen Stunden in der Prima geben zu dürfen. — Zu der Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums versammelten sich seine Kinder um ihn, die schon früher unter sich die Meinung ausgetauscht und

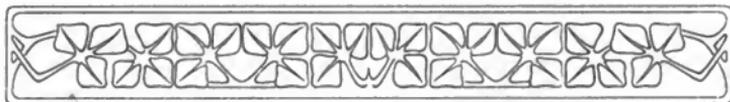
festgestellt hatten: wenn keiner, so könnte dieser festliche Tag ein Veröhnungstag zwischen dem strengen Vater und dem abtrünnigen Sohne werden. Der Bruder wurde benachrichtigt, er solle unter allen Umständen kommen, und er kam. —

Nun hatte der alte Herr die löbliche Gewohnheit, jeden Morgen um vier Uhr aufzustehen. Er kleidete sich dann vollständig an, stellte sich an sein Pult und verrichtete seine Morgenandacht, die darin bestand, daß er zwei Kapitel in der hebräischen Bibel las. Auf diese gesammelte und frohe Stimmung hatten die Geschwister ihren Plan gebaut. — Auch an diesem Festmorgen stand der alte Herr, der, beiläufig gesagt, klein von Statur war, zu bestimmter Zeit auf und las in seiner Bibel. — Da geht die Thür auf, und ein großer stattlicher Kürassier-Offizier in vollem Paradeanzug steht in seiner Stube. Der alte Mann, den Sohn erkennend, fängt an zu zittern und zu beben, er streckt die Hände abwehrend vor sich hin und ruft: „Sohn! verlorener Sohn! miles! Kriegsknecht! bleib mir vom Leibe! bleib mir vom Leibe!“ — Der Sohn geht ernst und traurig auf den Vater zu, er streckt auch die Hände vor sich hin, aber bittend, und sagt: „Vater, was hab' ich Dir denn eigentlich zu Leide getan? Ich bin ja immer Dein treuer Sohn gewesen.“ — Aber der alte Mann zieht sich weiter zurück und ruft: „Du bist ein Abtrünniger, ein Abgefallener!“ — Und aus den Augen des Sohnes stürzen Tränen: „Ich bin nie von der Liebe zu Dir abgefallen.“ — Da rinnen auch dem Greise die Tränen über die Wangen, und er schluchzt: „Sag', Sohn, sag', fannst Du noch katal?“ \*) — „Ja, Vater.“ — „Sag' katal!“ — Und der Kürassier-Offizier zieht stramm die Arme an und beginnt: „Katal — katela — katalta — katalt — katalti — katelu — ketaltem — ketalten — katalnu.“

Da stürzt der Vater auf ihn zu und umfaßt ihn; die Veröhnung ist geschlossen, nein! der Sohn ist noch nicht verloren! — — —

\*) Katal heißt „lösen“. An diesem Verbum lernt man beim hebräischen Unterricht in der Regel das Konjugieren.





## Zwei Briefe Friß Reuters.

### I.

Das erste Schreiben beleuchtet, um mich scherzend auszudrücken, eine von der Reuterforschung noch nicht hinreichend gewürdigte Tatsache: die Vorliebe des Dichters für — geräucherte Gänsebrust.

Ein paar Stellen in Reuters Werken weisen deutlich auf das Faktum der Spickgansverehrung hin. Ich erinnere an das kleine Läuſchen „Umſicht“ (II, 32) wo „dei irſte Spickgaus, bei ut den Rok heruter kamen deiht“, durch „Lutſchen“ allmählich in nichts zergeht. Und in der „Urgeschicht von Meckelnborg“ kommt die Delikateſſe noch zu größerer Ehre: ſie paradiert am 7. November auf Friß Reuters Geburtstagsſtiſch. Beim dritten Glas fiel Lowiſing ihrem Manne um den Hals und rief: „Friß, ick wull Di de Freud' irſt hüt Abend maken, äwer ick weit nich, mi is ſo vergnäugt tau Sinn . . .“ un dormit lep ſei ut de Dör herut, kamm mit en verröckert Packet herin, läd dat vör mi up en Teller: „Maſt ſülwer up! — De irſte Spickgaus!“ Es ſchließt ſich daran ein poetiſcher Vergleich zwiſchen dem erſten Weilchen und der erſten Spickgans: Wenn ſie „das erſte Weilchen“ of vel finer anhört, ſo ſmeckt „de irſte Spickgaus“ doch beter.

Es bedarf nun eigentlich keines weiteren Beweiſes. Aber wir haben noch einen ſolchen bei der Hand: in Geſtalt des kleinen Reuterbriefes. Lebte da in Neubrandenburg, wo des Dichters ſchönſte Werke entſtanden ſind, ein alter Bekannter namens Kapheim. Und mit ihm entſpann ſich ein luſtiger AUSTAUSCH: Reuter

widmete ihm seine köstlichen Schriften, und als Gegenleistung erhielt er in Eisenach eine nicht minder köstliche Spickgans. Wenigstens zu Weihnachten 1863. Friß Neuter ließ dann folgendes Dankschreiben von Stapel:

Profit Neujahr!

Aber mein lieber, alter, langjähriger Freund, was machen Sie für „Stückchens“? Aus einem hingeworfenen Scherz machen Sie gleich bitteren Ernst? Doch nein! so bitter war dieser Ernst nicht, dazu schmeckt er zu gut. — Ein Holsteiner, der Schriftsteller Ludwig Walewode, und ein Mecklenburger, unser alter Ludwig Reinhard, haben den Vogel mit verzehren helfen,

Und als wir so saßen

Und aßen,

Da ha'n wir den Geber hochleben lassen

In gutem Wein,

Und die Frau und das freundliche Töchterlein,

Die schlossen wir in das Hoch mit ein;

Die Spickgans kam zur guten Stund'

Und sie bekam uns auch gesund;

Der Einfall war ein sehr gescheiter —

Mit vielem Dank, Ihr

Freund Friß Neuter.

Eisenach, den 6. Januar 1864.

Das „freundliche Töchterlein“ ist die noch lebende Gattin des Kaufmanns Theodor Laaf in Neubrandenburg, und von dort habe ich den Brief durch Vermittlung des Neuter-Regitators Ludwig Sternberg erhalten.

Übrigens gelten die Spickgänse auch im Reiche der Klassiker als etwas Erlesenes. Und die Vorliebe für sie teilt mit unserem Humoristen kein Geringerer als Goethe. In einer Schrift der Goethe-Gesellschaft\*) steht eine Epistel des Dichterkürsten an seine Wiener Freundin Marianne v. Eybenberg, die also anhebt: „So eben schließen wir einen Brief an die gute Schwester nach Berlin, in

\*) 18. Band, 1904. Brief vom 10. Dez. 1810.

welchem . . . von den schönsten Lackerbissen die Rede ist, von Kaviar, Dorschen, Sandern, Schellfischen, besonders aber Spickgänfen, welche uns aus einer grauen, pommerischen Ferne gar freundlich entgegen leuchten.“



**Fritz Reuter.**

Nach einer Original-Photographie in Neubrandenburg.  
(Im Hintergrunde Tollener See mit Belvedere.)

Kann man sich da über Reuter wundern, dem die Spickgänse noch obendrein als Grüße aus der mecklenburgischen Heimat doppelt lieb erscheinen mochten?

Das an sich harmlose Schreiben Reuters wäre der Veröffentlichung kaum wert, wenn es nicht zu einigen wichtigeren Bemerkungen Anlaß gäbe:

Die Bekanntschaft mit Kapheim geht bis auf des Dichters Jenenser Studienzeit zurück. Als der junge Musensohn einst über das „Forum“ des alten Jena dahinschritt, hörte er plötzlich plattdeutsch reden. Er näherte sich der Gruppe und fragte, ob er Landsleute aus Mecklenburg vor sich habe. Das wurde bejaht. Einer der Leute war unser Kapheim, „Zeug- und Kunstschmiedegeselle“ aus Dörschläuchtings Vorderstadt. Reuter schloß sich ihm an, und sie wurden gute Bekannte. Später ließ sich unser Handwerksmann als Zeugschmied und Maschinenbauer in Neubrandenburg nieder. Und als dort 1856 auch Reuter sein Heim aufschlug, wurde die Freundschaft erneuert. Sie war auch vorher nicht ganz eingeschlummert; denn aus Treptow sandte der Dichter seine Läschen-Erstlinge an Kapheim mit der Widmung: „Meinem alten, langjährigen Jenenser Freunde in treuem Angedenken gewidmet mit den besten Grüßen! Fritz Reuter.“

In Neubrandenburg kam unser plattdeutscher Meister viel ins Kapheimsche Haus. Und dieser Verkehr hat eine gewisse literarische Bedeutung: von hier besitzt, wie ich mit gutem Grunde annehme, Fritz Reuter seine intime Kenntnis über das Reisen der zünftigen Schmiedegesellen in Deutschland. (Hanne Rüte, Kap. 5: Abschied von Meister Snut). Tatsache ist, daß ein Bruder Kapheims, Grob- und Hufschmied seines Zeichens, unserem Dichter die Zunftgrüße und Sprüche für die „Aufgabe“ der Gesellen in der Herberge (Hanne Rüte, Kap. 20) geliefert hat.\*) Und ich bin geneigt, die Vermutung auszusprechen, daß die einstige Begegnung des Schmiedegesellen und des Studenten in Jena auf gewisse Teile der Dichtung einen bestimmenden Einfluß geübt hat. Ist doch auch Hanne Rüte ein junger Schmiedegesell, der auf die Wanderschaft geht, und ruft ihm doch

\*) Einer gedruckten Quelle hat Reuter die Zunftgrüße und Sprüche nicht entnehmen können. Vergebens sucht man sie bei Friedr. Frisius, Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politica, Leipzig 1703f. Auch die übrigen Werte dieser Art, die in der Kgl. Bibliothek zu Berlin vorhanden sind, z. B. Sartorius, enthalten jene Sprüche nicht.

der Pastor, berauscht von Wein und Frühlingspracht, die alten, herrlichen Erinnerungen aus der Burschenzeit beim Abschied vor die Seele:

„Ach Jena, Jena! Lieber Sohn,  
Sag' mal, hörst'st Du von Jena schon?  
Hast Du von Jena mal gelesen?  
Ich bin ein Jahr darin gewesen,  
Als ich noch Studiosus war;  
Was war das für ein schönes Jahr!“

Charakteristisch für Reuter war auch ein Wort, das er einmal bei einem Besuch aus Eisenach im Hause von Kapheim äußerte: „In'n goll'n Knop“\*) — sagte er — heww id min melken Kauh truffen — id heww sei glit 'n beten anstrippt.“ Die „melken Kauh“ war Uhrmacher Merker, das Urbild des Zachäus in „Dörchläuchting“. Dem Alten war ein komischer „Snack“ zu eigen, und drollige Redewendungen in Wiffingisch hat Reuter ihm abgelauscht. So zum Beispiel die „Farbe, die's gar nicht gibt“, und die von Bräsig umgestaltete Äußerung: „Ich werde mich auch so ein Suteräng außs Haus setzen lassen, dann gewinne ich mehr Platz für die Räumlichkeiten.“ Merker hatte drei Söhne: Karl, Julius und Louis. Er ließ einmal drei Siegelringe für sie anfertigen und als Initial ein „Sch“ hineingravieren. „Warum denn das?“ fragte der Goldschmied. „Na, sie fangen sich doch alle mit Sch an: Scharl, Schulius und Schluis. — Eine heitere Parodie auf Lessings Fabel von den drei Ringen!

## II.

Vornehmlich unter dem Namen Reuters und seiner volkstümlichen Charaktergestalten haben sich die Plattdeutschen in allen Ländern vereinigt, ganz besonders in Nordamerika.

Ein Schreiben des Dichters aus der Zeit seines Ruhmes gibt Aufschluß, wie er sich selbst zu diesen plattdeutschen Organisationen stellte. Und es enthält zugleich Anspielungen persönlicher und politischer Art.

\*) Gasthof zur goldenen Kugel, in Reuters Werken mehrfach erwähnt.

Der Originalbrief Reuters ist untergegangen. Eine getreue Abschrift verdanke ich Hermann Böhmen in Charlottenburg, einem altbewährten Vorkämpfer für die plattdeutsche Sache.

Während des Krieges von 1866 hatte der plattdeutsche Verein in Zürich den Dichter mit einem Briefe erfreut, dem als Zeichen der Verehrung ein Gedicht in plattdeutscher Sprache beigelegt war. Es dauerte lange, bis eine Antwort kam. Dafür gab es dann aber einen um so prächtigeren Brief von herzzerquickendem Humor. Er lautete:

„Mine leiven Frünn!

Zi ward woll all männigmal seggt hewwen: Za't mag wesen, de oll Friß Reuter mag woll pläsihrliche Bäüfer schriewen, äwer en ollen graven Kirl is hei doch, hei antwurt't nich mal. —

Za, min leiven Kinnings, 't is all so, as de Düwel. Wenn ick denk, nu schall't losgahn, denn smitt mi „Se. höllische Majestät“ wedder en Stein in den Weg un lacht mi höhnschen an un seggt: „Wo gefällt Dir die Gurke? Irst möst Du mi desen wegräumen.“ Zugen schönen Breif, as he ankamen was, hett min leive Fru heimlich bi Sid steken, un hett em mi nahsten heimlich up minen Wihnachtsdich leggt, dat ick doran noch 'ne grötere Freud' hewwen süll, un de heww ick denn doran of in den riklichsten Maat un Verfaat hatt. Zi habbd Zug nicks Beteres utdenken kunn; denn wat kunn mi woll mihr Freud' maken, as de Gewißheit, dat mine Bäüfer gaude Frünn funnen hewwt in allen plattdütschen Landen, un dat dese gauden Frünn of in de Frömd ehr Vergnüagen daran hewwen. Zi hewwt dor bi Zug en Plattdütschen Vereen stiftt, dat gew ick Bisfall, vör allen up Stunns, wo uns norddütsche Ort un Wis' so schön to Bred kamen is, un wo von unsen plattdütschen Landen ut taum wenigsten de irste Anfang dormit matt is, dat un' Dütschland mal einig warder kann; mit de Friheit hett dat frilich woll noch lange Wein, äwer „horf an't Enn! seggt Kotelmann“. —

Zi brukt Zug doch nu nich mir von jeden utländschen Hanswusten up de Näs' spelen to laten, un kânt em mit schöne Geschichten von 1866 unner de Ogen gahn, un wenn't of de Franzoj' is. —

För dat Gedicht segg ick den Dichter minen besten Dank, dat hett mi vel Spaß maht, vör allen, dat dit plattdütsch Gewächs dor hinnen bi de Alpen wussen is; äwer wenn Zi mi bidt, ick schall Zug of en Gedicht maken, dat Zi dat dor in Zug Tidingen wullt afdrucken laten, denn möt ick Zug seggen, dat is dormit Essig; denn irstens biin ick ut de Verf-makeri dägern herute kamen, un ward of woll min Dag nich wedder rinner kamen, un tweitens heww ick en wahren Grugel dafür, dat ick in de Tidingen kamen fall. — Also nicks für ungaub!

Nu heww ick noch 'ne Bed: Ick heww dor bi Zug noch enen ollen Fründ von Jena un von de Festung her, of en plattdütsch Kind, en Stralsunder, den Professor Behn-Eschenburg; gah doch mal Einer von Zug nah den Maun, un bring em en fründlichen Gruß von mi. Un wenn Einer von Zug mal den Doctor Wille süht (he wahnt bi „Meilen“, is en Holsteiner un hett den ollen Sloman von Hamborg sin Tochter tau Fru, de Dll is storben), denn grüß hei den of velmal von mi.

Wat ick den negsten Sommer nah de Sweiz kam, steiht woll noch sühr up en anner Bladd, denn ick bug mi äwer Jahr hir en niges Hus un as taufünftiger Husvader warr ick doch of woll mit de Wil hüslich warden möten. Äwer wat nich is, kann ja noch warden, un wenn mi de Wind mal nah Zürich weihst, denn kam ick to Zug un revidir mal, wo Zi Zug in Zugen Bereen schickt.

Nu lewt All recht woll, holt de Uhren stief un grüßt Vadder un Mudder

von Zugen

Fritz Reuter.

Hfenach, d. 17. Januuvori 1867.

Ist das nicht der echte Fritz Reuter, der uns in diesem Schreiben mit seiner ganzen frischen Ursprünglichkeit entgegentritt? Wird das damals eine Freude gewesen sein in dem platt-dütschen Verein „dor hinnen bi de Alpen“!



III.

Beiträge zur plattdeutschen Literatur.





### Fritz Reuter und John Brinckman.

Die hohe Bedeutung Fritz Reuters (1810—1874) steht hinreichend fest und ist noch gesteigert durch seine außerordentliche Volkstümlichkeit. Im einzelnen muß sie von der wissenschaftlichen Kritik wohl mehr als bisher auf das rechte Maß gebracht werden. Seine Meisterwerke aber bleiben für alle Zeiten ein kostbarer Schatz.

John Brinckman (1814—1870), der andere hervorragende plattdeutsche Dichter und Humorist Mecklenburgs, hatte, ernst mitstrebend, durch die Ungunst der Verhältnisse nur einen bescheidenen äußeren Erfolg errungen. Erst lange nach seinem Tode ist ihm allmählich in der literarischen Bewertung der gebührende Rang erteilt worden, und er beginnt aus den Reihen der Gebildeten in die weiteren Kreise des Volkes zu dringen.

Auch Geh. Rat Dr. Karl Schröder-Schwerin erklärt in einer jüngst herausgegebenen kleinen Schrift über die neu-niederdeutsche Dichtung in Mecklenburg\*): „Die Anerkennung, die Reuter in so reichem Maße geworden war, blieb einem anderen, der sein Zeitgenosse und ihm völlig ebenbürtig war, bei seinen Lebzeiten versagt. Erst die Gegenwart gelangt zu einer richtigen Würdigung dieses zweiten großen mecklenburgischen Dialekt-dichters.“

Eine kleine Parallele zwischen Reuter und Brinckman findet sich in meiner knappen Einleitung zum 1. Bande des John

\*) Niedersachsen-Verlag. Sonderabdruck, S. 22.

Brinckman-Nachlasses.\*) Auch auf manche persönliche Beziehungen ist dort schon hingewiesen. Weiteres und Ausführlicheres wird eine Biographie enthalten, zu der ich Studien und Forschungen im wesentlichen abgeschlossen habe. Hierbei durfte ich mich noch der Mitwirkung von Frau John Brinckman erfreuen\*\*). Sie gab mir schriftlich und mündlich Aufschlüsse, die bei weiteren Nachprüfungen sich in jedem Punkte bestätigt und so die Gedächtniskraft der greisen, bis zum Tode geistig regen Frau erwiesen haben.

Das gewonnene Material hat damit besonderen Wert. Ehe ich die weitere Ausarbeitung in Angriff nehme, sollen hier in einer vorläufigen Skizze nur einige tatsächliche Punkte berührt werden.

Der Witwe verdanke ich die Angabe, daß Neuter und Brinckman freundschaftlich zu einander standen, daß sie sich mit dem traulichen Du anredeten: Bei der späteren Zurückhaltung ihres Mannes in bezug auf Duzfreundschaften nahm sie an, daß die beiden Dichter sich schon in der Rostocker Frühzeit kennen gelernt hätten.\*\*\*) Als ich dann von Güstrow nach Rostock fuhr, um meine Studien fortzusetzen, wurde jene Annahme der sehr vorsichtig urteilenden Greisin mir zur Gewißheit. Es handelt sich um Neuters Semester in Rostock (Winter 1831/1832). Brinckman war damals im 18. Lebensjahre, nach heutiger Klassenordnung Obersekundaner im letzten Halbjahr, gehörte aber einer Schülerverbindung an, die gewiß mit den jungen Studenten — 145 waren es im ganzen — Fühlung und Verkehr suchte. Vor allem aber hatten Neuter und Brinckman gemeinsame Freunde: Julius und Moriz Wiggers, die später namentlich auch als Politiker so bekannten Persönlichkeiten.†) Brinckman war diesen Beiden schon lange ein Freund; er duzte sich mit Moriz Wiggers,

\*) Verlag W. Süsserott, 1904. Zwei weitere Bände, die den plattdeutschen Teil beschließen, sollen in diesem Jahre folgen.

\*\*\*) Frau Elise Brinckman, geb. 24. Febr. 1821 als älteste Tochter des praktischen Arztes Burmeister in Goldberg (Meckl.), vermählte sich mit dem Dichter am 3. April 1846 und starb zu Güstrow im 84. Lebensjahre am 15. November 1904.

\*\*\*) John Brinckman-Nachlaß, Bb. 1, S. 23.

†) Julius Wiggers wurde 1811, Moriz 1816 zu Rostock geboren.

der mit ihm die Große Stadtschule zu Rostock besuchte und, jünger als er selbst, drei Semester später die Hochschule seiner Vaterstadt bezog.\*) Es ist sehr wahrscheinlich, daß grade durch einen der Wiggers unsre beiden Dichter zusammengeführt worden sind. Man muß ferner bedenken, daß Rostock kaum 20000 Einwohner hatte, und vor allem, daß die Wohnungen von Reuter, Brindman und den Wiggers nahe an einander lagen.\*\*) Wer einmal diese Straßen durchwandert hat und an die Kleinheit der Verhältnisse denkt, wer ferner die Zeitideen berücksichtigt, von denen die späteren Dichter und ihre Freunde lebhaft erfüllt waren, dem kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß sie in der Tat schon damals bekannt und, wie es in der Jugend schnell geschieht, auch befreundet geworden sind.

Das Leben trennte sie dann: Reuter hatte die Zugehörigkeit zu der Jeneuser Burschenschaft mit 7 Jahren Festung zu büßen. Auch Brindman blieb eine herbe, doch weit mildere Erfahrung nicht erspart.\*\*\*)

In den Zeiten der Reformbewegung Ende der vierziger Jahre finden wir beide Männer wieder von gleichen Idealen bejeelt. An verschiedenen Orten zogen sie, wenn ich so sagen darf, am selben Strange: Reuter, nach seiner bitteren Prüfung und im Kampfe um die noch unsichere Existenz, anscheinend etwas weniger kräftig als Brindman, dessen bisher unbekanntes politisches Wirken in jener Ära mir zu enthüllen geglückt ist.†) Wie ich feststellen kann, ††) war Brindman 1848 zum Präsidenten des „Reformclubb“ in Goldberg gewählt worden; er lehnte die

\*) Brindman wurde nach Ausweis der Universitätsakten am 24. März 1834 als stud. jur. immatriculiert; Julius Wiggers als stud. theol. am 5. Mai 1831, Moritz Karl Georg Wiggers am 25. Oktober 1835.

\*\*) Reuter wohnte Lagerstr., Stadtbuchnummer 1491; Brindman gleich um die Ecke, in der nächsten Parallelstraße, am Burgwall; und die beiden Wiggers in der folgenden parallel laufenden Kopselberstraße (beim Konsistorialrat Prof. Wiggers). Alle drei Straßen führen zur Warnow hinab.

\*\*\*) Nachlaß, Bd. 1, Einleitung S. 23.

†) Siehe vorläufig den folgenden Abschnitt: John Brindman als politischer Dichter.

††) Vgl. Rostocker Ztg. 1848, No. 70.

Wahl ab, wohl in Rücksicht auf seine heikle Stellung als Leiter einer Privatschule, und um das mühsam begründete häusliche Glück nicht zu gefährden. Mit dem Vorjüngenden L. Kleffel wurde er auch als Delegierter zur 2. Versammlung der Reformvereine (17. April 1848) nach Güstrow entsandt. Dort traf er u. a. mit Fritz Reuter zusammen.

Aus der Zwischenzeit habe ich bisher keine Begegnung der beiden Dichter ermitteln können.\*) Wäre ihre Duzfreundschaft erst 1848 geschlossen worden, so hätte Brindman wohl seiner ihm innig vertrauten Gattin davon erzählt: entweder gleich oder doch später, als Reuter ein so berühmter Mann geworden war. Um so mehr halte ich die Annahme für erwiesen, daß die ersten freundschaftlichen Beziehungen in Rostock geknüpft worden sind.

Auch literarisch war die Entwicklung der mecklenburgischen Klassiker gleichartig: Ende der vierziger Jahre traten sie beide öffentlich als Satiriker auf, zumeist anonym. Ihre Arbeiten erschienen vornehmlich in Raabes Jahrbüchern, diesem Organ der damaligen führenden Geister Mecklenburgs (1844—1848).\*\*) Erst später wurden sie zu Humoristen: Brindman ganz unmittelbar und gleich in seinen ersten plattdeutschen Erzählungen;\*\*\*) Reuter hingegen schritt erst durch das Zwischenstadium der derben, drastischen Komik zur Höhe hinauf.

Aus den bewegten vierziger Jahren stammt ein zuerst von John Brindman angewandter literarischer Name, der zu einer allbekanntem Charakterfigur Fritz Reuters in seinem Meisterwerk,

\*) Es kommt nur die Zeit von 1842 ab in Frage, da Brindman erst damals aus Amerika heimkehrte. In den mir vorliegenden ausführlichen Briefen an seine Braut, bis Ende 1845, wird Reuter nie erwähnt. Und von einer anderen Begegnung als von der in Güstrow hätte wohl auch Frau Brindman gewußt.

\*\*) Titel und Verlag dieser Jahrbücher sind verschieden; die von 1844 u. 1845 erschienen bei Hinstorff, die beiden folgenden (aus Zensurrücksichten) bei Hoffmann und Campe: Hamburg. 1848 zeichnete Heinrich G. Voigt in Hamburg — ein bloßer Drucker, wie ich von Hoffmann u. Campe erfuhr. 1854 folgte noch Raabes Allg. Plattb. Volksbuch, das jedoch keinen politischen Charakter besaß.

\*\*\*) „Dat Bräben geiht ün“ oder „Voh un Swinegel“ (1854); Raasper-Ohm un id (1. Aufl. 1855).

der Stromtid, geworden ist: Triddelfitz, der „Windhund“, wie ihn Onkel Bräsig bezeichnet.

Auf diesen Zusammenhang lenkte mich zuerst ein Schreiben von Frau John Brinckman hin:\*) „. . . Leider ist der Brief von Reuter verloren gegangen, worin er sich bei Brinckman bedankt, daß er den Namen Triddelfitz und noch einiges Andere benutzt habe. Aber ich kenne Deine Gutmütigkeit, so schrieb er, und Du wirst es nicht übel nehmen.“

Ich stutzte im ersten Augenblick, ging dann aber der Sache auf den Grund und fand gleich zwei Stellen, an denen Brinckman das Wort gebraucht hat: in jenen anonymen politischen Gedichten, die mich grade beschäftigten und von denen später noch die Rede sein wird.\*\*) Da heißt es in dem einen:

„Mein Nachbar, Herr von Trittelwitz  
Auf Schnippel und Konforten —  
Die trinken sich aus Wat 'nen Spitz,  
Erblicken sie mich dorten . . .“

Und in einem andern Zeitgedicht Brinckmans:

„Ach Tildchen, Vetter Trittelwitz  
Auf Schnippel und Schnapphagen  
Baut einen prächt'gen Herrenstiz  
— O laß Dir alles sagen . . .“

Man könnte nun meinen: Ja, die Arbeiten waren ja anonym erschienen. Und woher wußte Reuter, daß Brinckman der Verfasser war? Darauf läßt sich erwidern: Auch Reuter stand als Mitarbeiter des Jahrbuches dem Herausgeber nahe. Die Gedichte waren ferner am Schlusse des Ganzen mit einem B. gezeichnet, und Reuter kann beim Zusammentreffen in Güstrow oder auch später von seinem Freunde über die Autorschaft unterrichtet worden sein. Jedenfalls waren ihm die Gedichte selbst bekannt geworden.

Dann wurde ich von dritter Seite auf eine weitere Spur gelenkt.

\*) 29. Febr. 1904.

\*\*) Raabes Jahrbuch 1848.

Unter der Spitzmarke Fritz Trittelwitz schrieb Fr. Bachmann im Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung:\*)

„Der Name stieß mir schon in Nr. 65 des „Meckl. Landtagsboten“ vom 11. Oktober 1848 auf. In diesem demokratisch geleiteten Blatte findet sich als Satire auf die Bestrebungen der „Konstitutionellen“, der damaligen Mittelpartei, ein „Entwurf von Statuten des konstitutionellen Vereins zu Goldberg“. Unter den Unterschriften steht neben andern fingierten Namen auch „von Trittelwitz-Schnippel“.\*\*)

Es liegt auf der Hand, daß kein anderer im kleinen Goldberg der Urheber des satirischen Entwurfes war als eben John Brindman, der das Wort bereits vorher in den politischen Gedichten gebraucht hatte.

Neuter verwendet den Namen Fritz Trittelwitz öffentlich zuerst in den hochdeutschen „Memoiren eines alten Fliegenfchimmels“, die in seinem Unterhaltungsblatt (1855/1856) erschienen.\*\*\*) Da er gerade damals mit Brindman in regerer Verbindung stand, ist anzunehmen, daß sein Schreiben an den Freund aus jener Zeit herrührt.

Aber Frau Brindman erwähnt in ihrer brieflichen Äußerung, daß Neuter nach eigenem Bekenntnis „noch einiges andere“ von Brindman benutzt habe. Hiervon und von weiter sich ergebenden wichtigen Folgerungen kann erst in der Fortsetzung des „Brindman-Nachlasses“ die Rede sein.

Betont werden muß an dieser Stelle, daß Neuter dem Namen „Trittelwitz“, der ihm so gefiel, erst durch seine typische Figur einen eigenen Inhalt und Charakter gegeben hat. Und das bleibt natürlich die Hauptsache.

Ob „Rein Hühnung“, dieses ergreifende Werk Neuters (1857), auf eine Anregung durch ein Gedicht Brindmans zurückzu-

\*) Band 21, S. 89 (1900).

\*\*) Trittelwitz (oder auch Trittelwitz) ist ein Ort und ein Gut bei Demmin.

\*\*\*) Er begann damit in Nr. 38 und setzte die „Memoiren“ in 9 Teilen bis zur letzten Nummer fort. — Heute findet man den berühmten Namen „Trittelwitz“ überall in Mecklenburg. Ich sah ihn zuletzt in Waren auf einer Lokomotive, die nach dem „Windhund“ getauft war.

führen ist, wäre vielleicht auch zu erwägen. Ich habe hier im Sinn die „Fastelabendspredigt für Johann, de nach Amerika fuhr will“. Dieses gedankenvolle, nur zu lange Gedicht sollte vor der Auswanderung eindringlich warnen; es wurde 1855 im Auftrage des noch bestehenden mecklenburgischen Patriotischen Vereins gedruckt\*) und in 10000 Exemplaren als Flugblatt verbreitet. Auch hier ist von „Johann“ und „Marik“ die Rede, und wir lesen die bezeichnende Stelle:

„ . . Wer weet, wenniehr Du Hüfung frigst,  
Wer weet, wenniehr Du frigen kannst . . .“

Freilich lagen diese Dinge, Hüfung und Auswanderung, damals sozusagen in der Luft, und ich will daher nur eine Hypothese aufstellen, die vielleicht weiter geprüft werden kann.\*\*)

Von literarischen Beziehungen zwischen den beiden mecklenburgischen Klassikern ist noch Brindmans jetzt festgestellte Mitarbeit an Fritz Reuters Unterhaltungsblatt hervorzuheben.\*\*\*) Damals stand der Dichter des Kasper-Dhm, des Boß un Swinegel als plattdeutscher Erzähler ohne Zweifel literarisch höher als Reuter.

Und so versteht man auch eine Äußerung Brindmans, die mir seine Witve mündlich berichtete: „Teilhaber will ich von dem Blatt nicht werden — das paßt mir nicht.“ Aber er entsprach dem Wunsche des Freundes, wenn dieser schrieb: „Du mußt mir zum nächsten Termin etwas schicken“. Und er tat es gern: aus reinem Mitgefühl für die damals noch schwere Lage seines Freundes, und ohne jedes Honorar, das er sonst recht gut hätte brauchen können. Ebenso wie er gegen die Übernahme

\*) Verlegt bei Opitz-Güstrow.

\*\*\*) Nicht in Widerspruch damit steht Reuters ganz allgemeine Wendung im Briefe an Gerwinus (1853), daß die gewünschte Empfehlung (zur Einführung der Läusehen) ihm Mut machen werde, sich „auch an ernsteren und wichtigeren Dingen, namentlich an solchen zu versuchen, die der sozialen Frage nahe liegen.“ Auch die durch Ernst Boll noch 1856 ihm gegebene spätere Anregung läßt sich mit meiner Hypothese in Einklang bringen. Durch Bolls Hinweis auf den 2. Band seiner Geschichte Mecklenburgs erhielt die Komposition der Dichtung schon ihre besondere Gestalt.

\*\*\*\*) Vgl. auch hier Einleitung zum Brindman-Nachlaß Bb. 1, S. 24 f.

des Wortes „Tribbelfiß“ und noch einer anderen Sache durch= aus nichts einwandte. Im Gegenteil: er sagte damals zu seiner Frau: „Mag er ruhig nehmen, was ihm gut dünkt“.

Sohn Brinckman wohnte seit 1849 in Güstrow, wo er bis zum Tode verblieb. Dorthin kam auch Fritz Neuter öfter hin= über, namentlich zum Besuch seiner Halbschwester Lisette, der zweiten Frau des Dr. jur. Friedrich Karl Jenning, der eine Zeit lang als Rechtsanwalt in Güstrow lebte.

Brinckman wurde wiederholt aufgesucht, aber das allbekannte Leiden Neuters brachte es mit sich, daß eine vollkommene herz= liche Freundschaft sich nicht fortbildete. Gerade auf der Reise, wenn Luising nicht ihren Einfluß üben konnte, ließ sich Frizing mehr gehen als sonst. Zweimal schrieb Frau Neuter an Sohn Brinckman bei solcher Gelegenheit: Er möchte doch nach der Bahn gehen und ihren Mann nicht aus den Augen lassen. Auch Frau Dr. Jenning stellte ein ähnliches Ansuchen. Brinckman aber hielt sich seinem ganzen Charakter nach und bei den Pflichten, die ihm sein Beruf als Realschullehrer in einer verhältnismäßig kleinen Stadt auferlegte, zu vornehm, um eine solche, von ihm gewünschte Aufsichtsrolle zu übernehmen. Obwohl er selbst keineswegs ein „Philister“ war und täglich sein Glas Bier in der Stammkneipe trank. Einmal war er schon zur Ruhe gegangen, da klopfte ein Syndikus ans Fenster, und es hieß: Neuter wäre da — Sohn Brinckman solle doch auch gleich nach dem Wirtshaus kommen. Er ging nicht hin. Seine Ge= sundheit war an sich nicht stark genug, und das Zechen die ganze Nacht hindurch verbot sich auch aus einem andern Grunde: Er hatte Pflichten, strenge Pflichten — der Unterricht, den er gab, umfaßte wöchentlich 42 Schul= und Privatstunden. Dazu kam noch viele Nebenarbeit.

Die große Familie zwang Brinckman ganz von selbst, — bei allem sonst ihm eigenen Humor — sein Leben enfter zu nehmen. Als Neuter ihn mal besuchte, meinte er im Hinblick auf die zahlreichen Kinder: „Sohn, wat heßt Du Di för Fret= möbel anschafft!“ Und bei solcher Gelegenheit gab er scherzend

die Rätselfrage auf: „Min Fru will, wat ic will, un dat will ic nich! Wat is dat?“ Herr im Hause sein! —

Neuter hielt außerordentlich viel von Brindman und seinem Schaffen. Dabei kannte er doch nur einen Teil seiner Werke; denn manche sind erst nach des Dichters Tode veröffentlicht und Neuter nie bekannt geworden.

Ein Zeichen der Wertschätzung für seinen mitstreubenden Kameraden ist auch wohl in der bisher unbekanntem Tatsache zu finden, daß Neuter sich mit Brindman wegen Feststellung von Grundsätzen für die plattdeutsche Orthographie mündlich verständigen wollte. Das muß Ende der fünfziger Jahre gewesen sein.\*) Neuter hatte damals in der 4. Auflage der Läusehen\*\*) neue Vorschläge für die plattdeutsche Schreibweise gemacht: Er wollte auf die alte Sprache zurückgehen und ihr zu Liebe das Unwesentliche der einzelnen landschaftlichen Dialekte aufgeben. Freilich nicht übereilt und mit einem Schlage, „weil wir sonst zu rasch unsern nächsten Nachbarn aus den Augen kommen könnten“, sondern allmählich. Er selbst habe in solchem Sinne einen Anfang gemacht; viele Änderungen und Besserungen seien in die Zukunft verschoben. Man werde ihm mit Recht viele Inkonsequenzen vorwerfen können. Das schade vorläufig nicht; er wisse, er sei auf gutem Wege, denn er liebe seine Sprache mehr als seinen Dialekt.

Um die gleiche Zeit\*\*\*) erschien Brindmans Bagel Grip, dieses frische, herzerquickende „Dönkenbok“, eine plattdeutsche Gedichtsammlung, der selbst Neuter nichts gleichartiges an die Seite zu stellen hat. In einem Anhang fügte der Autor ein kurzes Glossar über weniger bekannte plattdeutsche Ausdrücke bei und sagte hierzu einleitend: Die Orthographie des Bagel Grip habe als Grundsatz aufgestellt, daß die betonten offenen Silben des plattdeutschen Dialekts lang gesprochen werden. Er habe daher

---

\*) Nach Mitteilungen, die ich Herrn Franz F. Brindman, dem zweiten Sohne des Dichters, verdanke.

\*\*) Vgl. Vorrede zur 4. Aufl. vom 9. Juli 1859.

\*\*\*) 1859 bei Opiß-Güstrow.

die bestenfalls willkürliche, phonetische Dehnung fortgelassen, auch da wo das Neuhochdeutsche sie hat. Statt Saat und Seel' schreibe er Sat und Sel; statt ahn (ohne) und sehn oder gar seihn: an und sen; statt Bier und Sier (Seide, Seite) Bir und Sir usw. Diese Schreibweise erscheine ihm gerechtfertigt, eben weil das Plattdeutsche ursprünglich eine solche Dehnung nicht kenne, und weil Niederdeutsch und Hochdeutsch sich gegenseitig nichts ausdrängen dürfen, wodurch ihr Wesen irgendwie Einbuße erleiden könnte . . .

So ging jeder der beiden mecklenburgischen Klassiker seinen eigenen Weg, und Reuter schrieb bald darauf (16. Dezember 1859) an den Stadtbibliothekar Mertens zu Antwerpen: „. . . Brinckmann (sic) hat sich durch die hastige Aenderung in der Orthographie geschadet; sein Vogel Gryp (sic) hat darunter sehr gelitten . . . Wir schreiben und interessiren das Volk für seine kleinen Dialekte, verstehen's aber nicht, in Einigkeit die Gebildeten unter dem Volke für die gemeinsame Mutter der Dialekte zu interessiren. Gott mag's bessern!“

Um so mehr hatte Reuter den Wunsch, sich mit seinem Kollegen freundschaftlich ins Einvernehmen zu setzen. Leider kam es nicht zu der geplanten Vereinbarung über gemeinsame Grundsätze, da „Frikzing“ bei seinem Besuch in Güstrow wieder — „duhn“ war. Er wohnte damals im Hotel Grell, der alten Post gegenüber.

Es ist gewiß zu bedauern, daß ein so äußerliches Hindernis die Beratung unmöglich machte. Sie hätte der plattdeutschen Sache im allgemeinen förderlich sein können und insbesondre auch John Brinckman, der dann vielleicht mit Reuter in inniger Berührung geblieben wäre und so vielleicht schon früher sich den Zugang in weitere Kreise erschlossen hätte . . . In der Frage der Orthographie leitete ihn grundsätzlich das Bestreben, dem Sprachklange möglichst nahe zu kommen. Reuter hingegen trachtete nach Vereinfachung, in dem ganz berechtigten Wunsche, über engere Dialektgebiete hinaus gelesen und verstanden zu werden. Schließlich ist ihm auch Brinckman, freilich nur auf Wunsch des zweiten (Kostocker) Verlegers, gefolgt und hat sich in „Peter Lorenz bi

Abutir“ (1868) und in „Unſ' Herrgott up Reifen“ (1870) an die Schreibweiſe ſeines Kollegen zu halten verſucht.

Daß Reuter noch in Eisenach den Freund nicht ganz ver-  
geſſen hatte, beweist ein Brief im Beſitz von Prof. W. Seelmann-  
Berlin vom 12. August 1866. In dieſem Schreiben werden  
einem Freunde verſchiedene mecklenburgiſche Adreſſen aufgegeben:

„. . In Güſtrow empfehle ich Ihnen den Paſtor Löſcher  
und den Lehrer John Brinckman (Schriftſteller) . . .“ Und  
am Schluſſe: „Nun will ich wünſchen, daß Ihnen dieſe Grüſe  
allenthalben zu einem freundlichen Empfang verhelfen, und  
daß Ihnen Ihre Reiſen durch mein kleines Vaterländchen  
den Genuß gewähren, den Sie ſich davon verſprechen.“

Aber in ſeinen Schriften, in die nebenbei ſo viele, weniger  
bedeutende Menſchen epiſodiſch eingeflochten ſind, hat Reuter den  
alten Freund niemals erwähnt. Auch ſonſt hätte es ſchließlich  
nur eines öffentlichen Wortes von ſeiten Fritz Reuters bedurft,  
um auch Brinckman ſchon damals freiere Bahn zu ſchaffen.\*)

Nicht unwichtig und bezeichnend iſt eine Äußerung, die Frau  
John Brinckman mir gegenüber tat, als wir Oſtern 1904 in  
tagelanger Arbeit das ganze Leben ihres Mannes durchgingen:  
Der Dichter des Kaſper-Dhm hat „abſichtlich nur wenige von  
Reuters Werken geſehen.“ Unter dieſen wenigen aber befand ſich  
die Stromtid oder doch ein Teil davon.\*\*\*) Auf das Leſen der  
meiſten anderen Schriften Reuters verzichtete Brinckman, wie er  
ſeiner Frau wiederholt erklärte, lediglich aus dem Grunde, um  
ſich von dem Einfluß einer ſo ſtarken Perſönlichkeit frei zu  
halten und damit ſeine individuelle Eigenart zu bewahren. Das  
ehrt ihn als ſchaffenden Dichter in hohem Maße.

Fritz Reuter hatte nach ſchweren Kämpfen den Sieg, hatte  
Ruhm und Reichthum gewonnen — beides blieb John Brinckman

\*) Anders verhielt ſich Klaus Groth, der, obwohl ihm perſönlich fremd und  
nur vom Gehalt ſeiner Schriften geſeſelt, bei Lebzeiten John Brinckmans wie nach  
ſeinem Tode kräftig für ihn eintrat. Etwas hierzu iſt ſchon im 1. Bande des Brinck-  
man-Nachlaſſes (S. 12 f.) geſagt, anderes folgt ſpäter.

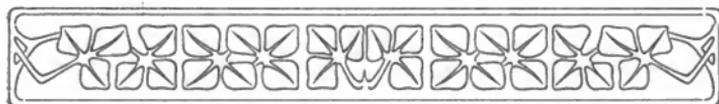
\*\*) Denn er erwähnt Reuters Meiſterwerk und ein paar ſeiner Charaktertypen  
(Bräſig, Jochen Nüßler) in den „Gloſſen zu Kaſper Dhm und Peter Lurenz“ (1868).

versagt. Er mußte das Martyrium eines deutschen Dichters herbe genug ertragen. Was nützte es viel, daß bei Lebzeiten auch ihn eine kleine Gemeinde in engeren Kreisen anerkannte? Berechtigt war es, was noch die alte Witwe in stiller Wehmut mir sagte: „Er war schließlich ganz mutlos geworden!“

Und doch arbeitete er unermüdlich bis zum Ende, weil ihm das Schaffen innere Befriedigung gab, weil er an die siegesgewisse Kraft seiner Dichtungen glaubte.

Nun ist Beiden, Fritz Reuter sowohl wie John Brinckman, die Unsterblichkeit sicher.





## John Brinckman als politischer Dichter.

Dieses Kapitel hat für mich eine Bedeutung persönlicher Art. Nicht als ob ich politische Dichtungen besonders liebte. Und die Gesinnung eines Poeten an sich, ob er liberal, konservativ oder sonst irgendwie denkt, ist mir gleichgültig: ich habe sie nur aufzuklären und sachlich darzulegen. Das Entscheidende bleibt, ob man es überhaupt mit einem echten und wirklichen Dichter zu tun hat.

Nun, bei John Brinckman ist hierüber kein Zweifel: Seine kernfrischen Erzählungen, seine echten, herzigen Dönken haben ihm endlich den Ehrenplatz neben Klaus Groth und Fritz Reuter erobert.

Der Anteil, den ich an seinen politischen Dichtungen nehme, ist darum ein persönlicher, weil ich hier den ersten selbständigen Fund machte und allmählich seine Tätigkeit auf diesem Gebiete erkannte.\*)

Weihnachten 1903 fuhr ich nach Mecklenburg, um über gewisse Probleme zur neuen niederplattdeutschen Literatur durch Nachforschungen eine Antwort zu suchen. Insbesondere über die Frage: Hatten sich die beiden mecklenburgischen Klassiker schon vor Klaus Groth wesentlich als plattdeutsche Dichter betätigt? Hatte Fritz Reuter zwischen seinem anonymen Auftreten in Raabes Jahrbüchern (1846f.) bis zum Erscheinen des ersten

---

\*) Vgl. meine Aufsätze im Hamburgischen Correspondenten, 1904 No. 27 und 221. Sie bilden die Grundlage der hier überarbeiteten und weiter nachgeprüften Studie.

Läuschenbandes (1853) nicht sonst noch irgendwo und irgendwie etwas veröffentlicht?\*)

Diese Hauptfrage mußte ich trotz eingehender Studien verneinend beantworten, und ich betrachte daher Klaus Groths Quickborn (1852), im Einklang mit den meisten Autoren, nicht nur als bahnbrechend für die neue plattdeutsche Literatur, sondern zugleich als ein wesentliches anregendes Moment für Reuter und Brinckman, so sehr auch beide für ihre spätere Eigenart vorbereitet waren, und so sehr sie in aller Stille beobachtet und gesammelt hatten. Einzelne Versuche spielen hier gar keine Rolle. Ich könnte z. B. ein plattdeutsches Polterabendgedicht anführen, das Brinckman schon 1830 verfaßt hat. Entscheidend ist nicht diese oder jene Kleinigkeit, sondern ein großer zielbewußter Wurf. Und den hat zuerst Klaus Groth getan.

Bei jenen Studien gewann ich tiefere Einblicke in die Sturm- und Drangzeit der vierziger Jahre in Mecklenburg. Diese Strömungen, die verheißend begannen und 1850 mit der Wiederherstellung des status quo ante schlossen, sind ja im allgemeinen bekannt.

Das Neue war nur John Brinckmans Betätigung in jenem Ringen der führenden Geister. Wohl war schon vorher\*\*) auf seine liberale Gesinnung hingewiesen und der Verdächtigungen Erwähnung getan, durch welche der Dichter als Leiter der Goldberg'schen Privatschule (1846—49) bei der konservativen Landbevölkerung mißliebig gemacht wurde. Aber ausdrücklich betonte man: Brinckman habe, im Hinblick auf seine Erfahrungen in der Studienzeit, 1848 es abgelehnt, der Aufforderung hervorragender mecklenburgischer Politiker zu folgen und an der Bewegung teilzunehmen.

---

\*) W. Seelmann hatte grade im Niederdeutschen Jahrbuch (1903) die hübsche Entdeckung veröffentlicht, daß Reuter für eine Anzahl von Läuschen den Stoff aus Anekdoten der fliegenden Blätter entnommen, und daß er viele anonyme Beiträge in Raabes Jahrbüchern verfaßt hat, darunter die Urgestalt der Keis' nach Welligen.

\*\*) Von W. Süßerott, meinem Verleger des Brinckman-Nachlasses, in seiner kleinen biographischen Studie: John Brinckman, das Leben eines niederdeutschen Dichters.

Zunächst fand ich mehrere Beiträge unseres Dichters in den von Prof. Türl\*) zu Rostock, seinem früheren Lehrer, herausgegebenen „Mecklenburgischen Blättern“\*\*): Einen Aufsatz vom 13. Mai 1848 „Zur Interessenvertretung“ und zwei scharfe Zeitgedichte. Diese drei Arbeiten waren offen mit John Brinckmans Namen gezeichnet.

Sodann fiel mir in Raabes Jahrbuch von 1848 eine Sammlung anonymen, nur am Schluß mit einem B. markierter „Neuer Mecklenburgischer Lieder“ auf, die vom gleichen Geiste befeelt waren. Form und Inhalt wiesen von vornherein auf die Autorschaft John Brinckmans. In Berlin prüfte ich lange, ob nicht doch ein anderer Dichter der Verfasser sein könnte. Allein immer wieder kam ich auf den ersten Eindruck zurück, für den vor allem eine geistige Übereinstimmung mit den beiden Gedichten in den „Mecklenburgischen Blättern“ maßgebend war. So schrieb ich der damals in Güstrow lebenden Witve des Dichters, teilte ihr einen Auszug der satirischen Lieder mit und fügte meine Ansicht hinzu, daß und warum ich John Brinckman für den Autor hielt. Bald kam die bestimmte Antwort: Ja, die Gedichte sind alle von meinem Manne. Es entspann sich ein reger Briefverkehr; ich gedachte Weiteres, hier und dort Verstreutes vom Dichter des Kasper-Ohm zu sammeln und herauszugeben. Aus eigenem Antriebe wurde mir schließlich vom ältesten Sohne, Herrn Konsul Max Brinckman der gesamte, zum Teil höchst wertvolle Nachlaß zur Bearbeitung anvertraut. Da gewann ich auch den letzten, aller sichersten Nachweis über den Autor der 20 Lieder aus der eigenen Handschrift des Dichters. Und es reichten sich noch weitere Lieder an, die erst im Nachlaß veröffentlicht werden können. Dort und in der Biographie soll

---

\*) Karl Türl, Professor und freisinniger Politiker, war in Brinckmans Studienzeit erst Extraordinarius der juristischen, dann Ordinarius der philosophischen Fakultät für Geschichte. In der Episode der mecklenburgischen Kammer spielte er als Abgeordneter eine Hauptrolle. Später wurde er gleich den Professoren Chr. Wilbrandt und J. Wiggers entlassen.

\*\*) Die Redaktionskommission bildeten: Dr. Brummerstädt, Prof. Dr. Karsten, Dr. Rippe und Prof. Dr. Wilbrandt.

auch von der politischen Betätigung John Brinckmans genauer die Rede sein.

Daß er ein politischer Dichter werden mußte, lehrt in knappen Zügen seine ganze Entwicklung: Erzogen im freier denkenden Rostock, im Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, fühlte er sich als Student zu den damaligen Idealen der Burschenschaft hingezogen. Die 1834 nur besprochene, aber nicht ausgeführte Absicht, auch in Rostock eine solche Verbindung zu schaffen, trug ihm und zwei Genossen noch 4 Jahre später eine Gefängnisstrafe von 3 Monaten ein. Das war äußerst milde, wenn man an die harten, in Preußen verhängten Strafen denkt. Aber auch die Verbüßung der 3 Monate wurde ihm vom Großherzog Paul Friedrich in Gnaden erlassen. Die Juristerei, von der er sich bereits zu allgemeineren Studien abgewandt hatte, war ihm nach dem Verfahren in eigener Sache erst recht verleidet. So begab er sich 1839 nach New York, wo sein älterer Bruder Michael als tüchtiger Kaufmann lebte. In Amerika bereicherte John Brinckman nicht nur seine außerordentlichen Sprachkenntnisse — er sog auch in vollen Zügen die Luft der Freiheit ein, nach der sein junges Herz begehrt. Da warf ihn schließlich das gelbe Fieber nieder — „de gäle Jakob“ nennt er es in seinen Erzählungen. Er mußte 1842 heimkehren, schon aus gesundheitlichen Gründen. Und dann der Gegensatz: Vier Jahre Hauslehrer in zwei adligen mecklenburgischen Familien. Wie trat hier dem lebhaftesten Geiste der engere Gesichtskreis mit veralteten Anschauungen und Vorurteilen in besonderer Schärfe entgegen. Hierzu kam die ganze Bewegung der Zeit. Nun aber war John Brinckman ein versgewandter Lyriker von Jugend auf. Ist es da nicht psychologisch durchaus folgerichtig, wenn er plötzlich die Geißel der Satire schwang und mit solchen Waffen versuchte, auch in seinem geliebten Mecklenburg (nach Herweghs Wort) „der Freiheit eine Gasse“ zu bahnen?

Vollständig freilich wird das Kapitel von John Brinckman als politischem Dichter niemals dargestellt werden: Kurz vor seinem Tode ließ er die Briefe von namhaften mecklenburgischen

Politikern und Rostocker Jugendfreunden verbrennen.\*) So ist für weitere Forschungen eine Lücke entstanden, die sich nie ganz ausfüllen läßt.

Von einem Teile der politischen Wirksamkeit aber kann jetzt doch der Schleier fortgezogen werden. Und sein Bild gewinnt damit einen neuen, beachtenswerten Zug: John Brinckman tritt in die Reihe der politischen Dichter des liberalen Gedankens.

Seiner jungen Frau ging dieses Schaffen damals sehr gegen den Strich: Sie selbst war an sich mehr in konservativen Anschauungen erzogen. Und nun füllte der Dichter seine Zeit mit „garstigen“ politischen Liedern und entsprechender sonstiger Betätigung aus, anstatt sich lieber in den Freistunden der schwer errungenen, herzigen, bildhübschen Gattin zu widmen. Aber sie ließ ihn gewähren und wurde auch hier seine Vertraute. Fast niemand sonst wußte von den bösen Liedern, nach deren Autor alsbald geforscht wurde. Nur noch ein angesehenener Kaufmann in Goldberg, N. Josephy, war von Brinckman ins Geheimnis gezogen, und er hat es treu gehütet. Josephy wurde Abgeordneter in der mecklenburgischen Kammer und blieb es bis zur Auflösung: Am 24. September 1850 war auch er noch dem letzten Rufe des Präsidenten Moritz Wiggers gefolgt, und als einer der 26 Abgeordneten unterzeichnete er zu Dstorf bei Schwerin die Verwahrung gegen die nach dem Schiedsspruch von Freienwalde vollzogene Aufhebung des Staatsgrundgesetzes vom 10. Oktober 1849.

Brinckmans Aufsatz „Zur Interessenfrage“ war zur Zeit der Schweriner Landtagsversammlung von 1848 geschrieben, als sich die Regierung gegen direkte Wahlen ohne Zensur erklärte. Er enthält ziemlich maßvolle Reformvorschläge für eine zeitgemäße Umgestaltung der landständischen Verfassung Mecklenburgs.

Mit weit größerer Schärfe tritt Brinckman in den beiden Gedichten der „Mecklenburgischen Blätter“ auf. Das eine, vom

\*) Damals werden auch wohl die im vorigen Kapitel erwähnten Briefe Fritz Reuters vernichtet worden sein.

1. Januar 1848, ist ein „Neujahrswunsch für die mecklenburgischen Stände“.

Das andere, vom Mai 1848, lautet:

Neues Mecklenburgisches Lied.

Von

John Brinckman.

Mel.: O große Not! Gott selbst ist tot u.

Ein Lied hab' ich euch jüngst gesungen  
Vom alten Mann, der sterbenskrank,  
Ein Eid Campeador gerungen  
Mit seinem Tode wochenlang; —  
Der noch die Panacee des Lebens  
Vom Kraut an seines Grabes Rand  
Sich braute, Gott sei Dank, vergebens — —  
Ich weiß nicht, ob ihr ihn gekannt.

Erlaubt ihr, daß ich euch berichte  
Noch eins von seinem Kampf und Tod,  
Kurzum, das Ende der Geschichte,  
So steht es hier euch zu Gebot.  
Es gilt nur eben zu vollenden  
Den abgebroch'nen Tatbestand,  
Eh' wir vom kranken Mann uns wenden —  
Ich weiß nicht, ob ihr ihn gekannt.

Er starb barock, wie er gelebt hat,  
Und uns erzählt ein ganz Archiv:  
Wie gar so hoch er stets gestrebt hat,  
Und stets gedacht hat gar so tief;  
Wie über seine Hauptint'ressen  
Er selten nur das Vaterland,  
Ja, nur ganz selten, hat vergessen — —  
Ich weiß nicht, ob ihr ihn gekannt.

Jetzt zweifellos ist eine Reich' er  
Und zog in das Sechsbretterhaus,  
Doch sann zuvor manch bösen Streich er  
Noch gegen seinen Erben aus.  
Aufschwätzen wollt' er seine P'rücke  
Samt Topf ihm noch und Schleifenband,  
Doch starb er drüber hin zum Glücke —  
Ich weiß nicht, ob ihr ihn gekannt.

Der Erbe aber trat zum Sarge  
Und hat, man sagt es, tief bewegt  
Die alte Zopferdeck', die arge,  
Ihm als Symbol hinaufgelegt.  
Und auf dem Grabstein steht zu lesen,  
Vielleicht von seines Erben Hand:  
„Er ist ein Egoist gewesen“ — —  
Ich weiß nicht, ob ihr ihn gekannt.

Zu Beginn des Liedes weist der Dichter auf ein anderes hin, daß er „jüngst gesungen“ habe: vom Eid Campeador. Es liegt mir in der Handschrift vor und sei hiernach abgedruckt:

Mel.: Ha nicht sterben können.

Kennst du den Mann mit hohlen Wangen  
Und mit dem hippokrat'schen Kinn,  
Schon wochenlang mit Todesbängen  
Dem Tod entgegen sieht er hin.  
Er weiß, er kann ihm nicht entrinnen,  
Kann nicht mehr heilen lassen sich  
Und will so ungern doch von hinnen —  
Kennst du den Mann, den kranken? sprich!

Wie gern möcht' er den Tod betrügen,  
Nach Zaubertränken sieht er aus,  
Statt sich in seinen Gott zu fügen  
Und zu bestellen still sein Haus.  
Er legte, ach, noch seinem Leben  
So gerne ein Jahrhundert zu,  
Nur noch ein klein Jahrhundert eben —  
Den kranken Mann, sprich, kennst ihn du?

Er stirbt. Er weiß es, seinem Sterben  
Weint niemand eine Träne nach,  
Es lachen spöttisch seine Erben  
Und segnen seinen Sterbetag.  
Sie rufen laut: „er übertreibt es!  
Ging' er doch endlich ein zur Ruh!  
Er soll uns sterben! Dabei bleibt es!“ —  
Den kranken Mann, sprich, kennst ihn du?

Er aber knirschet mit den Zähnen  
Und ballt die todesmatte Faust

Entgegen seinen Erben, denen  
Durchaus nicht vor der Drohung graust.  
Wie gern ihr Erbteil ihnen nehmen,  
Wie gerne möcht' er's mit sich ziehn,  
Ging' das nur an, ins Reich der Schemen —  
Den franken Mann, sprich, kennst du ihn?

Und ach! ein schlimmes Leid — man kennt es —  
Ist es, an dem er sterben muß,  
Den Krebs des Mittelalters nennt es  
Kopfschüttelnd der Staatsphysikus.  
Es ist ein heimlich alter Schaden  
Und kam zum Ausbruch — wie und wann?  
Durch Zugluft bei den Barrikaden. —  
Sprich, kennst du ihn, den franken Mann?

Vielleicht geht in das Reich der Schatten  
Er heute schon — so Gott es will,  
Man wird dann, heißt es, ihn bestatten  
Ganz früh, ganz einfach und ganz still.  
Vielleicht, daß heimlich sie dem Toten  
Statt eines Leichenlakens ziehn  
Auf seinen Leib 'nen Rock, 'nen roten —  
Den franken Mann, sprich, kennst du ihn?

Es werden aber viele treten,  
Sobald er tot ist, an sein Grab  
Und niederknien und brünstig beten,  
Wie sich's gehört, die Hüte ab:  
— Herr, laß in Frieden hin ihn gehen  
Und schenke ihm die ew'ge Ruh!  
Doch laß ihn nur nicht auferstehen —  
Den franken Mann, sprich, kennst du ihn?

Die Sammlung der 20 anonym gedruckten „Neuen Mecklenburgischen Lieder“ beleuchtet scharf und mit echter satirischer Laune die Zustände Mecklenburgs in jener sturmbelegten Zeit. Sie muten uns noch heute modern, lebendig an und erscheinen bei weitem origineller und spezifischer als die Lieder von Hoffmann-Fallersleben, die damals auch in Raabes Jahrbüchern veröffentlicht wurden, jetzt aber, bei allem politischen Radikalismus, fast leer und inhaltlos wirken.

In Parenthese sei bemerkt, daß die Aufzeichnungen von Hoffmann-Fallersleben über eine Begegnung mit John Brinckman nichts enthalten. Auch die Witwe des mecklenburgischen Dichters hat mir ausdrücklich versichert, daß (im Gegensatz zu der bisherigen Annahme) ein Besuch des Freiheitsjägers in ihrem Hause nicht stattgefunden habe. Sie selbst hat damals öfter ihren kampfesfreudigen Gatten auf das Schicksal des Dichters von „Deutschland über alles“ hingewiesen und ihn zu warnen gesucht. Brinckman quittierte darüber lachend in einem der folgenden Gedichte. Es ist eine Auswahl charakteristischer Proben aus jenen „Neuen Mecklenburgischen Liedern“ von 1848:

I.

Mel.: Etoignons les lumières et rallanons le feu!

Heil uns allen, Heil uns Frommen!  
Alles würde besser werden,  
Schöne Zeiten würden kommen  
Jesu Christi nun auf Erden,  
Kiesse jener Ratiotollen  
Auf die Kanzel nur man Keinen  
Und die Hochehrwürdevollen  
Nur noch im Ornat erscheinen;

Müßten die Staatsdiener alle  
Auf großherzoglichen Posten —  
Dom Lakaien zum Marschalle,  
Dom Amtsreuter bis zum Drostien —  
Regelmäßig die Quartale  
Sich hinsüro nur bequemen,  
An dem heil'gen Abendmahle  
Voller Andacht teilzunehmen.

Heil uns Allen, lieben Freunde!  
Wenn nur erst die Herrn Pastöre  
Monatlich nun die Gemeinde  
In der orthodoxen Lehre  
Zu dem Heile ihrer Seelen  
Funditus katechisierten  
Und die beim Examen fehlen,  
Im Register sich notierten;

Wenn erst die Seminaristen  
Heimlich und vor allen Sachen  
Jene ordinierten Christen  
Ganz piano überwachen  
Und es leise den Behörden  
Leise, leise denunzieren,  
Ob sie etwa rüdig werden  
Publizieren und sponsieren.

Heil uns Allen! Heil uns Frommen!  
Alles würde besser werden,  
Schöne Zeiten würden kommen  
Jesu Christi nun auf Erden,  
Ließe jener Ratio tollen  
Auf die Kanzel nur man Keinen  
Und die Hochlehrwürdevollen  
Nur noch im Ornat erscheinen.

John Brinckman hat, wie aus dem „Nachlaß“ noch deutlicher hervorgehen wird, sich immer gegen die orthodoxe und pietistische Richtung erklärt. Auch im „General-Nheder“, den ein echtes Gottvertrauen und sittlicher Geist durchweht, läßt er am Schlusse den erzählenden Kapitän Feuer offen bekennen: „Du weest recht good, en Mucker bünn ick nie west, un so'n Wünsch, de den Globen äwer de Leew stellen will, kann mi stahlen warden; wen de Leew hett, de glöwt of, man nich ümgefiht“.\*)

Der „Drost“ (Strophe 2) entspricht dem preußischen Landrat.

## II.

Mel.: Wein, vor dem aufgesteckten Hut —

Was ihr begehrt, ist dummes Zeug —  
Zum Henker mit euch Meisten!  
Was kümmert um den Staat ihr euch?  
Bleibt doch bei euren Leisten  
Und macht's wie ich! Ich sag' es dreist,  
Ich scher' mich keinen Tittel  
Um all den Quark und werde feist,  
Und zähle meine Drittel!

---

\*) Gesamtausgabe, Werthers Verlag, Bb. 3, S. 289.

Was hilft's euch, schreit ihr noch so sehr!  
Wir sahen's in Hannover,  
Man hat nur Nachteil hinterher  
Und wird am Ende pauver.  
Ich kenn' ein Lied vom weißen Stock  
Und von dem grauen Kittel; —  
Die Raisonneurs, die — hol's der Bock! —  
Die holt zuletzt der Büttel.

Und nun der Name: Patriot —  
Na vollends, das gesteh ich!  
Nicht einen Taler, keinen Groot  
Rentables dabei seh' ich.  
Auf Hoffmann-Faller's Leben bringt  
Von selbst mich dies Kapitel,  
Der jetzo Marfeillaisen singt,  
Brotlos, am Wanderknüttel.

Mir ist dies ewige Gekläff,  
Dies Volkstum unablässig,  
Im Grund der Seel', wo ich's auch treff',  
Zu wider und gehässig.  
Ich sag's nochmal: es nützt 'nen Quarf  
Dies Udemstaatgerüttel, —  
Mich ärgert's, wie in meinem Park  
Unreifes Obstgeschüttel.

Ei stieberte man rechts und links  
Nur tüchtig ihre Nasen,  
Ich glaube, bald zu Ende ging's  
Mit ihren schönen Phrasen.  
Mir wär' es recht schon, dächte man  
Auf rechte Auskunftsmittel  
Und, käm's auf mich an, brächte man  
Die Narren in ein Spittel.

Ach, was soll all das dumme Zeug!  
Zum Henker mit euch Meisten!  
Was kümmert um den Staat ihr euch?  
Bleibt doch bei euren Leisten  
Und macht's wie ich! Ich sag' es dreist,  
Ich scher' mich keinen Tittel  
Um all' den Quarf und werde feist  
Und zähle meine Drittel.

III.

Mel.: England expects every man to do his duty.

Landstand \*) bist du. Ein braver Stand  
Soll ehrlich seiner Pflicht genügen.  
Auf nach Malchin! Das Vaterland  
Ruft, und dem Ruf mußt du dich fügen. —  
— — Landstandschaft hin, Landstandschaft her!  
Ich kann nicht! Weich ist ja das Wetter,  
Der Winter nah, mein Acker schwer —  
Kurzum, ich muß noch haken, Vetter! —

Es gilt den Kampf um unser Recht,  
Das voreenthaltne Recht, das gute!  
Nie schieht ein Braver das Gefecht,  
Er bindet selbst sich sonst die Rute.  
— — Recht her und hin, Recht hin und her!  
Es will sich heuer nicht so passen,  
Ich kann mich ja, bei meiner Ehr'!  
Auf meinen Schreiber nicht verlassen. —

Den Kampf gilt's wider Vorurteil  
Und für den Fortschritt gilt's zu schlagen, —  
für des getretenen Volkes Heil  
Sollst ein gewichtig Wort du sagen!  
— — Ach Fortschritt hin und Fortschritt her!  
Laß mich in Ruh' doch! Meiner Seelen,  
Ja wenn nicht eben Mondschein wär',  
Ich darf im Mondscheinklub nicht fehlen! —

Dem Ruf gehorsam deiner Zeit,  
Sollst du dich werfen in die Schanze  
für Glaubens- und für Pressfreiheit, —  
Man gab umsonst dir keine Lanze!  
— — Pressfreiheit hin, Pressheit her!  
Laß doch das Quälen und das Pochen,  
Ich kann nicht, denn, Verehrtester,  
Mein Weib soll nächstens in die Wochen! —

Hin auf die Sinne der Partei  
Sollst du mit deinem Votum treten,

---

\*) „Landstand“ sind die Vertreter im mecklenburgischen Landtag. Man unterscheidet die „Landschaft“ (Vertreter der landtagsfähigen Städte) und die „Ritterschaft“ (Rittergutsbesitzer).

Vernimm: man hält dich kostenfrei  
Und zahlt dir hinterdrein Diäten!  
— — Diäten sagst du? Sapperlot,  
Stets war ich, wenn man meinen Bentel  
Nur respektiert, ein Patriot,  
Bestell mir doch Quartier bei Deute!! — —

IV.

Mel.: Sohn, da haßt du meinen Speer.

Was dir bleibt? — Du bist verdrießlich,  
Daß mein zweiter Sohn du bist,  
Daß das Majorat ersprießlich  
Deinem eignen Wunsch nicht ist, —  
Was dir bleibt? Dir bleibt dein Namen,  
Bleibt dein Titel: Herr Baron,  
Und du bleibst aus edlem Samen  
Immer noch erzeugt, mein Sohn!

Was dir bleibt? Dir bleibt dein adlig  
Wappen und dein Stammbaum bleibt  
Altehrwürdig dir, untadlig  
Und von keinem Schmutz bestäubt;  
In dem Wappen eine Krone,  
Eine Krone sag ich, Sohn,  
Die von Henrico Leone  
Herdatiert und früher schon.

Was dir bleibt? — Daß Gott erbarme!  
Und du sagst's ins Antlitz mir?!  
Deines Hauses lange Arme,  
Undankbarer, bleiben dir, —  
Deines Stamm's Konnektionen  
Und des Hof's Protektion,  
Die ja das Verdienst zu lohnen  
Der Geburt versteht, mein Sohn.

Ich, und mehr! Dir bleibt die Ehre  
Eines Opfers für dein Haus.  
Lockt dir denn nicht eine Zähre  
Dieses Ruhms Bewußtsein aus?  
Rötet dir der Stolz die Wangen  
Nicht der Resignation, —  
Und du kannst noch mehr verlangen,  
Du begehrt noch mehr, mein Sohn!

Was dir bleibt? — Dir sollte bleiben  
Doch der Trost, daß dein Geschlecht  
Ewig nun kann Knospen treiben  
Kräftig, mächtig, ungeschwächt.  
Dieses Eine kannst du denken,  
Und du nennst es keinen Lohn,  
Kannst mich mit dem Vorwurf kränken  
Der verkannten Pflicht, mein Sohn!

Dieses Alles, diesen Segen  
Nennst du garnichts! Geh' nur, geh'  
Bleiben Epaulett und Degen  
Dir denn nicht und Portepée?  
Einen goldenen Schlüssel seh' ich,  
Forst und Stall, Legation —  
Bleibst du denn nicht tafelfähig? —  
Und du nennst das nichts, mein Sohn

O mein Sohn! — Und muß ich zeigen  
Alles dir? — bist du so blind? —  
Welche Staffeln zu ersteigen  
Dem Privilegierten sind?  
Gilt dir denn ein Ordensbändchen —  
Sinecure — Pension  
Ganz und garnichts?! Ferdinändchen  
Geh' doch in dich, bester Sohn!

Was dir bleibt, wenn jedes Fädchen  
Reißt und jedes Rädchen bricht, —  
Bleibt ein reiches Bürgermädchen  
Dir als letztes Mittel nicht?  
Zwar — jedoch im Ganzen adelt  
Immer eine Million, —  
Wenn sie sonst kein Vorwurf tadelt,  
Den würd' ich verzeihen, Sohn!

Das bleibt dir! Doch ich bedenke,  
Eine Million ist rar;  
Wär' es etwa wen'ger, lenke  
Nur nicht gleich vom Wege gar!  
Geld ist Geld! Ich bin kein Prahler!  
Du verstehst mich, denk ich, schon:  
Unter zwanzigtausend Taler  
Über nimm dir keine, Sohn!

V.

Mel: Jā bān een mätelbörgsch EddeImann.

Wie kann der Adels, — sag' mir das,  
Hilf mir es doch ergründen —  
Die er im Lande einst besaß,  
Die Geltung wiederfinden?  
— Das Mittel schaff' ich wohl herbei:  
Mit einem Wort, mein Herr, er sei  
So exklusiv wie ein Roman  
Von Gräfin Jda Hahn Hahn Hahn!\*)

'Ne Chinamauer muß er baun  
Um sich steil zum Erschrecken,  
Daß keiner kann hinüberschaun —  
Aus breiten Quaderblöcken,  
Wolfseisen ringsherum dabei, —  
Mit einem Wort, mein Herr, er sei  
So exklusiv wie ein Roman  
Von Gräfin Jda Hahn Hahn Hahn!

Durchsetzen muß er noch, mein' ich,  
Des Mandarinens Knöpfe  
Als Privilegium für sich  
Und echte Mandschuzöpfe,  
Daß gleich der Pöbel, meiner Treu,  
Die Mühe zieht und merkt, er sei  
So exklusiv wie ein Roman  
Von Gräfin Jda Hahn Hahn Hahn!

Sein Wappen trag' er vorn am Bauch,  
Gestickt in roter Seide —  
Und hinten auf dem Rücken auch,  
So ist in China das der Brauch  
Und nützt, bei meinem Eide,

---

\*) Die auch durch ihr Leben so merkwürdige Schriftstellerin (1806—1880), die Tochter des Grafen Karl Friedrich von Hahn-Neubaus, des Theaterchwärmer und Direktors wandernder Schauspielertruppen. 1826 mit dem Grafen Friedrich Wilhelm Adolf von Hahn-Baschewo vermählt und drei Jahre später geschieden, ward sie die Vertreterin des Salonromans. Nur die Aristokratie galt ihr damals als alleinseigmachende Trägerin alles Edlen und Wahren. Dieser „exklusive“ Geist, der in ihren Büchern aus jener Periode herrscht und 1847 in einem anonymen, von Fanny Lewald stammenden Roman „Diogena von Gräfin Jbuna S.“ parodiert wurde, wird hier um dieselbe Zeit auch von John Brindman satirisch behandelt.

So viel, daß man, geht er vorbei,  
Gleich vorn und hinten merkt, er sei  
So exklusiv wie ein Roman  
Von Gräfin Ida Hahn Hahn Hahn!

Und hindendrein dann lerne er —  
Nicht englisch noch französisch,  
Längst ward das schon zu ordinär —  
Chinesisch, ja chinesisches!  
Daß man sogleich auf ein, zwei, drei,  
Dier Duzend Schritte merkt, er sei  
So exklusiv wie ein Roman  
Von Gräfin Ida Hahn Hahn Hahn!

## VI.

Mel.: An des Rheines hohem Strande.

Ich Mädchen, Vetter Trittelwig  
Auf Schnippel und Schnapphagen  
Baut einen prächtigen Herrenstz  
— O laß dir alles sagen! —  
Mit Zugbrück', Wall und Zinnen schön,  
Mit Türmen anglo-gothisch;  
Ich selber hab' den Riß gesehn,  
Die Sinne wollten mir vergehn:  
So grand war's und erotisch.

Ich dachte gleich an Feunimor,  
An Godwiestles Türme, —  
Mein Blut, das wallte jäh empor,  
Ich fühlte, wie es stürme.  
Wir dachten alter schöner Zeit,  
Wir dachten unsrer Ahnen,  
Der ganzen hohen Herrlichkeit,  
Von goldnen Sporen, Schleppenkleid,  
Von Schilden und von Fahnen.

An Falkenjagd und an Turnier,  
An Hirschhatz und Bankette,  
Das fallen, Pagen dachten wir,  
— O Gott, wie war das nette!  
Und einen langen, süßen Blick  
Kieß ich den Vetter streifen,  
Als teilt' ich gern mit ihm sein Glück;

Er gab ihn lächelnd mir zurück, —  
Du siehst's, er kann begreifen.

Zwar schrecklich teuer wird der Bau,  
— Doch bleibt das Korn nur teuer,  
Wird fertig er dies Jahr, ich Frau  
Und Drittelwitz mein Treuer.  
Drum teures Tildchen, bete doch,  
— Du betest ja nicht selten! —  
Daß auch dies Jahr der Roggen noch  
— Der kleine Scheffel mein' ich — doch  
Vier Taler möge gelten!

## VII.

Mel.: Schleswig-Holstein meerumschlungen.

Es klang in eurem Lande hier  
Jüngst überall wie Sturmgeläute,  
Ihr lieben Holstenmänner, ihr  
Sehr wertgeschätzten Nachbarsleute.  
O geht doch in euch, denn fürwahr,  
Was ihr begehrt, ist unbegründet, —  
Der König sagt's, und so ist's klar,  
Daß ihr im Unrecht euch befindet.

Was quält ihr euch um Deutschland auch, —  
Als ob sich Deutschland um euch quälte!  
Adressen zwar sind deutscher Brauch,  
Doch Handlungen — ja so! — das fehlte!  
O geht doch in euch, denn fürwahr,  
Was ihr begehrt, ist unbegründet, —  
Der König sagt's, und so ist's klar,  
Daß ihr im Unrecht euch befindet.

Beim Dänen seid ihr ohnedies  
Viel besser dran. Ihr wißt, der Deutsche  
Der reimt, so lang er Deutscher hieß,  
Ganz untertänigt sich auf Peitsche.  
Drum geht doch in euch, denn fürwahr,  
Was ihr begehrt, ist unbegründet, —  
Der König sagt's, und so ist's klar,  
Daß ihr im Unrecht euch befindet.

Schon manche Schmach hat angetan  
Herrn Micheln nachbaulich Gelüste

Straflos, — allein ein ganzer Hahn  
War stets der Dän' auf seinem Miste.  
Drum geht doch in euch, denn fürwahr,  
Was ihr begehrt, ist unbegründet, —  
Der König sagt's, und so ist's klar,  
Daß ihr im Unrecht euch befindet.

Das Deutsche, das verlernt ihr schon,  
folgt meinem Rat und lernet dänisch;  
So edel ist der Sprache Ton  
Wie spanisch ja und italienisch!  
Drum geht doch in euch, denn fürwahr,  
Was ihr begehrt, ist unbegründet, —  
Der König sagt's, und so ist's klar,  
Daß ihr im Unrecht euch befindet.

Auch ich — ein Mecklenburger zwar —  
Lern' russisch jetzt aus gleichen Trieben;  
Wer weiß, ob nicht um zwanzig Jahr  
Ganz Deutschland wird, gleich mir, sich üben.  
O geht doch in euch, denn fürwahr,  
Was ihr begehrt, ist unbegründet, —  
Der König sagt's, und so ist's klar,  
Daß ihr im Unrecht euch befindet.

## VIII.

Mel.: Hähning, Hähning, kürefüh!  
Schlöp't mien Jänging bet morgen früh.

Du schlieffst, Land Mecklenburg, in sel'ger Ruh  
Bisher den süßen Schlummer des Gerechten;  
Und stoisch ernst, laut hörbar schnarchtest du  
Gleich deinen besten, derbsten Ackerknechten —  
Und, wenn der Zeitstrom gell vorüberfuhr,  
Da schnarchtest du ein wenig lauter nur.

Swär Anno 13 einmal zuckend zog's  
Gleich wie ein Krampf durch deine nerv'gen Sehnen,  
Doch, wie ein Krampf, so rasch vorüber flog's,  
Kein Wachen war's, es war ein bloßes Gähnen,  
Und als der Zeitsturm dann vorüberfuhr,  
Da schnarchtest du ein wenig lauter nur.

Jetzt wieder dehnt und reckst du merklich dich,  
Wie einer, der da gern erwachen wollte,  
Doch manchmal irrt man an Symptomen sich,  
Es war ein Traum wohl, der uns täuschen sollte.  
Und wenn sein helles Bild in nichts zerfuhr,  
Da schnarcht der Schläfer etwas lauter nur.

Zwar mancher meint, daß wirklich du erwacht,  
Du hättest schon die beiden Augen offen,  
Wünschst: guten Morgen! dir statt: gute Nacht!  
Ainsi soit-il! doch hat sich's schon getroffen,  
Daß ein Nachtwandler in die Hosen fuhr  
Und weiter schlief und schnarchte lauter nur.

\* \* \*

Auch als dem kurzen mecklenburgischen Freiheitsstraum ein nüchternes Erwachen folgte, blieb John Brindman im Grunde seines Herzens dem liberalen Gedanken treu. Noch manches Mal benutzte er Tagesfragen, um seinen Anschauungen öffentlich Ausdruck zu geben, so auch im Kladderadatsch. Im allgemeinen aber legte seine vornehme Natur sich Schranken auf, wie er denn, trotz der gelegentlichen Satire, immer ein maßvoller, objektiv denkender und loyaler Mann geblieben ist.

Allmählich vollzog sich auch in Brindmans Seele — ähnlich wie bei Fritz Reuter — jene große Wandlung, die das nationale Empfinden stärker betonte. Sein politisches Interesse, dem freilich keine besondere Gelegenheit zur Betätigung sich darbot, blieb immer ein außerordentliches und lebhaftes.

Trotz seiner Krankheit folgte er im Geiste und mit flammendem Herzen dem Siegeszuge des deutschen Heeres. Noch erlebte er mit freudiger Bewegung den Tag von Sedan. Ein paar Wochen später, am 20. September 1870, starb er.

So tönnten mitten durch sein Scheiden jene Klänge, die John Brindman lange vorher wie ein prophetischer Sänger heraufbeschworen\*):

---

\*) L'envoy, 2. Strophe (Bagel Grip, 1859). Ich zitiere nach dieser einzigen vom Dichter selbst besorgten Ausgabe.

Hell klinget dat vun doa ünner her  
As Trummel un Trumpet  
Un drünt gar as Kanonen swer,  
As Büß un as Musket.  
Na, man nich bang! Wat kümmt dat gelt!  
Uens oll Land Mefelbörg  
Geit mit di, Landsmann, of in't feld  
Un hett to rechte Tit sich stellt  
Un sleit mit Gott sich dörch.





### Ungedruckte Stücke aus Brinckmans Generalrheder.

Sechzehn Jahre nach John Brinckmans Tode erschienen bei Wilhelm Werther in Rostock (1886) drei plattdeutsche Erzählungen aus dem Nachlaß, die G. Erzgräber herausgegeben hat: Höger up; Mottche Spinkus un de Pelz; de General-Needer.

Jüngst bekam ich durch die Freundlichkeit des verdienstvollen ehemaligen Verlegers das Manuskript des „General-Needer“ in die Hand. Obwohl meine Studien einem andern Zwecke galten, nahm ich auch Veranlassung, die Handschrift des Dichters mit dem Abdruck der Erzählung zu vergleichen. Da ergab sich, daß nicht nur die Orthographie, sondern auch der Text Änderungen unterzogen sind. Selbverständlich nicht insofern, daß der Charakter und der wesentliche Inhalt der Erzählung beeinträchtigt wären. Aber es konnten doch im Ganzen 65 abweichende Stellen vermerkt werden. Die Lücken umfassen Ausdrücke, die manchmal sehr bezeichnend sind, viele Sätze, ja ganze Seiten.

Der Herausgeber hat sicher die Kürzungen in bester Absicht vorgenommen: vor 20 Jahren stand Brinckmans Sache eben anders wie heute.

Die jetzt anerkannte Bedeutung des zweiten mecklenburgischen Klassikers bringt es mit sich, den von ihm hinterlassenen Handschriften größere Beachtung zu schenken und auf eine getreue Wiedergabe Wert zu legen. Dazu kommt, daß die dreißigjährige

Schutzfrist verfloßen und der gedruckte Text durchweg für Neu-  
ausgaben zugrunde gelegt ist.)\*

Es kann natürlich nicht Aufgabe dieses Buches sein, die  
von mir festgestellten Abweichungen nacheinander vorzuführen.  
Aber einige Hinweise erscheinen auch hier wohl am Platze.

Dabei muß ich zum allgemeinen Verständnis ein paar  
Worte über die Erzählung selbst vorausschicken.

„De Genral-Rhere“ — so schreibt John Brinckman das  
Titelwort — ist eine trefflich komponierte, echte Seemannsge-  
schichte, fesselnd sowohl durch ihren Gehalt, wie durch die meister-  
lich gezeichneten Charaktere.

Das Werk ist beseelt von sittlicher Kraft und schönstem Gott-  
vertrauen. Der Erzähler ist der alte Rostocker Kapitän Martin  
Heuer. Er gibt seinem Sohne Heinrich, der auf eigenem Schiff  
seine erste Fahrt unternehmen will, lehrreichen Einblick in sein Leben.  
Und dabei erklärt er ihm auch, was der „Genral-Rhere“ zu be-  
deuten habe. Seine Macht hat Martin Heuer vielfach erfahren:  
in Kopenhagen und Gottenburg, wo er in der Zeit vor den Freiheits-  
kriegen sein Glück begründet hatte und es bei einer Heimkehr zum  
Teil vernichtet sah, nicht minder in Rostock, wo er nach dem Tode  
seines Vaters die Brigg „Agamemnon“ sich bauen ließ. Zwei  
Schwestern steuerten ihr Geld dazu bei. Die letzten Schiffs-  
parten wollte ein Jugendfreund, der leichtsinnige Agent Möpper,  
übernehmen. Er ließ ihn im Stich, und nun wäre der Kapitän  
mit seiner neuen Brigg fast dem kalttherzigen Wucherer Hofrat  
Brümmner verfallen, wenn nicht im Augenblicke höchster Not der  
Generalrheder eingegriffen hätte: durch die Person des wackeren  
Reiseraltesten Bahl. Das Wesen des Generalrheders schilderte  
dem Kapitän zuerst der originelle Seemannsinvalid Gumpel-  
Davids: „Ja, ja, Klappen Heue, de Genral-Rhere hett'n wieren  
Kiekuht\*\*). De sitt haben in de Mars\*\*\*) von de Welt, um de

\*) So z. B. in der an sich hübschen und wohlfeilen Klassikerausgabe von Hesse.  
Der Herausgeber hat sogar Druckfehler mit übernommen. Auch das wäre wohl bei  
Benutzung der Handschriften vermieden worden.

\*\*) Einen weiten Ausguck.

\*\*\*) Mastkorb.

velett keen ihrlich Rostocke Stadtkind, wenn Holland in Not is“. Und das Walten des Generalthebers erkannte Martin Feuer in den Schicksalen jener Leute, die ihm früher fast zum Verhängnis geworden wären: Ein Jugendfreund Gust Schwank, den er in der Fremde aus schlimmer Lage befreit hatte und der ihm mit dem nichtswürdigen Grundsatz dankte: Tue nie etwas Gutes, damit dir nichts Böses widerfahre. Dann der andere Schulfreund, Möpper, dieser junge Windhund, und Hofrat Brümmer, der olle Swinhund, ein würdiges Gegenstück zum Notar Slufuhr in Reuters Stromtid. Meister Bahl charakterisiert ihn: „Brümme is'n häßlichen Racke, ick glöw, he würr sien egen Grotmohre den leeven Herrgott amprozessieren un den Düwel towennig mahfen, wenn doa bi wat to Racken wier.“\*)

Noch nie ist darauf hingewiesen, daß John Brindman im „General-Nhere“ seinem eigenen Vater ein literarisches Denkmal gesetzt hat: Das Urbild des Martin Feuer ist kein anderer wie Michael Heinrich Brindman (1788—1824), dessen Charakter und Leben sich in der Gestalt und den Schicksalen des erzählenden Kapitäns wieder spiegeln. Das sei hier nur gleichsam in Parenthese erwähnt; es wird anderswo genauer dargelegt werden.

Nun mögen einige Ergebnisse folgen, zu denen ich durch das Studium der Handschrift des „General-Nhere“ gelangt bin.

Druckfehler sollte man im allgemeinen nicht hervorheben; diese Robolde treiben überall ihr Wesen. Aber zwei von ihnen sind doch bemerkenswert: Auf S. 223\*\*), Zeile 12 bittet der Matrose, der up'n wraken Mast auf hoher See treibt, nicht einen „Liebeskumpan“, sondern einen „Leidenskumpan“. Und auf S. 252, Zeile 13 liest man: „das ist flügge wie die Schwalbe und flink wie der Spatz hinter Maden und Maikäfer.“ Es muß statt Maden — „Mücken“ heißen.\*\*\*)

Zuweilen sind ganz charakteristische Wendungen weggeblieben.

\*) Es wird hier ierum nach der Handschrift des Dichters zitiert.

\*\*) Seitenangaben nach der Gesamtausgabe bei B. Werther, 1901 (3. Band).

\*\*\*) Beide Druckfehler stehen auch bei Heise.

So auf S. 209, Zeile 16: „Ick harr nu de Parr un de Quarr doato.“\*)

Als Kapitän Heuer sich in bedrängter Lage befand, sagte er: „To Hus lehr (litt) mi dat eenmal nich“ (S. 255, Zeile 9). Im Manuskript steht hierzu noch am Rande: „as'n Brümme in dat Spennennett, as de Schacke in de Schnären un de Wall an de Harpuhn“. Das heißt: wie eine Brummfliege im Spinnweb, wie die Wacholderdroffel in den Schlingen und den Wal am Harpun.

S. 261, Zeile 10 sagt Meister Bahl, der Helfer in der Not: „Tiet gewonnen, vähl gewonnen“. Im Manuskript fügt er noch hinzu: „Tiet is Geld, Käppen Heue, un Geld kann keen Tiet köpen, segg ick ümme. Sünst köfft sict Mennigeen noch'n halw Stieg Joahr to . .“

Auf Seite 273, Zeile 12 v. u. fehlt folgende Äußerung des Kapitäns Heuer:

„Dat is nu all wiet äwe dörtig Joahr her, un de Agamemnon is all vör sief Joahr awvraht morn, un ick bün doa up gefaßt, wat mien Wiese (Weiser, Zeiger) oof ball anseggt un de Hahme nhthahlt un de Stunn sleit, wua all dat Keelhahlen un Kalfatern\*\*) von Doktor Tütflümtüt un Cigurius Rutsch üm de Eck un all de Warg un Piek uht de Hirtshaptek nich mehr helpt.“

Als in der Nacht bei der schweren See alle Kräfte eingesetzt werden, den Agamemnon zu halten, sagt der Kapitän: „Een grohtes Glück wier, dat dat Rohre (Ruder) sien Schülligkeit dehr.“ Hier folgt im Manuskript der Satz: „Dat knact un quiett un gnurrsch un störr (stödd, stieß) as 'n Helm an ne Blahs, de plägen will.“

\*) Parr un Quarr = Pfarre und Wiege.

\*\*) Keelhahlen, Kielholen = ein Schiff seitlich legen, so daß man an den sonst unter Wasser befindlichen Stellen arbeiten kann; kalfatern (kalfaten) = am Schiffe die Fugen zwischen den Planken mit Werg (Warg) verstopfen und sie nachher mit lothensdem Pech (Piek) überziehen. Beide Ausdrücke sind hier vom Schiffe auf den Menschen übertragen.

Am Schluffe (S. 289) gibt Feuer dem Sohne goldene Lehren auf den Weg: Du weißt recht gut, ein Mucker bin ich nie gewesen, „un so'n Minsch, de den GLOWEN äwe de Leew stellen will, kann mi stahlen warn“. Brinckman schrieb nicht: so'n Minsch, sondern „sonn gūnsigen Pap“.

Diesen fehlenden, ganz charakteristischen Wendungen seien einige größere Ergänzungen angereiht.

Als Feuer, nach fast neunmonatlicher Abwesenheit, in Göttenburg wieder sein junges Weib in die Arme schloß, hatte ihn „Lötting“ inzwischen zum Vater gemacht. Und es heißt da: „Ja, un noch vähl Annes vetellt se mi, wat jung Frühgens ehr Manns bi sonne Gelegenheit to vetellen plegen“ (S. 229, Zeile 8 v. u.). Hier fehlt folgendes:

„Un wat se för Angst uhtstahn harr, as ehr Stunn kahmen un id so wiet von ehr weg west wier. Wier id tuun wenigsten noch man doabi west. Un Pastuhranten harr so vähl knurrt, un dat Kinnetühg (Kinderzeug) wier all noch nich farrig west. Un se harr dacht, wat se dat nich harr äwestahn künnt, un dat se doht blieben würr, un wat id denn woll seggt harr, un wu id mi doa woll in sunnen harr, un wat id woll dat Trurjoahr awtöwen würr, ihr (ehe) id werre friegen dehr, un doabi weent se un lacht se ümschüchtig un küßt ehren Zungen un denn werre mi. Un wat du, Hans, döfft (getauft) wierst nah dien Grotvahre in Rostock, as id dat jo bestimmt harr, wenn dat 'n Jung würr, un wat de Paste von de dütsch Kirch för ne schön Döpred hollen harr.“

Hofrat Brümmer zieht, als er dem Kapitän in seiner Notlage 800 Taler auf Wechsel leiht, gleich zehn Prozent und Unkosten ab; er versichert, daß das reine Usance sei (S. 248, Zeile 4 v. u.). Nach dem Manuskript bemerkt er hierzu noch:

„Es ist keine Erfindung oder Neuerung von mir. Gott soll mich behüten und bewahren. Das stammt noch von den alten Geldleuten in Venedig her, als das noch seine Dogen hatte, und von den Londoner Goldschmieden zu Heinrichs VIII. Zeiten und unter den Tudors, als die noch die Vorfuß-

männer der City waren. Sie waren ja schon in London, bester Kapitän. Sie werden das wissen, wie? nicht wahr? wie gesagt, Sie müssen das wissen.“

Und als der Bucherer den „Agamemnon“ schon in der Hand zu haben glaubt und Heuer gnädigt die Stelle eines ersten Steuermannes anbietet, da meint er: „Sehen Sie, das ist doch honett?“ (S. 254, Zeile 3 v. u.). Hier ist nach der Handschrift die weitere Äußerung des alten Schwerenöters einzuschalten:

„Nicht wahr, äußerst honett, wie? Hunger leiden sollen Sie darum doch nicht. Das wäre unverantwortlich um Ihre liebe Frau Gemahlin. Bin ihr neulich begegnet am Strande, als ich mir mal den Agamemnon ansah. Wahrhaftig, Kapitän, ne reizende Erscheinung, hatte 'n kleinen schmucken zwei-jährigen Krauskopf an der Hand, konnte noch nicht ordentlich gehn solch kleines Puttelinchen, trug 'n hellblaues Merinokleid Ihre liebe Frau Gemahlin. Ganz charmant, wahrhaftig ganz charmant. Sagen Sie ihr, blau stände ihr reizend, gar fein Vergleich mit schwarz. Sagen Sie ihr, der alte Brümmer wäre Kenner. Küß die Hand, bester Kapitän, küß die Hand.“

Auch zu Humpel-Davids' Begegnung mit dem verzweifelnden Kapitän ist eine Lücke auszufüllen. Der Generalkheber — sagt er — wisse, daß er keinen roten Sechser mehr in der Tasche habe. Der verlasse kein ehrliches Rostocker Stadtkind: „Dat deiht he nicht, Dörche! Un doa stührt ick denn mienen Kuhrs de Lahge Straat dahl“. (S. 258, Zeile 10 v. u.) Humpel-Davids' drollige Erzählung ist hier wie folgt zu ergänzen:

„As ick in dat Strandduhr stünn, doa keef ick mi werre nah de Wind üm un dacht werre an den lütten Akkevit,\*) den ick noch nich krähgen harr, un dünn dacht ick, geihst du nah de Wokrentebrügg ore geihst du nah de Mönkebrügg? All eingahl, fär ick denn to mi. Wat kahmen fall, dat künmt, un in all dat Anne deiht de Hund wat. Uhtbetahlt wad di

\*) Aquavit, Branntwein.

dien Klapplahken\*) so ore so. Ich stüht trojeduhß\*\*) up de Lahge Brügg los. Doa kreeg ick Se up'n Kiefe. Ahoy, denk ick, doa is de richtige Mann. De hett woll Orre krähgen, di dat Kapplahken hühst uhttobetahlen. De Generalthere hett dat wüßt, dat ick keen Sößling för'n lütten Akkevit in de Furrick (Tasche) harr; he hett dat wüßt, wat Se noch'n lübsch Markstück in de Furrick harren, un so hew ick denn dat Wienig krähgen. Wählmahls to bedanken."

Hieran schließt sich die für das Ganze so wichtige Stelle über das Walten des Generalrheders, der im Mastkorb der Welt einen weiten Ausblick hat und kein ehrliches Moskower Stadtkind verläßt.

Als der Generalrheder dann auch dem bedrängten Kapitän geholfen hat, fand sich die Familie in traulichem Glück auf dem Agamemnon zusammen; der kleine Krauskopf war auch dabei, und der Steuermann jagte sich mit ihm auf dem Deck herum. (S. 269, Zeile 11 v. u.) Dieses Idyll spinnt Brindman handschriftlich noch weiter aus:

„un (de Stührmann) sett di in dat Kabel up dat Ross,\*\*\*) du wierst äwest so lütt un künnst doa nich äwekiefen un süngst doa werre eens an to günsen †) as'n lütten Kôte, den de Käsch uht Befehn mit lakendig Wahte begahten hett. Tante Stiening äwest meent, wi süllen di doch man lahten, de arm Jung kreeg jo all werre'n Tähn. Als wi äwest in de Kajüht bi den Koffe setten, doa müßt ick Lotting un Wiening — Stiening wier, haben up Deck bleben bi di, Hans, denn se vetröck di so mächtig, du wußt nämlich abslut nich nah de Kajüht rünne un sparrst ††) di so un schreegßt so Gottes erbarmlich as'n Swien, wat stähken warren fall, un Stiening Tanten wier bang, dat du äwer Buhrd scheeten künnst —

\*) Prämien-geld für den Kapitän.

\*\*) *trois ou deux* = gedankenlos. Dieser und die beiden folgenden kleinen Sätze stehen auch in den gedruckten Ausgaben.

\*\*\*) Aufbau an Deck, zur Unterkunft für die Mannschaft.

†) stöhnen, winseln.

††) sperrest, sträubtest.

doa müßt ick Lotting un Wiening Tanten all dat vetellen, wu dat so flink kahmen wier, un ick süng mit Humpel-Davidsen an un hührt mit Brümme werre up. Wiening Tanten güng oof werre up't Deck un müßt sich eens nah di ümdoh'n, Hans.

Das umfangreichste Stück, das weggeblieben und noch unveröffentlicht ist, gehört zum Schluß der Novelle und reiht sich an S. 287. Hier ereilt das Schicksal auch Hofrat Brümmer, der den Mammon zu seinem Generalrheber gemacht hatte.

Das fehlende Stück ist eine Episode für sich, und es treten neue Personen auf. Da wird von Brümmer und seinem Ende berichtet:

„He kreeg oof sin richtigen Punn bi den grohten Graf Pangeluhnschen Brassentog\*) aw. Nahsten köfft he sich Ollen Pustekow un Klatthagen. All för sien Dochte Greten Brümmer. Doa keef he in as in'n güllen Herrgott. De süll rief war'n, de süll mit vier Pier vör'n Buck führen, 'n Jäge achte up un'n ingebuhren Wapen an'n Kutschenslag. Leutenant von Bohnenschacht up Dannenkamp leet sich oof in Tobrah'n (Doberan) richtig von den ollen Hofrat bree't slagen. He dehr dat nich so siehr Greten Brümmern as Ollen Pustekow un Lütten Klatthagen to Leew, fär dat äwest toirft nich. Dat gehw'n Halloh in Kostock, as dat bekannt würr, as wenn in ne Synagogh Wust mahft warren sall. Un as dat ihrft in de Zeitung (se. stünn):

#### Verlobte

Greten Brümmer

un

Bikko Henning Freiherr Bohnenschacht Dannenkamp,  
Leutenant im Königl. Preuß. Garderegiment Kaiser Alexander,  
dunn löp sich Mamsell Preißelken bree poar Echohsahlen aw  
in viertein Dahg von Senater Dunschn nah Justizräin von  
Amidahm un von Fru Dokterin Kompakten nah Fru Pro-

\*) Hühzug. (Brassen-Brachien).

feiern Mackelbeyen un von Fru Kummischonrätin Quatschen\*) to Fru Konsistorialrätin Pinkepanken un bröcht dat an, wua dat all fahm wier, un wat se dat all von Fru Hofrätin Brümmern ehr egen Mund harr, un wat de Hochtiet all in vier Wochen würr, un wat doa up den Sleuderischen Saal hunnert un twintig Kuvert to vier Dahle ahn den Wien deckt warrn süll, un wat dat jung Boar nahst up 'n Soahr nah Italien gahn würr, un wat Buhmeiste Svedle den Hofrat 'n Riß to 'n nieges Herrenhuths in Ollen Pustekow all harr vörleggen müßt, un wat doa oof vier Ektuhrns an fehmen, un wat weet id all. Un in'n Dämekklubb\*\*) harr Awkat Thyben Leutnant Weidnen frahgt, wat de Bohnenschachts nich all vör Niclotten\*\*\*) sien Tiet in Meckelbörg in de Teterowisch Gegend ansässig west wieren, und Leutnant Weidne harr meent, dat dat so in ollen Klüver all stünn, wat de mit Heinrich den Löwen ihrt in't Land fahmen wieren, un wat se eegentlich uht Italien stammen behren un dunn Signori Fabarini heeten harrn; as se äwest nahst von Rhodos nah Meckelbörg kamen wieren, doa harrn se notgedrungen ehr Namens in't Plattdütsch äwesetten müßt, un doa wier uht Fabarini ganz jahsgemäß Bohnenschacht mahkt worrn, un dat vestünnen de Daglöhnes bäte as Fabarini, un doa dühdten oof de beiden mit Bohnenbläre tosam bunnen Awekrützstakens in de Bohnenschacht ehr Wapen hen. Dat wüßt jo jere Kind. Un lütt Awkat Welzien harr, as Thyben dat nich harr glöwen wullt un Weidner fragt harr, wat he doa up swären künn, Leutnant Weidnern Recht geben un seggt: Thyben, giv di man. Süh, dat is mit Bohnenschacht gar so, as wenn du den meckelbörgischen Namen Johann Witt ore Luchten Milhahn harrst; dat würr in Italien oof keen Minsch nich verstahn, un de würrn sich denn oof notgedrungen Giovanni Viti un Luigi Milanollo benömen möten. In Krahn-

\*) Vgl. John-Brindman-Nachlaß, B. I, S. 133, unten.

\*\*) Die Geschichte Ut den Dämekklub steht im Brindman-Nachlaß Bb. I. Dort kommen auch die Advokaten „Thym“ und Welzien, sowie Leutnant „Weidner“ vor.

\*\*\*) Niclot I., Fürst der Obotriten, gest. 1160.

stößen sien Wiensstuhw harr äwest Leutnant von Kalwflersch to Hauptmann von Bothen seggt, as se beir 'n Bittel Haut Bommes von de Parahr to sich nahmen: „Donnerwetter, Both, hat euch der Bohnenschacht ein Schwein, das über die Puppen geht. Schnappt mich die Grete Brümmer vor der Nase weg mit Pustekow un Klatthaggen, wie König David die Bathseba un Graf Kossi die Sonntachen un wie mein Ponto meinem Kameel von Wirt, dem Pickdraht, neulich die Kalbsleber vom Mittagstisch. Da mag doch gleich 'n Himmelkreuzdonnerwetter drein fahren. Hol mich der Deubel, wenn erst die Bürgermamsells, die Ries haben, die Auswahl unter uns kriegen, denn müßten noch drei Klöster für die adligen Frölenß ge-etabliert werden. Werde Landrat Piepenbroken sagen, er soll's auf dem nächsten Antecomitial-Convent\*) beantragen. Na, harr Hauptmann Both denn meent, denn so lassen Sie man noch zwei Viertel anfahren, Kamrad, denn wenn Sie auch kapabel sind, den Ärger über den fortgeflogenen Brümmer ohne Tropfennachnahme hinterzuschlucken, ich mag, Gott verdamme mich, nich so trocken bei Ihnen zu Gaste sitzen.

Harre haben\*\*) de Snickmannsstraat vetellt dat abends all in de Sufeteht\*\*\*), un doa kreeg ick dat denn oof to weetten. Wien leew Leutnant Bohnenschacht wier nu nich bloht von noble Extraktischohn, he harr oof noble Paschohnen. He deent twee Potentaten to gliete Tiet. Nich alleen den König von Preußen, ne oof König Pharaon, un den lezten mit roare Hingävung, as ob he so up flinke Avancemang hoffen dehr. Als he äwe ihrst up Pustekow un Kattthaggen seet, dunn wier he kloof nohg, dat intosehn, dat keen honetten Kierl twee Herrn toglik deenen kann. Den leegsten quittiert he doarup, maakt mit de gnerig Fru Baronin von Bohnenschacht Dannenkamp, geburne Brümmer, Aufschiedsvisiten, un dunn gäng

\*) Antecomitial= ober Herbstconvent. Wird vier Wochen vor Beginn des Landtags vom Engeren Ausschuß nach Koftock berufen.

\*\*) oberhalb.

\*\*\*) Sozietät.

dat'n bäten nah Italien. Se fehmen äwest tonneegst nich wiere as bet Dobran, denn wen reist nah Italien in'n Somme; de Hariwst äwe bliwt man sacht'n bäten in Venedig un Wintes äwe in Neapel, man den Somme dörch is dat vähl todrägliches för de Gesundheit entwere in Tobrahm ore in Baden=Baden, Homburg un Wiesbaden. Wer Deubel lett Pier in Italien lohpen, un Pier wull Wikko Henning jo oof lohpen lahten. Un Jäge wier he oof. Wo wier dat woll mäglich, wat een'n ächten Eddelmann mit'n richtigen swarten Placken\*) sien künn un keen Jäge. He wier sonn richtigen Nimrod, Vofjäge, Kammejäge, Revierjäge, Schneppenjäge, Hoffjäge, Saujäge un Hezjäge, un jagen deist sich dat am besten Wintes, wenn Snee liggt un een spören\*\*) kann, mit een Wuhrt, he kam äweall nicht nah Italien. Herrendeenst geiht vör Gottsdeenst, Pharao un Nimrod leeden dat nich un gehben em keen Belöw.\*\*\*) So dehr Wikko Henning denn sien verflucht Schülligkeit un paßt up'n Deenst un güng up de Vofjagd, wua sich man ümme Vof wiesen dehren. Na, de lütten Vofjagen mahft he in de Dobrahnschen Revieren aw un grohte Parforzjagden to Baden=Baden un Homburg, de Kamme-, Sneppen- un Saujagden würden Nachts in't Odeum=Theater achte Kulissen un Gardinen awhollen, un de Fru Baronin wüßt dat viellicht nich, ore se hart de richtige Uhtbüllung von Huhs uht för de grohte Welt mitfrägen, ore se revanßchirt sich oof. Wenn een äwe sonn gefährlichen Jäge vör den Herrn is, denn hüht doa vähl Pulve to, un dat müßt, as Ollen Pustekow un Lütten Klatthagen dat nich mihr herdohn können, Hofrat Brümme schaffen, doaför wier he Swiegevadde. Watt süll de oll Mann dohn? He smeet sich up de Oestreichsche Papiern, up de Metallihks un de Consoll's. Papelehns gehw dat to de Tiet all nich miehtr to plücken und awtoblückern. Dat wull äwest nich recht miehtr toflecten.

\*) Fled.

\*\*) spüren.

\*\*\*) Erlaubnis.

Tolegt würr he ganz schwachinnig und lößft duzwief Lotterie-  
loosen bi Seegerten in Berlin un Straußen in Frankfurt,  
ümme in de Hoffnung, sonn grohten Brassentog to dohn. As  
äwe uht Berlin de Nachricht fehm, wat Grete mit'n Kunst-  
rüre\*) uht Kenzen sien Bohr\*\*) dörchgahn wier un Bohnen-  
schacht up Scherung\*\*\*) andrög, doa freeg de oll Mann 'n  
Slag un müßt em'n Curate von de Kanzlie biornt warn.  
Ollen Fustekow un Lütt Klattbogen, üm dat mit'n Kunst-  
uhtdruck to geben, trennten sich von schön Nüre, un von  
Greten Brümmer hührt id in de viertiger Zoahren, wat se  
ünne de Harfonien in'n Prater to Wien von Bekannten fehn  
worm wier . . .“

---

Die mitgeteilten Ergänzungen zum Generalrheber erweisen  
wohl das eine: daß eine Nachlese auch der übrigen Erzählungen  
des Dichters notwendig erscheint. Und keinesfalls darf eine  
solche Textrevision für spätere Ausgaben unterbleiben, sofern sie  
auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erheben.



---

\*) Kunstreiter.

\*\*) Bube.

\*\*\*) Scheibung.



## Fritz Reuter und die Landwirtschaft.

Mit einem Aufsatze seines Vaters und einem offenen Briefe des Dichters  
an die mecklenburgischen Landwirte.

Der Sinn für Landwirtschaft geht durch Reuters Leben und durch seine Schriften. Er bildet einen Kernpunkt seines Wesens.

Interesse und Verständnis entwickelten sich frühzeitig und von selbst in der Heimat Stavenhagen mit ihrem ganz ländlichen Charakter. Besonderen Einfluß übte der Vater Johann Georg Reuter. (1776—1845.)

Ein mecklenburgischer Pastorsohn aus Dohmen, war er 1805 als Auditor nach Stavenhagen gekommen, wurde hier Amtsregistrator und 1808 Bürgermeister und Stadtrichter. Man kennt aus der „Franzosenzeit“ sein kaltblütig tapferes Verhalten. Auch später, als es galt, die Folgen der Kriegsjahre zu mildern, ging er zielbewußt und vorbildlich zu Werke.

Der Charakter des in seiner Art bedeutenden Mannes ist von gewisser Stelle einseitig gezeichnet worden. In seinem Verhältnis zu dem Sohne, dessen Bedeutung er nicht mehr erleben sollte, liegt keine Schuld auf Seiten des mit Recht gestrengen Bürgermeisters. Eine hervorragende Intelligenz und Tüchtigkeit steckte in dem Wesen des alten Reuter, ein großer Zug ging durch seine Unternehmungen.

Als der Dichter noch 1860 um die Redakteurstelle eines Blattes für Landwirtschaft sich bewarb, schrieb er an den Gutbesitzer Lembke-Lutterßdorf:

„. . . Ich bin in einer Wirtschaft groß geworden, die von dem damals herrschenden einförmigen Schlendrian wesentlich abwich. Mein Vater . . . hat sein ganzes Leben daran gesetzt, den Futter- und Handels-Gemüsebau, die Stallfütterung und gewisse technische, mit der Landwirtschaft in Verbindung stehende Gewerbe in Mecklenburg einzuführen. Er war der Erste, der den Kummel- und Kunkelrüben-Bau in größerem Maßstabe einführte, der auf einem verhältnismäßig kleinen Areal, bei höchst ungünstiger Lage der Ländereien eine totale Stallfütterung mit 60 Haupt Rindvieh jahrelang durchführte; der eine Krapp-Mühle erbaute und die erste bairische Bierbrauerei anlegen ließ. Bei seinem großen Eifer für die Sache konnte es nicht ausbleiben, daß er seine Neigungen für den landwirtschaftlichen Beruf auf mich übertrug . . .“\*)

Der Bürgermeister brachte seine Ideen und Erfahrungen gelegentlich auch als Schriftsteller in weitere Kreise.

Vor mir liegt ein bisher unbekannter Aufsatz des Vaters aus dem Jahre 1824: „Über den Anbau des Krapps (*Rubia tinctorum*).“\*\*)

Die Arbeit ist aus doppeltem Grunde beachtenswert: Einmal weil sie ein Bild gibt von der tatkräftigen weitblickenden Unternehmungslust des Vaters; dann auch, weil damit der erste schriftstellerische Versuch Fritz Reuters in Zusammenhang steht: „Die Reise nach Braunschweig“, jenes dem Amtshauptmann Weber dargebrachte Opusculum des 12jährigen Knaben, die wohlgelungene „kurze Beschreibung meiner Reise durch großer und kleiner Herren Länder“.

Aus dem Aufsatz des Vaters ergibt sich erst der Zweck jener Studienfahrt, auf der ihn Fritz begleiten durfte. Eine Wiedergabe der 36 Druckseiten umfassenden Arbeit ist hier nicht zugänglich. Wir begnügen uns mit einer Skizzierung des Inhalts

---

\*) Vgl. auch die Schilderung der Wirksamkeit des Bürgermeisters in „Meine Vaterstadt Stavenhagen“. (Letzte Seiten.)

\*\*\*) Neue Annalen der Meckl. Landwirtschafts-Gesellsch., hrsg. v. Prof. Karsten, Rostock 1824.

und, um das Wesen und die Stilgewandtheit des Bürgermeisters ein wenig zu beleuchten, mit dem Abdruck einiger Stellen:

„Seit ungefähr fünf Jahren baue ich Krapp, um Pflanzen zu gewinnen, und aus eigener Erfahrung der Kultur und des Ertrages einer mir bis dahin ganz unbekanntem Pflanze mich zu vergewissern. Fast jährlich erhielt ich neue Arten von Pflanzen.“ Ohne ein endgültiges Urtheil abgeben zu können, versichert der Autor, „daß meine bisherigen Versuche mich zu den besten Hoffnungen berechtigen, selbst zu der, daß Mecklenburgs Landwirthe die Konkurrenz mit andern Nationen — die mit den Holländern nicht ausgenommen — ebensogut beim Krappbau werden anzuhalten können, als, was jetzt schon erwiesen ist, die Konkurrenz mit den Sachsen beim Rümmebau. Mag immer ein großer Theil des Bodens meines Vaterlandes weniger als Hollands Boden, den ich nicht kenne — aber kennen lernen werde — dem Krappbaue zuzugewandt . . .“

Der resolute Charakter des alten Reuter spiegelt sich deutlich in diesem „kennen lernen werde“; nicht minder in folgendem Passus:

„Der Schwierigkeiten bei Einführung einer Anlage zum Anbau und zur Fabrikation des Krapps sind indeß mehrere, und zwar nicht geringe. Dies halte ich aber nur für ein gutes Zeichen, und weit entfernt, mich dadurch abschrecken zu lassen, konnte mich dies nur aufmuntern. Denn was jeder bauen kann, das bauet auch jeder, und das ist wohlfeil; was aber nicht jeder bauen kann, hat, aus den entgegengesetzten Gründen, entgegengesetzte Folgen. Die Rückkehr jener Fabelzeit, wo der Mensch ohne Mühe und Arbeit ernten und leben konnte, die Rückkehr des sog. goldenen Zeitalters, kann nach den jetzigen Verhältnissen nur dann wünschenswert sein, wenn auch das Gold selbst, damals wertlos, jetzt der nervus rerum gerendarum, dabei nicht fehlt. Sonst helfen, wie wir erfahren haben, die vollen Speicher, Scheuren und Keller nicht. Man lasse sich also durch dreijähriges Hoffen und Harren nicht abschrecken; nicht durch dreijährigen Fleiß und Schweiß; denn besser be-

zahlen sich die unter Sorgen und Mühe erzeugenen Früchte des Fleißes und der Beharrlichkeit, als die weniger mühsam erzeugenen und die freiwilligen Gaben der Natur.“

Wer Krapp bauen wolle, müsse sich zuvor gleichsam eine Pflanzschule anlegen, um dadurch Pflanzen zu gewinnen. Der Bürgermeister hatte sich anfangs von Büßow, aus der kleinen, auf großherzogliche Kosten angelegten Krapp-Pflanzung, Schößlinge kommen lassen. Aber da es verschiedene Arten gibt, blieben ihm Zweifel. So schrieb er nach Holland und Breslau, nach Montpellier und Avignon. Aus Holland erhielt er einige Pfund extra moye Krapp-Zaat. Trotz aller Mühe ging kein einziges Korn auf. Und mit den hie und da erhaltenen Pflanzen, die zerkrantscht, gedrückt und erhitzt ankamen, war es zunächst nicht besser. „Durch Eilboten, durch bessere Kommissionairs und fortgesetzte Korrespondenz gelang es endlich, mehrere Pflanzen unverfehrt, auch guten Samen zu erhalten. Kurz! ich habe es dahin gebracht, daß ich jetzt aus 7 verschiedenen Pflanzungen und Ländern (unter andern zwei mühsam aus dem mittäglichen Frankreich gezogene Sorten) Krapp in Anwuchs gebracht habe, worunter aber schon . . . mindestens drei bis vier . . . Unterarten vorhanden sind.“

Der Autor geht nach einigen Erläuterungen auf 6 „die ganze Sache entscheidende“ Fragen ein:

- „1. Wächst und gedeihet denn der Krapp bei uns? und ist dies der Fall:
2. warum ward er nicht schon früher bei uns angebauet?
3. Wie bauet man denn den Krapp, und wie erntet man ihn?
4. Wodurch erwarben sich die Holländer gleichsam ein Monopol zu seinem Anbaue?
5. Ist denn auch der Absatz und der Mühe lohnender Reinertrag zu erwarten? — und falls auch dies der Fall wäre:
6. was hindert uns denn eigentlich, Krapp zu bauen und zu fabrizieren?“

Alle diese Fragen erörtert der Bürgermeister lebhaft und mit Sachkenntnis. Er teilt mit, daß er von allen Sorten etwa

600 Quadratruten in Anwuchs habe; die ältere gleiche nicht einer verkümmerten, in ein unangemessenes Klima versetzten Pflanze, sondern einem drei- oder vierjährigen wohlbestandenen Tannenkamp. Einen Boden, wie er ihn besitze, gebe es unendlich viel in Mecklenburg, ja noch besseren. Der Krappbau konnte früher, insonderheit bei uns, nicht aufkommen, weil er ein großes Betriebskapital, mehr Menschenhände als der Kornbau, auch mehr Kunstfleiß und Beharrlichkeit erforderte. So ging es auch in andern Staaten Deutschlands. Da las der Bürgermeister in einem Waarenlexikon von einer Anlage bei Königs-Lutter, im Herzogtum Braunschweig, die jährlich etwa 18000 Taler einbringen sollte:

„Nichts konnte mir erwünschter kommen, als diese Lese-frucht. Rasch fuhr ich gen Königs-Lutter, voll von Enthusiasmus für den dort so blühenden Krappbau. So willkommen eine Abkühlung bei dem heißen Reisetetter mir immer seyn mochte, so wenig behagte sie mir indeß, da sie von dem ausging, was ich dort von Krappbau sah. Ich fand statt üppiger Krappfelder winzige Ackerbeetchen armer Handwerker mit kümmerlichen, ja sogar verquicktem Krapp. So stand es denn im Ganzen mit allem übrigen. Meine Reise indeß ge-reuete mich nicht.“

Der Bürgermeister gewann manche Einblicke in den Krappbau und die Anstalt, welche der bei Jena tödtlich verwundete Herzog Ferdinand von Braunschweig errichtet hatte.

Das eben war die „Reise nach Braunschweig“. Und es hat nun doppelten Reiz, in Verbindung hiermit die Schilderung des Knaben zu lesen. Man kann sie selber vergleichen. Nur eine kleine Stelle sei herausgehoben, die ganz zur Sache gehört:

„Als wir dies alles gesehen, fuhren wir nach Königs-Lutter, welches 3 Meilen von Braunschweig entfernt ist. Wer die Krapplogie cum succu et sanguine studieren will, der begeben sich nach der herzoglich braunschweigischen Stadt Königs-Lutter. Vivat rubia tinctorum.“

Man sieht: etwas von der väterlichen Krappbegeisterung war auch auf unsern Fritz übergegangen. Nur die fachmännische Kritik des Alten fehlte noch.

Wie der Bürgermeister die von ihm aufgestellten 6 Fragen weiter beantwortet hat, müssen wir in den Einzelheiten übergehen; denn wir schreiben nicht nur für Landwirte. Und auch sie wollen, wenn sie nach der Arbeit ein solches Buch zur Hand nehmen, nicht allzusehr mit Fachimperei geplagt werden, oben-  
drein nicht mit Dingen, die wohl vor 80 Jahren anregend wirkten, jetzt aber durch die Anilinfarben und vor allem durch die Darstellung des Alizarins aus Steinkohlenteer jede praktische Bedeutung verloren haben. Darum kurz: Reuters Vater wies darauf hin, daß die Belgier und Holländer schon trefflich wirtschafteten, als Deutschlands Agrikultur noch im tiefen Schlummer lag: schon „rationell“ Jahrhunderte vor Thaers Geburt. Er war der Ansicht, daß der Krappbau für Mecklenburg sehr ertragreich sich gestalten würde. Die Holländer wären allerdings sehr geheimnißvoll mit ihrer Kunst, und der König habe die Ausfuhr der Pflanzen und die Verbreitung der Fabrikationskenntnisse verboten. Zu der Regel sei so etwas aber doch für Geld zu haben:

„Und was kann mich hindern, am Ufer der Schelde oder der Maas ein Wort im Vertrauen über den Krappbau und die Fabrikation . . mit myn Herr, de Herr N. N. zu wechseln. Ich kann hören, sehen, mich biegen, bücken und bewegen, fast so gut als vor 40 Jahren, sollte ich nicht jetzt noch einige Handgriffe hierüber mir zu eigen machen? mir von der Struktur einiger Gebäude deutlich Kenntniss verschaffen können? Ich glaube es, und man wird mir tacite in Gnaden gestatten müssen, was man mir nicht wehren kann; wofür ich denn meinen Dank im Herzen behalten und nicht werde laut werden lassen. Kleinere Versuche werden und müssen nachhelfen. Ich habe willige und verständige Arbeiter genug um mich, die gerne meinen Winken folgen . . Ich halte dies nicht für unüberwindliche Schwierigkeiten.“

Nur in einem Punkte seien die Holländer uns gar sehr überlegen: sie haben Geld. Reuter berechnet, daß 8000—10 000 Taler zur Ausführung einer Krappfabrik gehören, und er schließt seine Abhandlung mit den Worten:

„Wie nun diese Kapitalien anzuschaffen, wie dieser gordische Knoten zu lösen ist, das weiß ich zur Zeit zwar nicht; daß er gelöst werden müßte, daß ich ihn durch eigene Mittel nicht lösen konnte, war mir vom Anfange des kleinsten Versuches an bekannt. Teilen meine Landsleute mit mir die Ansicht, daß zur Zeit kein anderes Gewächs mit größerem Vorteil anzubauen ist als der Krapp, so darf ich von der Liberalität derselben auch Unterstützung hoffen; teilen Sie meine Ansicht nicht, so mag ein Reicher versuchen, was dem minder Wohlhabenden auszuführen nicht möglich war, und ich trete, wenngleich ungerne, doch ruhig zurück von meinem Plane, der mir beachtenswert, gemeinnützig, besonders aber nützlich für eine Kommüne, für meine Landsleute und für mich schien und noch scheint, und für welchen ich bereits den größten Teil dessen, was ich beim Kümmel gewonnen, verwendet habe; in guter Beziehung muß ich denn sagen: „so gewonnen, so geronnen (sic!) und „habe ich kein Gut erworben, so habe ich doch auch keins verdorben“.

Stavenhagen, den 1. Oktober 1824.

Reuter.“

\* \* \*

Doch nun zurück zu dem Sohne, zu Fritz Reuter!

Auch als Gymnasiast in Friedland und Parchim (1824 bis 1831) blieb er mit ländlichen Verhältnissen in Berührung.

Erst in den drei Semestern zu Rostock und Jena kam er in andere Sphären. Dem kurzen Traume des Studentenlebens folgte das jähe Erwachen.

Aber es scheint mir psychologisch begreifbar: nicht nur daß der Hochverratsprozeß ihm die ohnehin schwache Neigung zur Rechtsgelahrtheit gründlich antrieb, — nein auch, daß gerade

hinter den Festungsmauern und den „eisernen Gardinen“ ihn weit ernster das Studium der Landwirtschaft fesselte; da konnte er wenigstens im Geiste frische, freie Landluft atmen und sich an Gottes Herrlichkeit erquicken: „Dat is en Bad för Seel un Luv“. (Festungstid, Kap. 5.)

Natürlich blieb es vorläufig im wesentlichen bei der Beschäftigung mit der grauen Theorie — die praktischen Versuche in Graudenz, die er später mit lustigem Übermut geschildert hat, waren von vornherein nicht ohne einen Stich ins Komische. Verfolgt man an der Hand der so wertvollen Briefe an den Vater\*) dieses private ökonomische Studium, so scheint es von Festung zu Festung sich in Neigung und Intensität verstärkt zu haben. Der Vater sandte ihm das Werk von Koppe. In Magdeburg vertiefte der Staatsgefangene sich außerdem noch in eine umfangreiche, zwölfbändige Enzyklopädie der gesamten Landwirtschaft; nur der Mangel jeglicher Anschauung machte sich dauernd fühlbar. Mit seinem Freunde, dem Mediziner Grashof, trieb er eine Zeitlang Chemie. In Graudenz schaffte er sich „für 7 Taler“ die rationelle Landwirtschaft von Thaer an: Dieser, so schrieb er dem Vater, nehme die Gegenstände mehr wissenschaftlich, Koppe mehr empirisch. „Ich bin fleißig darüber her und mein Interesse steigert sich bedeutend.“

Schon auf Silberberg trat er mit dem Gedanken hervor: nach gehöriger Ausbildung die Ökonomie des Vaters „mit verwaltten zu helfen“. Einstweilen betätigte er diese Absicht durch andauernde briefliche Teilnahme an den Unternehmungen des Bürgermeisters, so z. B. am Kardenbau. Etwas eigentümlich war es freilich, daß er seinen Vater über die Höhe des ihm zugedachten Nachlasses befragte; er wollte sich danach einen „Plan für die Zukunft“ entwerfen.

Von Dömitz aus versicherte er von neuem seine „Luft und Liebe“ zur Landwirtschaft. Dort saß ein Inspektor Denzin wegen Mordversuchs gegen einen Rittmeister. Ihm las Reuter aus

\*) Zwei Bände, hrsg. von Dr. Franz Engel, 1896 (George Bestermann).

dem Thaerschen Handbuch vor und bereicherte sein Wissen durch die Bemerkungen des alten Praktikers: Docendo discimus. So blieb auch hier der landwirtschaftliche Beruf im Vordergrunde.

Dann die Freilassung, die Heimkehr (Anfang September 1840). „Wat was ik! Wat wüßt ik! Wat kunn ik? Niets.“ Ein bitteres Geständnis für den Dreißigjährigen. Und nun noch das unselige Leiden, dem er verfallen schien, das gerade in diesen Zeiten inneren Zwiespalts dämonartig ihn ergriff. Der Mangel an Ausdauer, an Tatkraft, das Schwankenende, Widerspruchsvolle erscheinen nur als Symptome jener Krankheit, die ihm das Herz des immer opferwilligen, aber nüchtern denkenden Vaters entfremdete, seine letzten Lebensjahre trübte. Wahrlich, die Hauptschuld lag da: „wo mine sáben Zohr legen“. Und Fritz Reuter fühlte sich unglücklicher als auf der Festung.

Der Versuch, die juristischen Studien wieder aufzunehmen, konnte zu keinem guten Ende führen. Es ist ein trauriges Bild: Schon die Reise nach Heidelberg und die beiden Semester in der Neckarstadt. Die akademische Freiheit war gerade das schlimmste in solcher Lage, die nur Zuspruch ernstster, erfahrener Männer und Selbstbeherrschung mildern konnten.

Als einziger Rettungsanker erschien Fritz Reuter die Landwirtschaft. Der Vater widerriet nicht; er mahnte nur noch einmal zur Prüfung\*); er warnte vor Täuschung über Vermögenslage und Aussichten, versprach aber in alter Treue jede Förderung: Nur solle Fritz sich keine Hoffnung machen, jemals in den Besitz der Stavenhäger Anlagen zu kommen.

„Du passest auch nicht zu dem darin etablierten Gewerbe, sowie überhaupt nicht zum Landmann und Gewerbsmann, da es Dir an Beharrlichkeit und Fleiß dazu fehlt. Ich verdanke es Ernst,\*\*) daß die Brauerei in Gang gekommen, und Li-

---

\*) Vgl. die Briefe Fritz Reuters an seinen Vater, 2. Bb. S. 199—230. Erst sie haben die volle Wahrheit ans Licht gebracht.

\*\*) Ernst Reuter, Kesse, Pflege- und Schwiegersohn des Bürgermeisters; 1840 hatte er sich mit Sophie Reuter, des Dichters Schwester, vermählt. Er starb 1856. Die Lebensjahre von Frau Sophie Reuter sind 1814—1901.

setzens\*) Wienfleiß und Treue bin ich es schuldig, für sie zu tun, was ich kann. Ich kann nicht dafür, daß Du mir nicht hast folgen wollen; ich habe Dich unendlich viel gebeten und ermahnt; hättest Du nur einigen billigen Fleiß angewendet, so hätte Dir meine Adjunktion nicht gefehlt, und wir wären alle höchst gut versorgt gewesen. Es bleibt mir nichts anders übrig, als für Dich jetzt noch zu tun, was ich neben Erhaltung meiner übrigen Kinder für Dich tun kann . . . Solltest Du Landmann werden wollen, so will ich auf Deinen Wunsch, nicht erst nach Stavenhagen zu kommen, — — den Umständen nach Rücksicht nehmen . . .“

Auf die Nachricht, daß Frixens „sonst so eiserne Gesundheit“ nicht mehr sei wie früher, erklärt der Vater am Schluß des ihn ehrenden Briefes (17. Febr. 1841):

„Das beste Mittel zur Wiederherstellung wird in Deinen Jahren wahrscheinlich dies sein, — — daß Du in allen Dingen mäßig bist und zu arbeiten anfängst, Dir dadurch innern Frieden und das über alles werthe Gefühl, Deine Pflicht erfüllt zu haben, erwirbst. Ich wiederhole, mein lieber Sohn, daß Du viel verloren hast, aber noch alles gewinnen kannst, wenn Du nur willst und als ein vernünftiger Mann handelst.“

Der Lebenswandel Reuters in Heidelberg führte endlich zur Katastrophe: Auf Befehl des Vaters mußte er im Sommer 1841 aus der Neckarstadt heimkehren, von einem Vertrauensmann des Bürgermeisters geleitet. —

Endlich ein freundlicheres Bild: der Aufenthalt beim Onkel Ernst Reuter im Pfarrhause zu Zabel. Der wackere Pastor brachte den ersten Frieden in die Seele des Unglücklichen. Und die hübschen, heiteren Consinen taten ein übriges. Neue Hoffnung erwachte, neue Lebenslust, und die sonnige Laune des Humors bannte die Schatten. Daß Reuter zu Zabel in der Gestalt des

---

\*) Lisette, später Frau Dr. Jenning, die ältere Halbschwester Frix Reuters (1809—1865).

Kösters Suhr eines seiner Originale kennen lernte, sei hier ganz nebenbei bemerkt.

Landmann zu werden, war jetzt bei ihm entschieden. Auch hier fand der Vater schließlich selbst die geeignete Stätte: Auf dem gräßlich Hahn-Basedowschen Gute Demzin, einer etwa 9,5 km von Stavenhaven entfernten vorpommerschen Enklave. Der Pächter Franz Rüst war als wohlgebildeter Ökonom, der Länder und Menschen kannte, der rechte Mann für Fritz Reuter.

Nun begann endlich, nach aller Prüfung und Heimfuchung, der läuternde Gesundungsprozeß, der das Gold in der Seele Fritz Reuters, wenn auch nicht von den Schlacken befreite, so doch als das Echte und Leuchtende mehr und mehr hervortreten ließ. Und dazu hat seine eigene, wirkliche Stromtid (1842 bis 1850) das Beste getan.

Zunächst die physische Gesundung, die freilich keine Heilung war — zumal im guten Lande Mecklenburg, wo die Trinksitte ohnedies nicht selten zur Trinkunsitte wird. Aber Reuter erkannte, wie ihm der „deipe Drunk frische Luft“ und die regelmäßige, wenn auch schwere Arbeit wohl taten: „Dat maft de Wacken rot un den Sinn frisch.“ Und aus vollem Herzen quoll ihm später das schöne Wort: „Ick seggen de Landwirtschaft, sei hett mi gesund maft un hett mi frischen Maud in de Aldern gaten . . .“ So schloß sich an die körperliche Kräftigung ganz von selbst die allmähliche psychische Gesundung: die Befreiung, die Aufsteigerung der Seele.

Wie er als „Strom“ (Wirtschaftler) mit Stulpstiefeln und kurzen Hosen, mit Leinwandkittel einherschritt, kam er sich als einen „hellschen Kirl“ vor; er war noch mal so breit geworden als früher, und sein alter Schulkamerad Schuster Bank erklärte: „Frijing,“ jäd hei, „mit Utnam von oll Bäcker Hufnageln heft Du de dicksten Waden in de ganze Stadt; de Deuwel maft di'n por Stulpstäweln för söß Daler (Festungstid, Kap. 5). Ähnlich zeichnet die Vorrede zur Reij' nah Belligen diese „Inkarnation seiner Lebensphase“: „Strom“ stand auf seinem roten Gesicht

geschrieben; „Strom“ las man quer über seine breiten Schultern; „Strom“ war die Etikette seiner breitwadigen Stulpen.

Hier brauchen wir nicht mehr alle die Rücksälle zu berühren, die seine Stimmung immer von neuem trübten, seine Kraft zeitweise lähmten. Standen ihm nun doch auch Freunde zur Seite, die volles Vertrauen zum Kern seines Wesens hatten, die ihn aufrichteten und stärkten: vor allem Fritz Peters, der Schwager seines Lehrherrn, der viererprobt „beste Freund“. Und dann bald auch die Herzensfreundin, die spätere Gefährtin seines Lebens, seine treue Luise: damals Erzieherin beim Pastor Augustin im benachbarten Rittermannshagen. Das neue Ziel gab neue Kraft!

Leider hatte schon vorher, am 22. März 1845, der Vater das Zeitliche gesegnet: er ahnte nicht, daß dem Sohne keine Willenskraft die Bekämpfung seines Feindes ermöglichte; und noch weniger, welche köstlichen Gaben in dem scheinbar Verlorenen schlummerten.

Denn das war ja doch im Grunde der Hauptsegen seiner Tätigkeit als Landwirt: daß diese geistigen Kräfte sich sammelten, daß sie reiche Nahrung fanden im heimatischen Boden, daß die Saat nach und nach zu einer Ernte fast ohne Gleichen reifte.

Nicht nur zum „utgelirhten Dekonomiker“ hatte er sich in Demzin\*) gebildet, wo er bis Ende 1845 verweilte, und dann in gastlichen Thalberg, dem Pachtgute seines Freundes Fritz Peters: sondern dabei auch in aller Stille zum Dichter. In den Dörfern fand er sein reichstes Studienfeld. Und es mag betont werden, daß vielleicht gerade das lange Fernsein ihm den Blick für Eigenart geschärft hatte. Aufmerksam beobachtete er Land und Leute, machte sich vertraut mit ihren Freuden und Leiden, ihren Sitten und Gebräuchen, und während er wie spielend charakteristische Typen zeichnete,\*\*) gewann der künftige Meister realistisch-erzählender Erzählung grade als Landwirt eine unerschöpfliche Quelle.

\*) Das Dorf wird in Kap. 16 der Franzosentid erwähnt: Bei Demzin findet Friedrich, der „verbeuvelte Kirt“, den gesuchten Chasseur im Backofen.

\*\*) Vgl. die Abbildungen in m. Reuterbuche, Kap. 7: Fritz Reuter als Maler.

Das hat der Dichter selbst in vollem Maße erkannt: So sagte er 1860 in dem schon erwähnten Bewerbungsbriefe an Lembke: daß er seine „etwaigen schriftstellerischen Erfolge hauptsächlich der genauen Kenntnis von Land und Leuten verdanke“. Und in der selbstbiographischen Skizze erklärte er noch schärfer: „Meine landwirtschaftliche Carrière, meine in einer kleinen ackerbaureisenden Stadt hingebachte Jugendzeit, sowie auch der stete Verkehr mit plattdeutsch redenden Landsleuten auf Universität und Festung hat sicherlich mir meine Richtung als plattdeutscher Dichter vorgeschrieben.“

Aber in seiner Stromzeit war er, trotz kleiner Versuche und Entwürfe noch kein plattdeutscher Dichter und nur ganz nebenbei ein hochdeutscher. In jenen vierziger Jahren schrieb er alles Größere noch hochdeutsch: so den „gräßlichen Geburtstag“ und im wesentlichen selbst die Urgestalt der „Stromtid“. Noch war er sich nicht bewußt, wo seine Stärke lag. Noch betrachtete er sich als „Deconomiker“.

„Ik was Landmann worden; mit Lust was ik dat west, äwer mi fehlte de Hauptsak taum Landmann — dat Geld“. Der Vater hatte lektwillig verfügt, daß ihm sein Erbteil (4750 Taler) nur ausgezahlt werden sollte, wenn er sich drei Jahre hintereinander von der Trunksucht freihalten würde. Gegen diese Klausel verstieß er schon am Ende des Todesjahres. So blieben ihm nur die Zinsen des Kapitals.\*)

Welche Stellung aber nahm Fritz Reuter in landwirtschaftlichen Fragen ein, und war er ein tüchtiger Fachmann?

Stand schon der alte Bürgermeister auf seiten der „rationalen“ Landwirte, so folgte der Sohn hier überzeugt seinem

\*) Auch sie sollte er zugunsten der Schwestern verlieren, wenn er heiratete. Auf dieses Recht haben Lisette und Sophie später freiwillig verzichtet.

Wie Fritz Reuter der Tod seines Vaters erschütterte, ist bekannt, ebenso wie er später als Dichter sein Andenken geehrt hat. Nur ein von der Familie beglaubigtes Wort will ich hier anführen, das ich dem Stadenhäger Senator Apotheker Kied, dem Nachfolger von Dr. Grischow, verdanke. Wiederholt sagte Reuter im Kreise der Angehörigen: „Ik bün min Babing dankbar för dat Geld, wat hei mi hinnerlaten heit, äwer nich naug banken kann ik em, dat hei mi heit wat lihren laten. Ik kann blot ümmer seggen: Lat Zug Kinner wat ornlich lihren . . .“

Beispiel. Sonst aber fehlte ihm natürlich die reiche Erfahrung, die auf langer Praxis gegründete Schulung des Vaters. Man muß bedenken, daß Fritz Reuter Jahre hindurch fast nur Theorie getrieben und als alter „Strom“ nicht mehr alles das sich aneignen konnte, was von Jugend auf und gründlich gelernt werden muß. Aber seine praktische Erfahrung war doch für gelegentliche Stellvertretung hinreichend: Als „Lieutenant“, als „Statthalter“ von Thalberg füllte er mit Umsicht den Posten aus, ganz zu schweigen hier von seinen launigen Berichten an den abwesenden Freund. Sein theoretisches Wissen war ziemlich umfangreich, und er hatte mit gutem Urteil erkannt, was dem Landmann not tat.

\*

So stellte er sich mit Feuereifer in die Reihen der Vorkämpfer jener auf Wissenschaft gegründeten reformatorischen Richtung: 1847 trat er anonym mit einer bisher unbekanntem Epistel an die Landwirte seiner Heimat hervor. Das geschah in Raabes Jahrbuch, gleichzeitig mit rein literarischen Versuchen. Diese hat W. Seelmann\*) behandelt und dabei vor allem die Urgestalt der „Reis' nach Bellingen“ in dem Bruchstück „Hans Dumm der kluge Bauer“ ans Licht gezogen. Im Anschluß daran sprach Seelmann die Vermutung aus, daß u. a. auch jener „offene Brief“ Reuter zum Verfasser habe.

Diese Vermutung ist zutreffend: aus inneren und äußeren Gründen. Dafür spricht der Umstand, daß die anonyme Epistel in der Mitte zwischen Arbeiten Reuters steht: einem „Potpourri“ (mit Läufschen, Skizzen, Versen, Anekdoten) und der Fortsetzung des „gräßlichen Geburtstags“. Auch die Sprache zeigt den echten Reuter, und der ganze Inhalt stimmt vollkommen zu seiner Meinung. Sollte der Beweis noch einer Stütze bedürfen, so ist er gefunden in dem Briefe an Luise Runze vom 6., 7. und 9. November 1846.\*\*)

\*) Nieberdeutsches Jahrbuch 1903: „Entstehung von Reuters Reis' nach Bellingen“.

\*\*) Gartenlaube 1896, Nr. 95: Fritz Reuters Briefe an seine Braut. Nach den Originalen im Nachlaß der Witwe. Erläutert von Johannes Proelß.

sagt Proelß ausdrücklich und nach Information durch Fritz Peters, hebt an mit dem Schluß eines Satzes, der „auf seinen Beitrag in Raabes Mecklenburger Jahrbuch“ hinweist. Und der Brief selbst beginnt mit den Worten:

„. . . Die Richtung, die ich einschlage, und mit mir eine gewisse Anzahl anderer, ich kann dreist sagen, intelligenter Landleute, wird von den Anhängern der alten Schule bespöttelt und als Bücherwissen lächerlich gemacht; aber glauben Sie mir, das ist nichts anders, als das Gefühl der Unlust dieser alten Schlandrianisten, das in ihnen durch die Betrachtung hervorgerufen wird, ihre Art zu wirtschaften habe sich überlebt, und sie selbst seien zu alt, zu bequem oder zu reich, um den neuen Weg einzuschlagen. — Sehen Sie, da haben Sie sogar eine Art landwirtschaftlichen Glaubensbekenntnisses. Nicht wahr? ich erschöpfe Ihre Geduld, erst mit Poesie, und nun mit Landwirtschaft.“

Damals muß also jener Aufsatz in Raabes Jahrbuch von 1847 entstanden sein und das stimmt auch zeitlich sehr gut.

Nun aber mag man Fritz Reuter auch als Fachschriftsteller kennen lernen:

Offener Brief an die mecklenburgischen Landwirte.

Wenn man die ökonomischen Schriften der alten Römer liest, so erscheint die Geringsfügigkeit der Fortschritte, welche der Ackerbau in den zwischen ihnen und uns liegenden 2000 Jahren gemacht hat, geradezu unglaublich. Und doch geben uns diese geringen Fortschritte das ganze Resultat der Erfahrungen von millionen und aber millionen Bewohnern des zivilisirtesten Teils des Erdballs. Der bei weitem größte Teil der Menschen\*) dient dem Ackerbau, und es läßt sich annehmen, daß das eigene Interesse sie zu Forschern und Denkern in ihrem Fache machen werde, und dennoch hatten

---

\*) So wohnen in Mecklenburg von seinen 510273 Einwohnern rund 167000 in Städten und Flecken, die übrigen alle auf dem platten Lande. (Ann. des Herausg. Raabe.)

wir noch vor ca. 20 Jahren Landleute, die sich nicht zu der Operation des Mergelns (eine schon den alten Griechen als vorteilhaft bekannte Sache) verstehen konnten, und dennoch gibt es jetzt noch Wirtschaften, in denen die zweckmäßige Art der Anlegung von Düngstätten eine unbekannt und gleichgültige Sache zu sein scheint. Die Römer richteten auf diesen Punkt ihre höchste Aufmerksamkeit: sie legten zwei Düngstätten an, die flach gehöht und deren Boden gepflastert war; in der einen wurde der Dünger der Gärung unterworfen, um die Unkrautsämereien zu zerstören, wie *Columella* als Grund anführt; diesen gebrauchten sie als Düngung zum Kornbau, in die andere Düngstätte kam der frische Dünger und dieser wurde zur Düngung der Wiesen verwendet; um beide pflanzten sie Bäume, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, auch bedeckten sie dieselben zu demselben Zweck mit Stroh und belaubten Baumzweigen; vor allem aber leiteten sie hinreichende Feuchtigkeit hinein, um den Düng fortwährend in Sauche zu halten. Ich könnte ebenfalls ihre Fruchtfolge, sowie besonders ihre Viehzucht nur lobend erwähnen.

So antwortete Cato Censor, von einem Anfänger in der Landwirtschaft gefragt: „Cato, welches ist die beste Art, durch den Ackerbau reich zu werden?“ „„Wenn du gut futterst.““ „Und welches ist die schlechteste?“ „„Wenn du schlecht futterst.““ — Forschen wir nun nach den Ursachen, welche die weitere Ausbildung der Landwirtschaft bis auf die neueste Zeit verzögert haben, so finden wir, daß auf die intelligente, praktische, auf gesicherte bürgerliche Existenz abzielende klare römische Zeit eine Zeit der Verwirrung, der Unsicherheit und der Dummheit, wie sie das Mittelalter darbietet, folgte, die, abgesehen davon, daß ein großer Schatz begründeter Erfahrungen in ihr untergehen mußte, wenig geeignet war, das Beste des Ackerbaues zu fördern, zumal der Adel, als der mächtigste Stand, es unter seiner Würde hielt, sich mit dieser friedlichen Beschäftigung zu befassen und seinen eigenen Vorteil ganz verkennend, namentlich durch die Frohndienste mehr zum Ruin

als zum Fortschritt des Ackerbaues beitrug. War nun aber auch jene Zeit dem Ackerbau keineswegs günstig, so erklärt dieser Umstand allein doch immer noch nicht das Zurückbleiben der Landwirtschaft, denn jene Zeit trat ja auch mehr oder minder dem Fortschritte jedes andern bürgerlichen Gewerbes hemmend entgegen und mußte dem Handel, der Schifffahrt, der Industrie fast ebenso verderblich werden als dem Landbau. Den Einwand, den man mir hier machen könnte, daß diese Gewerbe in den Städten betrieben wurden und sich eines größeren Schutzes erfreuten als der Landbau, der durch die Jagdrevuel und drückenden Lasten des Adels und den Zehnten der Geistlichkeit unverhältnismäßig mehr zu leiden hatte, muß ich allerdings in gewissem Maße als begründet anerkennen; indessen könnte der Unterschied im Fortschritte jener Gewerbe und der Landwirtschaft doch nimmer so groß geworden sein, wie er sich in der neuesten Zeit so demütigend für uns herausgestellt hat, wenn nicht noch ein anderer Grund die Kunst der Landwirtschaft in ihrer Entwicklung zurückgehalten hätte. Und ein solcher Grund ist vorhanden; es ist der Mangel der Wissenschaftlichkeit in der Landwirtschaft! Alle übrigen Gewerbe haben sich die Naturwissenschaften dienstbar gemacht, sie haben die Eroberungen auf diesem Felde an sich gerissen, und indem sie dieselben in ihrer praktischen Bedeutung der staunenden Welt vor die Augen führten, sind sie von Stufe zu Stufe, nichts dem Zufalle überlassend, durch die alleinige Ausbildung eines durch Wissenschaft begründeten Systems zu den überraschendsten Resultaten gelangt. Man denke nur an die außerordentlichen Fortschritte in den Manufakturen, den Färbereien, den Gerbereien, kurz in allen technischen Gewerben, der riesenhaften Ausführungen in bezug auf Kommunikationsmittel gar nicht einmal zu gedenken, und man wird mir darin recht geben, daß, wenn jetzt einer der alten Römer aus dem Grabe erstände, er nach dieser Richtung unsere jetzige Zeit gar nicht würde fassen können, weil der Fortschritt in diesen Dingen bereits so weit gegangen ist, daß man die Manipulationen

keines einzigen solcher Gewerbe anders verstehen und würdigen lernt, als durch ein förmliches Studium. Mit der Landwirtschaft steht es aber anders: Hier würden die meisten Operationen, falls sie nicht im abweichenden Klima oder Bedürfnis ihren Grund hätten, auch jedem Römer klar sein, der sich mit Landwirtschaft beschäftigt hätte, und Columella, Plinius, Cato, Varro und andere ihrer landwirtschaftlichen Koryphäen würden über manche unserer Wirtschaften nicht — staunen, wohl aber bedenklich das Haupt schütteln.

Ebenso wunderbar nun als die Erfolge in den Gewerben durch die Dienstbarmachung der Naturwissenschaften, ebenso wunderbar ist das Sträuben der Landwirte, diese Naturwissenschaften auch auf ihr Gewerbe in Anwendung zu bringen; aber noch wunderbarer erscheint es, wenn man bedenkt, daß gerade die Landwirtschaft es ist, die von ihren Jüngern die meiste Kenntnis der Natur verlangt, teils um sie als Feind zu bekämpfen und ihre Ungunst abzuwehren, teils um sie sich als Sklavin dienstbar zu machen und um durch Hinlenkung ihrer gewaltigen Kräfte auf einen bestimmten Zweck die eigenen Kräfte zu vertausendfachen.

Die Mathematik in ihrer Anwendung auf Feldmessenkunst, Mechanik und Hydraulik hat freilich schon seit geraumer Zeit in der Landwirtschaft auch bei uns in Mecklenburg Eingang gefunden; aber einmal ist diese Anwendung eine mehr äußerliche, und dann gehört auch die Mathematik nicht zu den Naturwissenschaften, sondern ist nichts weiter als ein Werkzeug des Naturforschers, als der Schlüssel, der ihm den Zugang zu der eigentlichen Wissenschaft öffnet; und wenn man die Chemie, die Physik und die Mechanik als die drei hauptsächlichsten Hilfswissenschaften des Ackerbaues ansehen muß, so hat sie nur auf die letztere, die Mechanik, einen direkten Einfluß geäußert, indem sie durch nach ihren Grundsätzen konstruierte Ackerwerkzeuge den mechanischen Operationen der Auflockerung des Bodens, der Verstärkung der Zugkraft und dem Ersatz von Menschenhänden gedient hat, — bei den andern

beiden Fächern, der Chemie und Physik, kommt die Mathematik jedoch, wie oben gesagt, lediglich nur als Werkzeug in Betracht. Dennoch wurde bis vor ganz kurzer Zeit, vor der Errichtung der Realschulen, von den gedachten drei Wissenschaften allein die Mathematik auf den Schulen unseres Landes gelehrt, und so kommt es, daß der größte Teil unserer jetzt lebenden Landwirte schlechterdings gar keine Kenntniß von der Chemie und Physik und ihrer Anwendung auf die Landwirtschaft hat, auch billigerweise überall nicht haben kann. Wenn nun aber auch das gründliche Studium der Naturwissenschaften zur vollen Durchbildung eines Landwirtes gehört, so ist doch damit nicht gesagt, daß dies Studium nun auch von jedem betrieben werden müßte und könnte; das wäre ein Zustand, der nur in einem Utopien der Landwirtschaft eintreten könnte. Aber daß er die auf die Landwirtschaft bezüglichen, durch gelehrte Forscher im Laufe des Jahrhunderts entdeckten, durch Erfahrung bewährten und durch logische Folgerungen in ein System gebrachten Wahrheiten sich aneigne, nach diesen wirtschaften und an ihrer Hand eigene Erfahrungen für bestimmte Lokalitäten und Witterungsverhältnisse zu machen suche, — das darf man von jedem Landwirt verlangen. So haben es die Fabrikanten, die Manufakturisten, die Handwerker gemacht, und aus einer Summe von praktisch bewährten Erfahrungen sind Theorien entstanden, die einer immerwährenden Fortbildung unterzogen werden, während die Landwirte sich damit begnügt haben, jeder für sich in abgeschlossenen Lokalitäten und nur für seine Lebenszeit höchst problematische Erfahrungen zu sammeln, welche mit ihnen untergegangen sind oder sich doch nur hie und da abgerissen und zerstreut als Sprichwörter und sog. Bauernregeln, teilweise zum Schaden der Nachwelt, erhalten haben.

Wenn man nämlich bedenkt, daß fast immer ein volles Jahr hingehet und oft mehrere Jahre, bevor der Landmann über die Zweckmäßigkeit einer Operation Erfahrungen sammeln kann, wenn man beachtet, daß fast niemals eine einzige, sondern oft sehr viele Ursachen das Gelingen einer Frucht oder

das Gelingen einer Züchtung bedingen, so muß das Sammeln von eigenen Erfahrungen und das auf diese Erfahrungen gegründete Wirken als leicht irre leitend, Zeit und Geld raubend und die Kunst der Landwirtschaft wenig fördernd erscheinen; dies hat man denn auch eingesehen, und es sind Vereine entstanden, die es sich zum Zweck gemacht haben, ihre Mitglieder zu veranlassen, die von ihnen als wahr erkannten Sätze gegeneinander auszutauschen, um dieselben so in den Stand zu setzen, ihre eigenen Ansichten zu berichtigen und ohne bitteres Lehrgeld neue Erfahrungen zu sammeln.

Aber so schwer es nach dem Obigen auch immer ist, selber stichhaltige, zuverlässige landwirtschaftliche Erfahrungen zu machen, so möchte ich doch behaupten, daß es noch weit schwerer, sich die Erfahrungen anderer anzueignen und dieselben zu verstehen, — falls sie nicht auf wissenschaftliche Grundlagen zurückgeführt und in einer bestimmten Terminologie ausgedrückt sind. Sind nämlich erstens diese Erfahrungen nicht mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein in Einklang gebracht und durch Gründe als notwendige Erscheinungen nachgewiesen, so ist die Überzeugung von der Wichtigkeit solcher Erfahrungen höchstens nur durch eigene Anschauung zu gewinnen, welche in den meisten Fällen unmöglich; jedenfalls ist aber diese Verbreitungsart eine höchst langsame und auf die nächsten Nachbarn beschränkte. Sind nun auch zweitens diese Wahrheiten nicht immer in einer bestimmten unzweifelhaften Terminologie ausgedrückt, so entstehen Mißverständnisse, welche sich durch Erörterungen über den fraglichen Punkt nur immer häufen; und darin finde ich den hauptsächlichsten Grund davon, daß die einzelnen Mitglieder unseres patriotischen Vereins so selten über ihre Ansichten sich einigen können. Wie unbestimmt sind z. B. nicht die gebräuchlichen Ausdrücke: Weizenboden, Moder, Mergel, Schindel, sauer, gar, kalt; ein jeder denkt sich, je nach ihm bekannten Lokalitäten, etwas anderes darunter, und ein Verständniß ist also nur bei den nächsten Nachbarn zu erwerben.

Durch diese geringe Verbreitung von allgemeinen landwirtschaftlichen Wahrheiten ist es, mit Berücksichtigung der politischen und sozialen Verhältnisse, hauptsächlich zu erklären, daß sich in einzelnen Gegenden so ganz stereotype Systeme der Landwirtschaft bilden konnten, wie z. B. bei uns die Schlagwirtschaft, anderswo die Koppelwirtschaft, die Dreifelderwirtschaft, die Wechselwirtschaft usw. Alle diese Wirtschaftssysteme sind bloß lokale und, vielleicht mit Ausschluß der Wechselwirtschaft, ruhen sie alle auf einem andern Grunde als auf dem der Theorie.

Abichtlich habe ich bis jetzt vermieden, den Ausdruck „Theorie“ zu gebrauchen, weil er auf den ersten Blättern allein hingereicht hätte, um einen großen Teil unserer Lands- und Landleute vom Weiterlesen abzuschrecken. Leider ist es nämlich eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß die Theorie der Landwirtschaft von einem großen, ja noch vor 20 Jahren von dem größten Teil der mecklenburgischen Landleute für ein glänzendes Irrlicht gehalten wurde, dem zu folgen zu unvermeidlichem Untergang führe. Mit der größten Hartnäckigkeit stellte man die eigenen lokalen und höchst problematischen Erfahrungen unter dem Namen „Praxis“ der Theorie gegenüber, welche letztere man ungerechterweise und ihr eigentliches Wesen völlig mißverstehend, für eine Zusammenstoppelung der unhaltbarsten Hypothesen ansah, die von Leuten, welche nicht Roggen vom Weizen zu unterscheiden imstande wären, auf ihren Studierstuben zutage gefördert seien. Und ist dies jetzt etwa anders? Diese Frage ist in bezug auf einen großen Teil der mecklenburgischen Landleute leider durchaus mit „nein“ zu beantworten. Praxis oder Theorie, Theorie oder Praxis rufen sie und sehen also beide noch immer als feindliche Gegensätze an; sie sind die Stichwörter von Parteien geworden, und man streitet in allen Gesellschaften von Landleuten mit Erbitterung für das eine und das andere, bis dann endlich irgendeiner aus der Gesellschaft mit wichtiger Miene, als hätt' er soeben den Stein der Weisen entdeckt,

durch den Ausspruch: „Meine Herren! Theorie und Praxis!“ dem Streit ein Ende macht. Meine Herren! der Mann mit der süßigsten Miene hat wirklich Recht, nur nicht so, wie er es meint, denn er denkt sich wohlweise unter Theorie und Praxis zwei verschiedene Methoden, die Landwirtschaft zu betreiben, und glaubt durch Anwendung der einen die andere zu ergänzen. Theorie ist ihm nämlich die Anwendung dessen, was er aus Büchern, Praxis die Anwendung dessen, was er durch eigene Erfahrung und durch Mitteilung anderer Personen, die ihm als tüchtige und nicht vom Lügenteufel besessene Landleute bekannt sind, gelernt hat, während beides doch eben nur reine Praxis ist. Wir müssen, um diesen unergiebigen, ja höchst verderblichen Streit zu erledigen, um eine vernünftige und belehrende Diskussion möglich zu machen, uns nun zunächst darüber verständigen, was Theorie und was Praxis in der Landwirtschaft eigentlich ist.

Theorie ist der in ein System gebrachte Ausdruck aller wissenschaftlich begründeten Erfahrungen;

Praxis, die Anwendung dieses Systems auf spezielle Fälle und lokale Verhältnisse;

Theorie ist die Wissenschaft;

Praxis, die Kunst der Landwirtschaft.

Hiernach ist es klar, daß Praxis und Theorie weder zwei verschiedene Methoden der Landwirtschaft sind, noch daß sie einander ausschließen oder gar feindlich entgegenstehen; vielmehr fallen sie beide in eins zusammen, und sind eine jede für sich selbst betrachtet, teils unnützlich, teils gar nicht denkbar. Theorie ohne Möglichkeit der praktischen Anwendung ist ein totes Kapital, Praxis ohne Theorie aber ist nicht einmal denkbar. Dies letztere wird manchem paradox erscheinen, und doch ist jeder denkende Landwirt, er mag sich selbst einen Praktikus nennen, ja er mag sogar auf den Titel eines alten Praktikus im Gegensatz zu einem Theoretiker stolz sein, zugleich Theoretiker. Seine Theorie mag eine lückenhafte und sehr unrichtige sein: dies hängt von seiner landwirtschaftlichen

Ausbildung ab; er mag sie sich durch eigene Erfahrungen oder durch Mitteilung anderer gebildet haben, — immer muß sie der Praxis vorausgehen. Jeder Landwirt nämlich, der sein Fach nicht in bloßer Nachahmung, in purem Schlendrian betreibt (und das wird doch keiner von sich behaupten wollen), sondern sich von den Gründen seiner Operationen Rechenschaft gibt, der seinen Leinsamen nicht am 100. Tage, sondern dann säet, wenn Witterung und Ackerbestellung günstig sind, der einen Sprungstier anwendet, weil er von guter Rasse und Abstammung ist und nicht weil er ein schwarzes Maul hat, der seine Lokalitäten zu würdigen weiß, indem er eine 8, 10 oder 12 schlägige Wirtschaft einrichtet, obgleich seine Nachbarn alle in 7 Schlägen wirtschaften — jeder solcher Landwirt hat seine eigene individuelle Theorie, die aus seinen als wahrhaft erkannten und so gut, als seine Intelligenz es zuläßt, in ein System gebrachten Erfahrungen gebildet ist. Diese individuellen Theorien werden natürlich sehr von Lokalitäten und Zufälligkeiten abhängig, mithin sehr verschieden, ja sogar widerstreitend sein, und nur die absolute Theorie, d. i. wie oben gesagt, der Ausdruck aller bisher gemachten und in ein System gebrachten wahrhaftesten Erfahrungen kann und muß auf jede einzelne Lokalität anwendbar sein; sie allein ist der fortdauernden Ausbildung fähig, weil sie nicht mit dem Individuum aufhört, sondern in der landwirtschaftlichen Literatur niedergelegt, den Nachkommen als Basis des Fortschrittes dient. Diese Theorie gründet sich aber auf die Naturwissenschaften; ohne die Kenntnis derselben ist keine sichere Ausbildung der Theorie und damit auch der ausübenden Landwirtschaft möglich, denn dieselbe dem Zufall oder der Empirie zu überlassen, heißt an der Hand eines Blinden den rechten Weg suchen.

Aus dem Mißverstehen des eigentlichen Wesens der landwirtschaftlichen Theorie aus dem Grunde, weil man die einzelnen individuellen Erfahrungen unter dem Namen „Praxis“ derselben entgegenstellte, während sie doch eben aus der Zusammenstellung landwirtschaftlicher Erfahrungen besteht, ist

der Widerstand gegen dieselbe zu erklären, den man bei den mecklenburgischen Landleuten noch vielfach findet. Hierzu kommt auch, daß die eigentlich wissenschaftliche Richtung der Landwirtschaft noch zu neu ist, als daß sie sich hätte schon allgemeine Anerkennung verschaffen können, und daß man den Namen „Theoretiker“ früher auf Leute anwandte, die durch ungerregte, nach allen Seiten tappende Versuche sich Licht zu verschaffen suchten und also nur den Namen tätig angelegter Empiriker beanspruchen konnten. Das Auftreten solcher Leute, die von dem Drange nach Erkenntnis ergriffen vergeblich nach einem leitenden Prinzip suchten, die bei ihren vielfachen zerstückelten Versuchen trotz hervorragender Intelligenz und Energie doch nur dem Irrtum verfielen und bei der größten Liebe zu ihrem Fache dennoch ein Opfer desselben wurden, zeigt uns zwar den Zeitpunkt an, wo die Landwirtschaft sich der eigenen Mängel dämmernd bewußt wurde, aber wo zugleich der Standpunkt derselben noch ein untergeordneter, noch nicht auf Wissenschaft begründeter war, kurz also, wo von einer Theorie der Landwirtschaft noch nicht die Rede sein konnte. Der geringe Erfolg dieser Männer, sowohl in der Entdeckung neuer Wahrheiten, als auch in Beziehung auf ihre Vermögensumstände, die bei den meisten litten, bewies, daß bei diesem Verfahren irgend ein Fehler begangen sei und zwar ein durchgreifender, da dasselbe sich so allgemein als wenig fördernd erwies. Der Fehler lag nun darin, daß ein jeder für sich nach Lanne oder nach seinen Lokalitäten und sonstigen Verhältnissen experimentierte, und auf diese Weise die einzelnen vermeintlichen Erfahrungen des einen nicht durch andere in anderen Verhältnissen und Lokalitäten gemachte des andern kontrolliert und reguliert werden konnten, daß also ein Band fehlte, welches die einzelnen Versuche zusammenhielt, damit sie sich gegenseitig ergänzten und berichtigten. Dies Band aber ist die Wissenschaft und hier die Naturwissenschaft. Der geringe Erfolg jenes Verfahrens mußte also abschrecken, und die falsch angewandte Benennung „Theore-

tiker“ mußte in Mißkredit kommen, zumal da man gewährte, daß Andere, nicht dieser Richtung, sondern vielmehr der landüblichen Wirtschaftsmethode folgend, größere pekuniäre Erfolge erzielten, indem sie unter der Benennung Praktiker, freilich nicht durch bedeutendere Produktion, sondern lediglich durch Vermeidung von Verlusten, die mit Anstellung von Experimenten stets verbunden sind, zu größerem Wohlstande gelangten. Die größeren Erfolge dieser sogenannten Praktiker sind also keineswegs ihrer größeren landwirtschaftlichen Intelligenz, sondern nur ihrer größeren Vorsicht in Anwendung ihrer Geldmittel zuzuschreiben: die damals sogenannten „Theoretiker“ waren größere Agrikulturisten und Agronomen, die Praktiker größere Ökonomen.

Die Landwirtschaft, wie jeder andere Erwerb, hat die Aufgabe, möglichst große Erträge mit möglichst kleinen Mitteln zu erzielen. Der erste Teil unseres Gewerbes, der die Aufgabe hat, einen möglichst großen Ertrag zu erzielen, und den ich den produktiven nennen will, wurde von den älteren sogenannten Theoretikern vertreten, der zweite Teil, der die Anwendung möglichst kleiner Mittel verlangt, und den ich den ökonomischen nennen will, von den sogenannten Praktikern.

Beide schlugen einen falschen Weg ein; die einen, die Theoretiker, ließen den zweiten Punkt der landwirtschaftlichen Aufgabe außer acht; sie verwandten unverhältnismäßig große Mittel auf größere, aber noch nicht verbürgte Erträge und verloren sich in hoffnungsreiche Schwindeleien, während die andern, die Praktiker, den ersten Teil vernachlässigten; sie waren mit einem geringen Ertrag zufrieden gestellt, wenn sie nur mit einem geringen Aufwand von Mitteln wegfamen; sie versanken in den trostlosesten Schlendrian und die jämmerlichste Engherzigkeit; die ersten ruinierten sich, nützten jedoch immer in etwas der Landwirtschaft; die andern nützten, wenn auch freilich ebenfalls nur wenig, sich selbst, ruinierten aber die Landwirtschaft. Daß ich hier nur die beiden Extreme im Auge habe, versteht sich von selbst, und daß es auch zur dormaligen, sowie

zur jetzigen Zeit Männer gab, die durch ein gesundes Urtheil geleitet in beidem das rechte Maß zu halten wußten, soll damit nicht geleugnet werden.

Mancher wird nun freilich sagen, daß der Weg der sogenannten Praktiker, nach dem Obigen, bei allen seinen Mängeln dennoch der beste gewesen sei und auch heute noch sei, indem er doch immer den eigenen Vorteil, wenn auch nur in bescheidenem Maße gefördert habe. Ja, meine Herren! wer nicht aus Liebe zu seinem Fache, sondern aus Liebe zum Gelde zu jener Zeit sich der Landwirtschaft widmete und sie betrieb, wer sich mit seinem beschränkten Standpunkte zufrieden erklären konnte, wer in Selbstgenügsamkeit versunken mit dem ärmlichsten Philister, mit dem Wagener (sic) im Faust, sich freuen konnte, „daß er's doch zuletzt so herrlich weit gebracht“, der hatte allerdings recht. Aber, wohlverstanden, nur zu der damaligen Zeit; jetzt steht die Sache anders, jetzt muß auch der Landmann, welcher keine Liebe zu seinem Fache, sondern nur Liebe zum Gelde hat, der Theorie huldigen oder die Sache verlaufen, — denn jetzt, meine Herren! ist endlich an die Stelle der planlosen Empirie jener Zeit, welcher man fälschlich den Ehrennamen der Theorie gab, eine auf Naturwissenschaften gegründete, nicht trügende absolute Theorie getreten, die keine Verirrungen in zwecklose und kostspielige Versuche mehr zuläßt, an deren Hand der Landwirt sicher und gewiß zu größeren Erfolgen gelangt, und die, wie ihre Grundlage, die Naturwissenschaften einer fortdauernden, geregelten, nicht vom Zufall abhängigen Ausbildung fähig ist. Denn der wahre Anhänger der Theorie hält sich nie für fertig und abgeschlossen, sondern fühlt sich noch immerdar an der Schwelle der Erkenntnis stehen, und der Vorwurf der Selbstgenügsamkeit kann ihn, welcher die Möglichkeit einer steten Fortbildung der Wissenschaft anerkennt, nicht treffen; dieser Vorwurf der Selbstgenügsamkeit und Selbstüberschätzung muß vielmehr dem reinen Empiriker oder fälschlich sogenannten Praktiker gemacht werden, der da glaubt, daß seine eigenen, in beschränkten Lokalitäten und Verhältnissen gemachten

Wahrnehmungen hinreichend sind, ihn vor Irrtum zu bewahren, der eingebildet genug ist, seine eigenen, einem trügerischen Augenschein verdankten Erfahrungen den rationalen Schlüssen wissenschaftlich gebildeter Männer, den als unzweifelhaft wahr anerkannten Gesetzen der ewigen Natur entgegen zu stellen (ich erinnere hier nur an die immer wieder aufstauchende Ansicht, daß sich Roggen in Trespel verwandeln könne und umgekehrt). — Fassen wir das oben Gesagte kürzlich zusammen, so finden wir, daß Praxis und Theorie nicht zwei verschiedene Methoden der Landwirtschaft sind, daß sie beide ohne einander nicht gedacht werden können, daß jeder Praktiker zugleich Theoretiker, jeder Theoretiker zugleich Praktiker ist, daß also diese beiden Benennungen durchaus ungeeignet sind, die oben erwähnten beiden Richtungen der Landwirtschaft zu bezeichnen, und daß vielmehr die frühere, auf bloß eigene Anschauung und Erfahrung begründete, den Namen der reinen Empirie verdient; für die andere, auf den gesamten Schatz naturhistorischer und landwirtschaftlicher, in ein wissenschaftliches System gebrachter Erfahrungen gegründete Richtung ist meines Wissens noch keine passende Benennung gefunden, man müßte denn ihre Anhänger nach Thaers Beispiel „rationelle“ Landwirte nennen wollen.

Habe ich nun auch dadurch, daß ich das Wesen der Theorie und Praxis in ein helleres Licht zu setzen bemüht gewesen bin, gezeigt, daß man dieselben nicht wie bisher feindlich entgegenstellen darf, und daß es also ein Zeichen von krafter Unwissenheit ist, wenn man noch ferner die Ausdrücke Theoretiker und Praktiker als Parteinamen gebraucht —, so hat der Kampf beider Parteien doch keineswegs geendet: der Streit ist merkwürdig, nur das Feldgeschrei ein anderes. Statt der Theoretiker und Praktiker stehen sich nämlich jetzt die rationelle Landwirtschaft und die Empirie aufs schroffste gegenüber. Aber, meine Herren, wenn wir auch, bis der Tod mit seiner Sense uns wirbt, kämpfen wollen für den Sieg der rationellen Landwirtschaft, so wollen wir doch nie

vergeffen, daß ſie mit der Empirie das gemein hat, was jedem Streben der unvollkommenen Menſchheit anklebt, den Irrtum; — „es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt“, nur daß die rationelle Richtung ihm allerdings weniger unterworfen iſt und ſelbſt durch ihren Irrtum die Wiſſenſchaft erweitert, die empiriſche dagegen ihm öfter verfällt und ohne daß die Wiſſenſchaft dadurch gewinnt.

So glaube ich nun jeden mecklenburgiſchen Landmann, denn nur für meine Landsleute iſt vorliegender Auffaß, und ich hoffe mit Anſpruchsloſigkeit, geſchrieben, in den Stand geſetzt zu haben, daß er ſich entſcheiden könne, ob er die Bequemlichkeit der Nachbeterei dem Selbſtdenken vorziehen und ſich der geiſtigen Trägheit hingeben, oder ob er eine Zierde und eine Ehre ſeines Faches werden will, ob er ferner dies Fach lieber als ein Handwerk oder als eine Wiſſenſchaft betreiben, und ob er ſo das materielle und mittelbarerweiſe auch das geiſtige Wohl ſeines Vaterlandes, welches hauptſächlich auf die Landwirthſchaft baſirt iſt, fördern oder hintanſetzen will.

So wählen Sie denn, meine Herren Landsleute und Landleute! Ich für mein Theil hoffe feſt darauf, daß es in unſerem Stande nur wenige geben wird, die nicht den ehrenvolleren, wenn auch mühsameren Weg einſchlagen werden, damit der mecklenburgiſche Landmann wie durch Biederkeit und Wohlhabentheit ſo auch durch Intelligenz und Tüchtigkeit in ſeinem Fache ſich auszeichne, und ſchließe mit dem Ausſpruche Schillers:

Das iſt's ja, was den Menſchen zieret  
Und dazu ward ihm der Verſtand,  
Daß er im innern Herzen ſpüret,  
Was er erſchafft mit ſeiner Hand!

\*

Hier haben wir zum erſtenmal einen rein fachlichen Niederſchlag der theoretischen und praktiſchen Arbeit Fritz Reuters als Landwirt. Man kann nicht gerade ſagen, daß der Auffaß all-

zusehr in die Tiefe geht; aber er ist ganz flott geschrieben und erfüllte wohl seinen aufklärenden, propagandistischen Zweck.\*)

Reuter erhielt für diesen und die andern Beiträge in Raabes Jahrbüchern auch sein erstes Schriftstellerhonorar. Ich kann das aus Mitteilungen von Frau Brinckman folgern. Ihr Mann war in der gleichen Lage: auch seine Arbeiten in den Jahrbüchern wurden für jene Zeit ganz ansehnlich honoriert.

Mit der eigenen Stromtid Friß Reuters sind wir im wesentlichen zu Ende: Auch von diesem „Ballast“ mußte sein Kahn entlastet werden zu freierer, leichter Fahrt. Aber noch 1860, als schon die meisterliche „Franzosen tid“ veröffentlicht war, traute er so wenig dem materiellen Ergebnis seiner Schriftstellerei, daß er sich noch einmal als Redakteur versuchen wollte: als Leiter einer geplanten Zeitung für Landwirtschaft. Aus dem Briefe an Lembke heben wir hier noch die Stelle hervor:

„. . . ich glaube, das punctum saliens bei der Redaktion einer solchen Wochenschrift . . . liegt in der Fähigkeit, vorläufig unpraktische, wissenschaftliche Erkenntnisse und vereinzelt, verworrene praktische Erfahrungen zu läutern und zu klären, . . . damit nicht der wissenschaftlich ungebildete Teil der Leser sich von der unfruchtbaren Gelehrsamkeit der erstern blenden, und von der Einseitigkeit der andern in vorgefaßten Meinungen bestärken läßt. — Ob ich das vermag? — Ich hoffe es, und habe mich Herrn Professor Karsten gegenüber . . . erboten, durch persönliche Unterredung oder auf jede andere beliebige Weise meine Befähigung zu der Stelle nachzuweisen . . .“

Die Bewerbung blieb ohne Erfolg. Glücklicherweise. Der Fünfzigjährige durfte seine Kraft nicht mehr zersplittern.

Nur einen Lieblingszweig der Landwirtschaft konnte er noch in späten Tagen mit Herzensfreude üben: die Blumenpflege und den Gartenbau. Hatte ihm doch sein „Lüstenland“ reichen Ertrag

---

\*) Vielleicht lohnt es, einem weiteren Aufsatz dieser Art nachzuspüren. In einem Briefe an seine Frau vom 12. August 1856 bemerkt Reuter: „Hier werde ich nun das landwirtschaftliche Ding vollenden und absenden.“

gegeben, und „uns' Herrgott hett doräwer jo sin Sünn schinen laten.“

So knüpfte an den ernststen Anfang das heitere Ende sich an. Und von seinem selbst geschaffenen Gartenparadies zu Eisenach meldete er dem Freunde Peters: „Lieber Fritz. Heute mal wieder alter, bekannter, berühmter Ökonomiker.“

\*

Und nun noch die Landwirtschaft in seinem Dichten. Ein eigenes Buch ließe sich darüber schreiben und das Thema wäre nicht erschöpft. Es kann hier nur skizzenhaft behandelt werden.

Drei Werke im besonderen sind Früchte am Baume der landwirtschaftlichen Betätigung Reuters: *De Reif' nah Belligen*, *Kein Hüfung* und die Krone seiner Schöpfungen, die *Stromtid*.

In *Kein Hüfung* (1857) steht der Dichter trotz aller Herzens=töne im Banne einer Tendenz. Sie hat dem auch sonst kritisch ansichtbaren Werke geschadet. Und die Lieblings-, die Schmerz=finden sind nicht immer die besten. Aber echt ländlich ist doch der Hintergrund des Werkes, gleich von Anbeginn:

De Rogg sett't an, de Weiten blänht,  
Jehannsdag is't, de Sünn, de glänht . . .

*De Reif' nah Belligen* (1855) mit ihren burlesken Szenen knüpft an ähnliche Ideen an, wie sie Fritz Reuter in seinem „offenen Briefe“ entwickelt hat, oder wie sie doch damals auftauchten. Das erklärt sich um so leichter, als die Urform der Dichtung zu gleicher Zeit entstanden ist wie der mitgeteilte Aufsatz. Da läßt Hans Dumm den Distrikts-Direktor also reden:

Ihr Bauern hört! Auf meiner Ehre! — fär hei,  
Wenn ich an eurer Stelle wäre — fär hei,  
Ich reißt' umher die Kreuz und Quere — fär hei,  
Und suchte Kenntnisse und Lehre — fär hei . . .

An die Stelle des ursprünglich geplanten Spottes trat in der *Reif' nah Belligen* eine derbe, oft possenartige Komik. Der Grundzug des ersten Entwurfes aber blieb bestehen. Da erklärt Swart seiner Frau, was es für kluge Herren im „faperlotischen“

Verein zu Güstrow gebe, die nicht nur mit Wirtschaft und „Klutenpedd'n“ Bescheid wüßten, sondern auch mit Gelehrsamkeit und Büchern. Und die haben es ihm und Nachbar Witt aus-  
einandergesetzt:

Wenn Einer einen Jungen hett  
Un lett em achter'n Uben sitten  
Un dor muläpen so as süs,  
Dat dat en groten Schapskopp is.  
Ne! säden s', das muß anders werr'n!  
Was dücht'ge Bauernsöhne sein,  
Das muß nah Belligen hinein  
Un muß de höh're Wirtschaft lern'n.

Von den gereimten Werken, der Reif' nah Belligen und von  
Rein Hüsung, ihrem „tragischen Gegenbilde“ (Wilbrandt), ist  
künstlerisch ein gewaltiger Schritt zu der großen, vollendeten Er-  
zählung „Ut mine Stromtid“.\*) Inhalt und Name, Charaktere  
und Entwicklung beleuchten hinreichend ihren Ursprung in Reuters  
eigenem Landleben.\*\*) Wieder ist es eine offene Epistel, die das  
Ganze einleitet. Aber nicht mehr eine Mahnung, sondern der  
Trost des gutgelaunten Humoristen:

Un mine leiwen Landslud',  
de Landslud' in Meckeluborg un Pommern.

Seiht, wenn Ji Jug hewwt suer warden laten  
Un hewwt de Saat oof schön bestellst,  
Un 't fehlt Jug grad' de Regen för de Saaten,  
Denn is dat weggesmeten Geld.

Ja, Dadder, dat 's sihr argerlich!  
Indessen doch . . . denn helpt dat nich!

Wirkamer sagt zum gleichen Thema nachher Bräsig: „Herr  
Pastor, Ärger muß sin, und jeder richtige Ökonomiker muß  
sich dagtäglich zwei oder drei Mal ärgern, das gehört zu's  
Geschäft.“ (Kap. 5.)

\*) 3 Teile: 1862—1864.

\*\*) In holländischer Übersetzung heißt der Titel: „Herinneringen uit mijne  
leerjahren op het land“ (1866). Und im Schwedischen: „Elsbet på landet“ (1. Ausg.  
1872).

Ein Werk wie die Stromtid, das so echten frischen Erdgeruch atmet, konnte nur ein Mann wie Reuter schreiben, der selber als „Strom“ tiefgründigen Einblick in das Landleben gewonnen hatte.

Der Kenner weiß, daß es auch hier nicht an Bemerkungen aus der landwirtschaftlichen Praxis fehlt. Und erst recht nicht an einer charakteristischen Verwendung der „grauen Theorie“, die unsern Meister selbst zeitweise beherrscht hatte.

Und wieder glaubt man dichterische Anklänge zu finden an die einst im „offenen Briefe“ entwickelten Ideen. So z. B. im Kap. 10, „wo de Düvel tauirft den Professor Liebig riden ded, dat hei en entsamtes Bauk schrew, un dunn Axel, dat hei de Minscheit beglücken wull“:

„. . . Awer wat nu en beten höger 'rut un de Fingern in de Wissenschaften stippen wull, dat schaffte sich dat Bauk an, un denn satt dat dor un les' un les', bet em de Kopp rofen würd . . . Of Axel hadd sich dat Bauk anschafft, un em gung't ebenso as all' de Annern, hei les' un les', äwer hei würd ümmer düßiger, un in den Kopp dreichte sich dat bi em, bet hei dat mit 'ne Angst freg, es können de Schruwen darin losdrehn, un hei dat Bauk taumakte . . .“

Glücklicherweise verhalf dem Leutnant von Rambow ein gutmütiger Apotheker zum praktischen Verständnis, und so kannte er die Sache bald „so gut wie Liebig selbst“, so daß er nicht mehr im Buch zu lesen brauchte.

Man denkt hier unwillkürlich an den Dichter, dem ja auch ein Apotheker, sein Freund und Landsmann Dr. Grischow, der wirkliche Präsident des wirklichen Reformvereins, die Geheimnisse der Chemie erschlossen hatte — nach den früheren, gewiß bescheidenen Versuchen der Festungstid.

Schon jene eine Stelle befundet, wie Reuter nun als echter Humorist mit überlegener, bezwingender Laune über sich selbst und die eigene Vergangenheit scherzen konnte.

Aber Axel von Rambow war es Ernst. Und als er die junge Frau heimführte nach Pümpelhagen und sie die reichen Felder

betrachtete, deutete er ihr gleich an, was er von der Sache verstände: „das muß noch ganz anders kommen. Uns fehlt die Intelligenz, wir wissen unsern Boden noch nicht zu benutzen . . . Warte nur ein paar Jahre, dann sollen dort Handelsgewächse aller Art wachsen und sollen mir den dreifachen Ertrag abwerfen. Un nu aust'ete hei los mang Hämp un Hoppen un Delsaaten un Räm un Anis.“ Und als verständiger Wirt schob er Futterfräuter dazwischen, „um sein Vieh gut zu halten und Dünger zu gewinnen“. Und als er dann grade zwischen den Farbpflanzen war, mang den roten Krapp un den blagen Waid un den gelen Wau — na, da kam ja die erste Unterbrechung durch den berittenen Festkundschafter Triddelfiß . . .

Bräsig hielt die „ökonomischen Ansichten“ des Leutnants anfangs für lauter Spaß und lachte darüber, aber Inspektor Havermann sagte sich im Stillen: so stumm hadd sei sich sinen Herrn sine Landwirtschaft nich dacht.“ Er bekam dann auch gleich das Buch gewidmet, „das von jetzt an die Bibel jedes Landwirts sein sollte“. Bräsig hielt es erst für ein „Romanenbuch“, bis es sich als Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie entpuppte. „Holt! rep Bräsig, so heißt das Wort nicht, es benennt sich Fisionomie.“ Und als Dorfschulmeister Strull dann die schier unendlichen Titel des Autors Justus Liebig vortrug, rief der Entspekter: „Gott du bewohr uns, Korl, was is der Kerl all!“ So ging es weiter in der Vorlesung: Nahrungsmittel=Produktion. „Ach“, erklärte da Zacharias, „das haben sie sich in den letzten Jahren erst angewöhnt; in meinen Kinderjahren wußt kein Mensch was von Produkschon; nu abersten nennen sie jeden Schepel Weiten un jeden Dissen 'ne Produkschon. Das will ich Sie sagen, Meister, das is en bloßen Zierrat, indem daß sie gelehrt ausseh'n wollen.“ Havermann erkannte sofort den Ernst seiner Lage: „Hei hett de Landwirtschaft ut de nimod'schen Bäuker studiert, un de stimmen slicht mit un] olle Ort un Wis], un wenn ick ok girn wull, so kann ick mi in de nige Ort doch nich mihr 'rinne denken, mi fehlen de Kenntniissen dor-tau.“ (Kap. 15 der Stromtid.)

Die Wirtschaftsexperimente des jungen Herrn von Rambow, denen die praktische Grundlage fehlte, seine Verbesserungen mit „Nyrshire-Bullen un Elektoral-Büch“ wollen wir hier nicht weiter verfolgen. Es kam so, wie Hawermann dachte: „dat bi weck Ding Probieren un Rungenieren egal is.“ Hier gilt es nicht die Entwicklung der äußern Handlung darzulegen, sondern nur anzudeuten, wie sich in dem Charakter der Typen und des ganzen Werkes die scharfe Beobachtung, die wunderbare Menschenkenntnis, die mit lachendem Ernste vorgetragene Erfahrung unseres „ut-gelährten Dekonomikers“ spiegelt.

Da ist keine Tendenz mehr wie in „Kein Hüsung“, oder nur eine im edelsten Sinne. Denn wie heißt es am Schlusse? „Wo liggt denn Pümpelhagen un Gürlich un Regow? — Je, up de Landkort ward't Zi sei vergebens säuken, un doch liggen sei in unsern dütschen Vaterlann', un ick will hoffen, sei sünd mihr as einmal tau finnen. — Allentwegent, wo en Eddelmann wahnt, de sik nich mihr dücht, as sine Mitmenschen, un in den niedrigsten von sine Arbeitslüd' sinen Mitbrauder erkennt un sülvst mit arbeiten deiht — dor liggt Pümpelhagen . . .“

So verläuft dieses Kulturbild unseres großen Humoristen in ernstern Ideen der Versöhnung, die immer mehr in die Herzen des Volkes dringen sollten.

Und diese dichterische Tat ersten Ranges, dieses echt niederdeutschem Geiste entsprossene gewaltige Sprachdenkmal, bleibt auch für alle Zeiten der schönste Dank, den Fritz Reuter der Landwirtschaft darbringen konnte.

Dank? — Wofür? „Ick seggen de Landwirtschaft, sei hett mi gesund makt.“



IV.

Ein Charakterbild  
des Prof. Dr. Karl Theodor Gäderz.

Zur Abweisung ungerechter Angriffe.

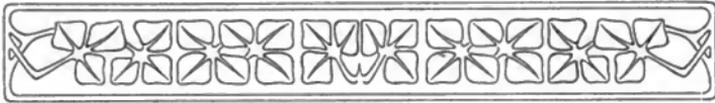


## Inhalt.



- Herr Gädery als Anstifter.  
Warum so hochmütig?  
Der berühmte Mann im Urteil der Wissenschaft.  
Wie der Professor „seinen“ Dichter feiert.  
Der Reuterforscher im Warenhause.  
Herr Gädery als Kalendergröße.  
Der Ruhm im Eisenbahncoupé.  
Heimliche Arbeit.  
Eine Wanderung im Reiche Karl Theodors.  
Was Fritz Reuter zu ihm sagen würde.  
Herr Gädery als Verkleinerer Klaus Groths. [Mit  
zwei bisher unveröffentlichten Briefen des  
Quickborn-Dichters.





Herr Prof. Gädery hielt sich immer gern für den irdischen Generalpächter Friß Reuters.

Auch ich habe noch eine Art literarischer Testamentsvollstreckung auszuführen und zeichne darum hier sein getreues Charakterbild: Nicht nur zur Abwehr, vor allem auch zur Beleuchtung Gäderyscher Urteile über die Bahnbrecher der neuen plattdeutschen Literatur.

Denn was er stellenweise von mir selbst zu sagen beliebte, erscheint hiergegen als Nichtigkeit.

Aber ein neuer Fall will doch ernster genommen sein.

Herr Gädery hat als „Weihegabe“ ein Opus in die Welt gesetzt: „Im Reiche Reuters.“ Dem Reichskanzler „in tiefster Ehrfurcht“ dargebracht. Sehr schön.

Auch für mich ist eine kleine „Widmung“ darin. Allerdings nicht in „tiefster Ehrfurcht“. Aber doch auch charakteristisch.

Da steht auf S. 115 eine Anmerkung. Hängen wir sie ganz niedrig, nach dem Rezept des Alten Friß:

„Derselbe“ — das soll ich nämlich sein — „lieferte u. a. einen Reuter-Nachruf, der eine auffallende Ähnlichkeit zeigt mit dem unmittelbar unter dem Eindruck vom Tode Reuters 1874 veröffentlichten Stimmungsbilde des inzwischen verstorbenen Schriftstellers Friedrich Friedrich.“

Ein ernster Fall — freilich nur für Herrn Prof. Gädery. Und wie unklug, daß er ihn aufrührt.

„Reuter-Nachruf?“ fragte ich mich im ersten Augenblick. Als der Dichter starb, saß ich noch in Obertertia und hatte Aufsätze ganz anderer Art zu schreiben. Ich werde doch nicht? Nein, nein!

Herr Gädertz meint ja einen Artikel 25 Jahre später. Und nichts aus einem meiner Bücher! Nur einen kleinen anonymen Aufsatz meiner Korrespondenz für Kunst und Wissenschaft, wie ich sie zu Hunderten für die Tagespresse schreibe. Ein bleibender Wert sollte ihm in keiner Weise innewohnen: er hatte nur die Menge der Zeitungsleser an den Tag zu erinnern, an dem vor 25 Jahren Fritz Reuter starb. Über des Dichters letzte Äußerungen orientierte ich mich zum Teil aus einer Zeitschrift, die vor einem Vierteljahrhundert erschienen war, und jeder Redakteur weiß, daß man solche, längst der Geschichte angehörende Worte eines Dichters in einem kleinen Tagesartikel nicht mit unnötigen Quellenangaben belastet.\*) Im übrigen handeln  $\frac{2}{3}$  des Aufsatzes von Dingen, die Friedrich noch gar nicht erwähnen konnte.

Nun hat die jetzige Anmerkung mit der sog. „auffallenden Ähnlichkeit“ eine für Prof. Gädertz sehr bedenkliche Vorgeschichte. Ganz zufällig kam ich im September 1903 hinter eine neue, ganz heimliche Arbeit dieses exakten Gelehrten:

Man machte mich auf 2 Arbeiten des Oberlehrers Dr. Ernst Brandes aufmerksam. (Wissenschaftl. Beilage zum Programm des Gymnasiums in Straßburg, Westpreußen, 1899 u. 1901.) Es waren kritische Studien auf Grund der vorhandenen Literatur. Auch meine Arbeiten sind dort mehrfach herangezogen und, wie ich gern anerkenne, ganz sachlich und gerecht beurteilt. Um so mehr erstaunte ich, als ich den zweiten Teil von 1901 zur Hand nahm. Oben im Text war zwar meine Neuausgabe des Reuterischen Unterhaltungsblattes als „verdienstvoll“ bezeichnet; unten aber stand eine geradezu empörende Anmerkung. Dr. Brandes erklärte hier allen Ernstes:

---

\*) Gädertz selbst druckt in seinen „Reutertagen“ (Bd. 3, 1901, S. 142 u. 143) eine Schilderung von Walestrode ab, ohne mit einem Wort zu sagen, daß sie der Gartenslaube entstammt. („Mecklenburg u. Thüringen“, 1864, S. 688.)

„Daß Römer aus Anlaß von Reuters 25 jährigem Todestage an verschiedene Zeitungen einen Artikel versandt hat, der sich bald als Friedrich Friedrichs Nachruf in der Gartenlaube (1874; der Heimgang Fritz Reuters) entpuppte.“

Diese starke Unwahrheit schien um so verurteilenswerter, als sie an völlig entlegener Stelle in die Welt gesetzt war. Sofort stellte ich Dr. Brandes zur Rede, verlangte Aufklärung, und was erfuhr ich? Herr Oberbibliothekar Prof. Dr. Karl Theodor Gädert war der heimliche Anstifter. Dr. Brandes schrieb mir wörtlich:

„Den besonderen Nachweis hat Prof. Gädert f. Z. geliefert, wie aus einem Briefe an mich vom 15. August 1900 hervorgeht. Es heißt dort u. a.: Aus Anlaß des 25 jährigen Todestages Reuters versandte Römer einen als eigene Leistung ausgegebenen Artikel, der von fast allen Zeitungen genommen und honoriert wurde; und was war's? eine Abschrift des schönen Nachrufes von Friedrich Friedrich in der Gartenlaube 1874: Der Heimgang Fritz Reuters usw.“

Früher, Herr Prof. Gädert, war jener längst vergessene Zeitungsartikel von 1899 also eine „Abschrift“ des alten Friedrichschen Nachrufs aus der Gartenlaube, und heute (in Ihrer eigenen Anmerkung) hat er nur noch eine „auffallende Ähnlichkeit“ mit ihm. Merkwürdig, wie Herr Gädert hinter dem Rücken ganz anders spricht als öffentlich.\*)

Aber wozu noch Worte?

Lassen wir doch die Tatsachen reden, stellen wir einfach die beiden Artikel dicht nebeneinander, und dann muß sich der kleine anonyme Tagesanfaß nach Brandes-Gädert ja von selbst als „eine Abschrift“ von Friedrich Friedrich „entpuppen“. (Um den Text hier nicht zu unterbrechen, geschieht es hinten im Anhange, S. 141f.)

---

\*) Brandes hatte 1899 in seiner 1. Abhandlung bemerkt, daß Fortleitung und Schluß später erscheinen würden. Die Zwischenzeit hat, wie man sieht, Herr Prof. Gädert zum Stimmungsmachen gegen mich würdig benützt!

Wer die beiden Arbeiten vergleicht, sieht ja nun und kann hinreichend beurteilen, in welchem Maße Oberlehrer Dr. Ernst Brandes und Prof. Dr. Gäderz sich, zur Erhöhung meiner öffentlichen Ehre, ein artiges Stücklein erlaubt haben.\*) Damit ist der „Fall“ für mich endgültig erledigt.

Dem immerhin gutgläubigen Dr. Brandes, der eine sonst anständige Arbeit durch jene Anmerkung verunziert hat, hab ich in aller Stille längst vergeben. Herrn Prof. Gäderz noch nicht.

Aber er hat ja auch sonst ein paar Worte für mich auf S. 115 seiner Schrift: Oben im Text. Da weist er auf einen kleinen Irrtum in meinem über 9 Jahre alten Reuterbuche hin. Diese Verwechslung zweier gleichnamiger Personen ist zwar schon in meinem Handexemplar verbessert. Aber der Hinweis ist doch dankenswert und verpflichtet zu Gegendiensten.

Lachend quittiere ich auch über die damit verbundene neue Herabwürdigung meiner journalistischen Tätigkeit. Die großen Organe der deutschen Zeitungswelt kennen freilich meine Korresp. für Kunst u. Wiss. und mich selbst hinreichend, nicht minder die angesehenen Zeitschriften, deren Mitarbeiter ich seit vielen Jahren bin. Da macht das freundliche Epitheton nicht den mindesten Eindruck; im Gegenteil: es charakterisiert nur den Schreiber.

Warum aber so hochmütig? Herr Gäderz, erinnern Sie sich nicht mehr des Wortes, mit dem ein angesehener Literaturhistoriker, Herr Dr. Paul Schlenker, jetzt Direktor des Wiener Hofburgtheaters, Ihre Persönlichkeit bezeichnet hat? Kennen Sie nicht das schöne Wort vom — literarischen *commis voyageur*?

Und dann noch eins: Sie machten ihre längeren Studienreisen mit Hilfe erbetener Staatsurlaube, Sie benutzten Empfehlung und Protektion im höchsten Maße — ich verwandte für gleiche Zwecke nur immer wenige „Erholungstage“ und Ersparnisse müh-

---

\*) Herrn Dr. Brandes schrieb ich 1903: Ich verpflichte mich, 1000 M. für literarische Unterstützungszwecke zu geben, wenn seine und des Herrn Gäderz Behauptung wahr sei. Im andern Falle würde ich mich begnügen, den Prof. Gäderz für das zu halten, was er ist! — Die 1000 M. sind nicht eingefordert.

samer Arbeit. Haben Sie darum vielleicht einen Grund zu hochmütiger Rede?

Natürlich will Herr Gädertz mit dem mich herabwürdigenden Epitheton nur auf jene provinziellen Kreise wirken, die über publizistische Verhältnisse einer Großstadt nicht unterrichtet sind. Darum muß ich, so ungern ich von mir selbst spreche, erklären, daß ich nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Journalist, als Herausgeber der Kunst und Wissenschaft, seit Jahrzehnten die Mitwirkung und das Vertrauen zahlreicher bedeutender Männer, Gelehrter sowohl wie Künstler, genieße. Das weiß in der Presse fast jedermann. Die Achtung, die meine Kollegen für meine ganz offen daliegende Arbeit und für meine Person haben, ist bewiesen durch die Jahr für Jahr und immer einstimmig erneute Wahl zum 1. Vorsitzenden des Berliner Journalisten- und Schriftstellervereins (Urheberchutz). Was aber Sie, Herr Professor, bei Ihren Kollegen gelten, soll ich das schildern? Es ergäbe ein eigenes, recht ergötzliches Kapitel: Von der Parteien Haß und Gunst getragen, schwankt dort Ihr Charakterbild längst nicht mehr in der Geschichte.

Dies alles sage ich nur, um den Wert Ihrer mir sonst gleichgültigen Herabsetzung der Öffentlichkeit gegenüber zu beleuchten. Genug davon!

\* \* \*

Aber Herr Prof. Gädertz ist ja ein so „berühmter“ Mann. Er hat so viel geschrieben und ist selbst — Goethe nahe getreten; manche behaupten: zu nahe! Hat ihm ja auch ein „Schwänchen“ dargebracht. Und mir war der Dichterkürst nur eine stille, nie entweichte Liebe. Herr Gädertz war sogar — natürlich nur bildlich — „Bei Goethe zu Gaste“ und hat, um seine eigenen Worte zu brauchen,\*) bei „diesem Wirte wundermild“ . . . „goldene Äpfel“ mitgenommen, aber die feinen, echten, wirklichen Goethekenner wollen von seinen Schreibereien nichts wissen. Und er beicht in der „Selbstanzeige“ gar wehleidig:

\*) Selbstanzeige: Zukunft, Juli 1900.

„. . . Nicht Autoreneitelkeit veranlaßt mich dazu, sondern die Haltung gewisser Generalpächter goethescher Weisheit und ihrer Clique, die entweder durch einseitiges Nörgeln die Lektüre meiner Schriften zu vermeiden suchen oder sie totzuschweigen sich angelegen sein lassen.“

Erbaulich, sehr erbaulich im Munde des sich für privilegiert haltenden Generalpächters eines andern großen, aber viel, viel kleineren Dichters. Hat er doch sogar den Bevollmächtigten von „Reuters Erben“ benutzt, sich als „pietätvoller“ Herr die Generalpacht ausdrücklich bestätigen zu lassen.

Es waren zwar gar nicht „Reuters Erben“, wie es da hieß — aber das klingt besser. Es waren nur die zahlreichen, damals noch Tantième beziehenden Kunzeschen Familienangehörigen, die Erben der verstorbenen Frau Reuter, geb. Kunze. Die Familie Fritz Reuters selbst — ich habe darüber eine schriftliche Bestätigung der nächsten Angehörigen — stand diesem öffentlich als „Aufruf“ gegen andere Reuterforscher ausgespielten „Privilegium“ des pietätvollen Herrn Professors durchaus fern und hatte nichts damit zu tun.

Das Wort „Generalpächter“ klingt also bei Herrn Gädertz recht merkwürdig. Noch absonderlicher ist die von ihm bestrittene „Autoreneitelkeit“. Der Kasus macht mich lachen.

Die Gädertz'sche Eitelkeit ist seit vielen Jahren in der literarischen, in der Gelehrtenwelt so aufgefallen, daß ganze Sammlungen ruhmrediger Zeitungsartikelfchen angelegt worden sind. So z. B. von einem Gelehrten in Hamburg. Das sonst doch „herzlich anmutende“ Bild des Herrn Professors erscheint da wie in einem Konverxspiegel.

Schon 1887 schrieb unser Literaturhistoriker Geh. Rat Prof. Erich Schmidt, der Ordinarius und Vertreter der neueren Literaturgeschichte an der Berliner Universität, in einer Kritik:\*)

„. . . Herr Gädertz hat sich . . . Schritt für Schritt einer flüchtigen, prahlerischen Büchermacherei überlassen . . . Es ist

\*) Deutsche Literaturzeitung, 1887, Nr. 45.

schade um Herrn Gädery, der . . . nun den Heilsweg aus dem schnellfertigen Literatentum und der klingenden Reklame schwer finden wird.“

Ich bewundere den Scharfblick unsres verehrten Germanisten. Und wie hat der Mann sich seit 1887 entwickelt.

Vielleicht geht er nach alledem doch ein wenig mit sich selbst zu Räte . . .

\* \* \*

Ich lese inzwischen ein wenig Goethe — Schiller=Goethe. Ach, die Xenien! Die sind herzerfrischend in solcher Stimmung. Darf ich laut lesen?

Was ist das schwerste von allem? Was dir das leichteste dünket,  
Mit dem Auge zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

Willst du frey sein, mein Sohn! so lerne was rechtes, und halte  
Dich genügsam, und sieh niemals nach oben hinauf.

Unsrer liegen noch hundert im Hinterhalt! Daß ihr nicht etwa,  
Rückt ihr zu heftig heran, Schultern und Rücken entblößt!

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,  
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug zu erfreun.

„Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel!“ ihr kleinen Gefellen,  
Kärmt bis jeglicher sich wundernd ans Fenster begiebt.

Fort jeht ihr Musen! Fort Poesie! Du Göttin des Marktes,  
Deutliche Prosa, empfang deutlich den deutlichen Gast.\*)

\* \* \*

So, nun kann die Sache weitergehen.

Herr Gädery, Sie haben sich darüber aufgehastet, was für einen Artikel ich den Blättern zum 25. Todestage Reuters schickte.

Es drängt sich die Frage auf: Wie ehrten Sie damals unsern Dichter?

Die Antwort geben folgende Auschnitte von Berliner Blättern:

---

\*) Ich lese aus dem 8. Bande der Goethe-Gesellschaft: Xenien 1796. Natürlich sind noch weit schärfere Hiebe darin. Die übergeh ich, damit sich niemand getroffen fühlt.

Aus seiner Sammelmappe verdanken wir Prof. Dr. Gädery, dem Verfasser des Buches „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“, einen bisher unbekanntem Brief unseres großen Dichters, worin derselbe sich darüber ausläßt, wie er gerade plattdeutscher Schriftsteller geworden ist . . . (12. Juli 1899.)

Fritz Reuters letzter Brief. Zur Erinnerung an die 25. Wiedertekehr des Todestages von Fritz Reuter (12. Juli 1874) teilt Karl Theodor Gädery, der besonders durch sein Buch „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ bekannte Reuterforscher, Lübecker von Geburt, einen an seinen Lübecker Landsmann . . . gerichteten Brief mit . . . usw. (12. Juli 1899.)

Ein noch unbekannter Brief Fritz Reuters . . . Infolge dieses Bekenntnisses verlohnt es sich doppelt, die Urgestalten seiner Figuren zu erforschen\*) und in sein eigenes Leben sich zu versetzen, wozu vor allem der emsige und begeisterte Karl Theodor Gädery (sic) in dem Buche „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ schönes Material, auch an Originalzeichnungen Reuters (zwei Bände) veröffentlicht hat. Aus seiner Sammelmappe verdanken wir Herrn Prof. Dr. Gädery einen noch unbekanntem Brief unseres großen Dichters, worin derselbe sich darüber ausläßt, wie er gerade plattdeutscher Dichter geworden . . . usw.

„Eine Reuter-Erinnerung zum 12. Juli.“ Am 12. Juli 1874, vor 25 Jahren, ist Fritz Reuter in seiner Villa zu Eisenach entschlafen und drei Tage später in einem Ehrengarbe auf dem neuen Friedhofe feierlich beigesetzt worden. Ahlands Wort, das er einst an seinen Fürsten gerichtet, „für unser Volk ein Herz“\*\*) hat Fritz Reuter bewährt durch das Werk seines Lebens. Er hat ein dauerndes Erbe in seinen köstlichen Schriften hinterlassen; seine Lebensfügungen aber sind ebenso wunderbar wie lehrreich. Sein unermüdlicher pietätvoller Biograph Karl Theodor Gädery hat namentlich in den beiden Bänden „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ interessante Mitteilungen gemacht in Bild und Wort, und heute, zum 25. Todestage des großen Volkschriftstellers einen bisher unbekanntem Brief zur Verfügung gestellt. Gädery berichtet dazu: . . . usw.

Das ist eine kleine Blumenlese der Zeitungsausschnitte.

\*) Diese hat weniger Gädery, als vielmehr Gustav Raab erforscht. A. R.

\*\*) Wer meinen Korrespondenzartikel gelesen hat, merkt, daß diese Stelle — um mich einmal „gäderyianisch“ auszubücken — aus der gedruckten Friedhofstabe Peterfens „abgeschrieben“ ist oder ~~hervor~~ doch eine „auffallende Ähnlichkeit“ hat.

Was also, frage ich nochmal, hat der „pietätvolle“ Herr zum 25 jährigen Todestage „seines“ Dichters getan? Und die Antwort lautet:

Professor Dr. Karl Theodor Gäderz, der „emfjige“ und „begeisterte“ Mann, hat jenen Gedentag benutzt, um sich und sein Buch beim Publikum in empfehlende Erinnerung zu bringen!

Doch der schöne Julitag hatte noch einen Abend. Da muß ich eine kleine Episode erzählen — ein Gelehrter von zuverlässigster Wahrheitsliebe hat sie mir einst zum besten gegeben:

Also am Abend war grade eine Abschiedsfeier zu Ehren eines scheidenden Kollegen aus dem hochachtbaren Stande der Bibliothekare. Auch Gäderz war geladen, entschuldigte sich aber, da er „den Todestag Fritz Reuters in einer dem Dichter nahestehenden Familie still verleve.“

So schrieb der Professor, als er wohl noch mitten in seiner pietätvollen Arbeit war.

Aber am Abend des 12. Juli zog er sich still zurück und dachte in der nahestehenden Familie voll wehmütiger Rührung an Fritz Reuter, den er persönlich nie gekannt hat.

Zum Teufel mit dieser Rührseligkeit! Warum ging der Mann, wenn er sich von Reuterschem Geist erfüllt glaubt, nach dem stillen Gedenken in der Familie nicht getrost noch zu verehrten Kameraden — man hat ihn da freilich kaum entbehrt —, warum nahm er da nicht ein Glas zur Hand, oder zwei, oder auch drei — unser, ach pardon, sein „heiliger“ Fritz Reuter hat das ja zuweilen auch getan —, warum griff er da nicht die Gelegenheit beim Schopfe und hielt eine kernige Ansprache — er redet doch sonst so viel —, also, warum erinnerte er da nicht im Kreise deutscher Männer, die alle ihren Reuter kennen und lieben, an den zufälligen Gedentag, warum sagte er da nicht kurz und schlicht: „Heute vor 25 Jahren ist Fritz Reuter gestorben — Sie wissen es alle: er ist ja gar nicht tot und wird niemals sterben. Er lebt in seinen Werken — ich bin bescheiden genug und füge hinzu: nicht in den meinen. Also, verehrte, liebe

Kollegen, ergreifen wir das Glas: Fritz Reuter soll und wird leben, jetzt und in alle Zeit!"

Nun, Herr Prof. Gädertz hat nicht so gesprochen; er blieb „still“ in der Familie bei Tecaufguß, Zwieback und Butterbrod

\* \* \*

Das also war der 25. Todestag. Nun kommen wir zum dreißigsten: 12. Juli 1904.

Da ist meine Tätigkeit ja noch mit keiner Anmerkung beehrt.

Sie, Herr Professor, weilten inzwischen in meiner Heimatprovinz, im idyllischen Greifswald. Ach Gott, dachten Sie, der 30. Todestag ist mal wieder eine hübsche Gelegenheit, dem deutschen Volke seinen Fritz Reuter in Erinnerung zu bringen: der arme Mann wird sonst schließlich ganz vergessen, daneben natürlich gebührendermaßen auch mich selbst, seinen pietätvollen Generalpächter. Da haben ich und die lieben Tanten, Cousinen und Anverwandten, die Enkel, Schwäger und Nichten seiner zahllosen Freunde und Bekannten noch die vielen Bilder, Briefe, Verse, da sind die Stadt- und Landaufnahmen — man kennt sie zwar fast alle aus meinen „Reutertagen“ — und nur aus diesen! Aber leider haben die Leute noch nicht alle meine Bücher gekauft. Und wenn ich dann einen Aufruf in die Zeitungen lanciere, kommt vielleicht noch diese oder jene Kleinigkeit in meine Hände usw. usw.

Also gedacht, getan. Der Herr Rektor gab Ihnen die schöne Aula. In Verlig freilich hätten Sie nicht mal das hinterste Auditorium bekommen, ja kaum den — Depeschensaal Unter den Linden. Obwohl Sie dort auch schon mal einen literarischen Gedenktag begangen haben: Goethes Geburtstag! Lesen wir darüber die Zeitungsnote vom 27. August 1899:

In unserem Depeschensaal . . . Hier möchten wir besonders auf ein schönes Jugendbildnis von Wilhelmine Herzlieb, der „Ottilie“ in den „Wahlverwandschaften“, aufmerksam machen, welches uns von dem Goetheforscher Prof. Dr. Th. Gädertz, dem Biographen von Goethes Minchen, zur Verfügung gestellt wurde.

„Biograph von Goethes Minchen“ — wie schön das klingt. Doch was sagte Prof. Erich Schmidt, der berufenste Kritiker, über dieses Opus:\*)

„Ein geschmackloser, dreist vertraulicher Titel für eine geschwätige, aufgebauschte und in ihrer Beweisführung höchst willkürliche Darstellung . . .“

Wir sprachen von der Neuterausstellung in Greifswald. Die ist sicher sehr nett gewesen. Und in der neuen „Weihgabe“ sind ja 37 Seiten Zeitungsberichte abgedruckt, damit die Erinnerung nicht verloren gehe, und der Weihrauch noch lange angenehm um die Nase duftet.\*\*)

Was haben Sie aber auch für eine Heidenarbeit gehabt. Allein schon die wiederholten Anzeigen und Hinweise in der ganzen Presse, allein schon die vielen 100 Briefe an Fürsten, Minister und Würdenträger. Und überall noch die „tiefe Ehrfurcht“ dazu. Vorher waren schon die engen Beziehungen Reuters zu Greifswald durch das Medium „Dörchsläuchtings“ öffentlich dargetan . . . Wir schrieb damals ein sehr gebiegener Neuterkenner aus Mecklenburg:

„In unterrichteten Kreisen ist man hier wenig erbaut von der Reklame, die Herr „Karl Theodor“ für sich und seine Werke in Greifswald macht; denn weiter hat doch die ganze Neuter-Ausstellung keinen Zweck und Sinn . . . Wenn „Karl Theodor“ zufällig in Ragenellenbogen Bibliothekar wäre, hätte er Gründe gefunden, auch dort eine Neuter-Ausstellung als dringendes Bedürfnis hinzustellen“.

Ich sollte damals ein kräftiges Wörtlein dazu reden, tat es begreiflicherweise nicht, sondern nahm in guter Stunde nur — meinen alten „Fritz Neuter“ zur Hand, las wenige Pracht-

\*) Deutsche Literaturztg. a. a. D.

\*\*\*) Ein mir bekannter Maler kam in jenen Tagen auf einer Wabereise durch Greifswald und erzählt mir Ergötliches von seinem Besuch in der Ausstellung: Er war der Einzige dort. Da umkreiste ihn plötzlich ein Herr im Sammetjacket — Prof. Säberg. Er knüpfte mit dem Künstler ein Gespräch an und nahm dabei Selbgenheit, seine natürlich mit ausgestellten Bücher zu empfehlen: Preis 12 M. Der Herr brauche sie ja nicht auf einmal anzuschaffen, sondern nach und nach.

seiten der „Stromtid“ und dachte: Ist das nicht reiner, herz-  
erfrischender als der ganze Gädert mit dem ganzen Brimborium?

Doch wo war ich stehen geblieben? Wichtig: Also die Ein-  
ladungen an die hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften.  
Sie konnten sich wohl denken, es würde keiner in corpore er-  
scheinen. Aber die vornehmen Herren schreiben immer so nette  
Briefe, und die kann man dann gleich so nett lancieren . . .

Unser kluger, vortrefflicher, charmanter Reichskanzler weilte  
grade procul negotiis in Norderny. Er war auch nach Greiß-  
wald gebeten, schrieb aber nur ein Brieflein, das Herr Gädert  
natürlich famos gebrauchen konnte und gebraucht hat: Eine  
liebenswürdige, warmherzige Huldigung für Reuter. Gewiß, sehr  
hübsch. Aber ist unser Dichter damit in der literarischen Be-  
wertung auch nur ein Millimeter gestiegen? Ja, bei Leb-  
zeiten und in gewissen kritischen Perioden hätte ein Minister  
unserm vielgeprüften Fritz Reuter sehr dienlich sein können  
— heute, lange nach dem Tode, ist sein Ruhm so gefestigt,  
daß Herr Gädert die Erzellenzen, Hoheiten und Majestäten  
nicht mehr für den Unsterblichen zu bemühen braucht. Oder es  
müßte grade ad majorem gloriam eines Andern geschehen!  
Nun, man fragt juristisch in solchen Dingen: Cui bono? Einer  
Antwort bedarf es wohl nicht.

Die Greißwalder Reuter-Ausstellung gehört nun also der  
„Geschichte“ an, als eine reine, pietätvolle Ehrung echt Gädert-  
scher Mache. Ja, dieser Oberbibliothekar hat seinen Beruf ver-  
fehlt und ihn ja auch zum 1. April quittiert. Seine Kraft wird  
nun frei . . .

Herr Wertheim kennt ihn ja schon! Wie war das  
doch gleich? Da gab es 1897 ein Kesseltreiben der Verlags-  
buchhändler gegen das Warenhaus A. Wertheim, das sich er-  
kühnte, neben Kleiderstoffen, Spitzen, Hüten, Möbeln, Seife, be-  
legten Brötchen auch — „geistige Nahrung“ zu verabreichen —  
Bücher unter dem Ladenpreise! Die Verleger erklärten  
rundweg: wir haben Wertheim nichts geliefert und werden es  
nicht tun. Auch der damalige Verleger des Prof. Gädert jagte

das scharf und bestimmt. Aber da folgte in der nächsten Nummer\*) eine überraschende, ganz allerliebste Berichtigung vom Hause Wertheim, auf Grund des Preßgesetzes:

Es ist un wahr, daß wir an die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung die Aufforderung gerichtet haben oder haben richten lassen, uns die Gädery'schen illustrierten Reuter-Bücher zu liefern. Wir haben es im Gegentheil abgelehnt, eine Bestellung aufzugeben. Herr Professor Dr. Gädery hat vielmehr persönlich bei uns angefragt, ob wir bereit seien, die illustrierte Reuter-Ausgabe zu führen. Wir erklärten uns hierzu nur unter der ausdrücklichen Bedingung bereit, daß uns seitens der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung die Bücher direkt geliefert würden.

Hochachtend

gez. A. Wertheim.

Ich möchte fragen: welcher Autor, der auf sich hält, tut das? Und noch dazu hinter dem Rücken und gegen die Intentionen seines Verlegers!

Aber dieser Herr Professor tut ja noch weit mehr:

Da ist z. B. unter den so beliebten Ansichtskarten ein Bild von Bräsig. Den alten originellen Inspektor kauft natürlich jeder gern. Herr Gädery hat das Bild selber der Quaaß'schen Buchhandlung überlassen und an den Rand die Worte gesetzt:

„Überall zu kaufen das hochinteressante reichillustrierte Buch (2 Bände) Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Von Karl Theodor Gädery.“

Nehmen wir dann mal einen Kalender zur Hand, den von Langenscheidt, Jahrgang 1899:

23. April. Geburts- und Sterbetag Shakespeares. Was steht auf der Rückseite? Kein großes Wort des großen Briten, keine Äußerung seiner berufenen Interpreten und Biographen, nein, nur — Herr Gädery zündet da sein Lichtchen an, druckt etwas aus einem Opuskel ab und darunter steht:

„Aus Karl Theodor Gädery Zur Kenntnis der altenglischen Bühne. Darin die Zeichnungen: Schwan-Theater und Pyramus und Thisbe.“

\*) Buchhändler-Vörtenblatt, 11. Dezember 1897.

30. Juli. Todestag Bismarcks. Nun, dieser gewaltige Mann hat doch schließlich auch ein paar Großtaten vollbracht, hin und wieder mal kräftige Wörtlein geredet und zuweilen eigene Gedanken und Erinnerungen gehabt . . . Doch was steht auf der Rückseite des Blattes:

„Fürst Bismarck und Friß Reuter. Unter diesem Titel hat Karl Theodor Gädery ein Gedentblatt den Manen des großen Kanzlers geweiht (Verlag des . . .) . . . In der Tat ist und bleibt diese Gäderysche Gedentschrift einzig in ihrer Art.“ —

(Dabei ist das Ganze nur eine Zusammenstellung, und das Wesentliche war schon längst bekannt.)

17. Oktober. Geburtstag von Emanuel Geibel. Auch hier war auf der Rückseite nichts Schöneres zu sagen als ein Passus:

„Aus Karl Theodor Gädery: Emanuel Geibel. Sänger der Liebe, Herald des Reiches. Ein deutsches Dichterleben.“

Was Geibel selbst von seinem Ruhmredner dachte, kommt später noch und anderes obendrein.

7. November. Geburtstag Friß Reuters. Na, hier nimmt der Generalpächter selbstverständlich das Wort. Er gibt eine Lebensskizze von 26 Zeilen, in denen aber noch Raum ist für die „unumstößlichen Quellenforschungen von Gädery“. Sämtliche Werke Reuters werden zwar auch in 11 Druckzeilen erwähnt — man kann sie füglich nicht übergehen. Aber hinterher folgen gleich 7 Zeilen über die „Reutertage“ von Gädery. Der große Dichter steht hier also zu seinem Trabanten im Größenverhältnis von 11:7.

Nun, meine verehrten Herren Professoren, die ordentlichen und die außerordentlichen, für die ich ja auch dies collegium publicum lese, was sagen Sie zu einem solchen titulierten Professor? Sie werden erklären: Das wissen wir ja längst, wenn auch nicht in so überraschenden Einzelheiten.

Doch da ist ja noch ein Datum im Kalender, ein höchst denkwürdiges:

8. Januar. Geburtstag von Karl Theodor Gädery, Literaturhistoriker und Dichter.

Und Dichter? Bitte nicht zu lachen. Er hat ja 1879 einen „Zusklapp“ in die Welt gesetzt: „Leeder un Läuſchen“ — lederne Läuſchen sagt man in plattdeutschen Kreisen. Doch was

hiervon geschrieben wurde, ist fast unglaublich. Das „Blattdütsch Vereensblatt“ (1879, Nr. 5) brachte darüber eine Blumenlese der „Kritiken“. Und von dem Verfasser hieß es am Anfang:

„Karl Theodor Gädery, geb. in Lübeck, lebt jetzt in Berlin als Schriftsteller, Übersetzer und Berichterstatter“. (Na also!) Aber er muß auch ein gewaltiger Dichter sein:

„Er weiß stets den richtigen Ton anzuschlagen, wenn ihn Sehnsucht und Trauer beschleichen, oder Wig und Humor um seine Rippen zucken.“ „Dies Buch, aus dem man singen, beten und Trost schöpfen kann, . . . wird für alle Zeit einen ehrenvollen Platz einnehmen.“ „In seinen weichen lyrischen Gedichten ist Gädery der plattdeutsche Heibel, in seiner stimmungsvollen, malerischen Novелlette der plattdeutsche Storm und in seiner Liebenswürdigkeit der plattdeutsche Hebel . . . Wir erblicken in ihm einen recht berufenen Nachfolger unseres großen Humoristen Frik Reuter.“ Freilich setzte das ehrliche Blatt hinzu: „Sünd düsse Kritiken nu ernst meent, oder is dat blot Ironie? Wi dücht, dat Gedicht von de „Kanon“ harr nich so wid an't Enn sett warden müßt, denn kunn man doch seggen: de Gedichte sünd tum Deel unner de Kanon.“ —

Aber unser „Nachfolger Frik Reuters“ dichtet sogar hochdeutsch. Und wie! Als er 1896 vorschlug, dem Meister am Hausvogteiplat ein Denkmal zu setzen, veröffentlichte er die Anregung gleich in Versen. Leider kann ich aus Raumgründen nur eine Strophe abdrucken — und sie sind alle so köstlich:

Der Burschenschaftler sang ja kühn ein Lied  
Vom freien, ein'gen, deutschen Vaterland,  
Des Henkers Beil verschont ihn; so entstand  
„Ut mine festungstid.“

Was aber unterm 8. Januar auf dem Kalenderblatt des Herrn Gädery steht, das kommt später, und noch ein Wörtlein dazu.

\* \* \*

Nun eine kleine Reise-Erinnerung:

Da fahre ich, nichts böses ahnend, durch die obotritischen Lande. Es wird mir ein „Handels- und Verkehrs-Anzeiger“ mit „Bäder- und Hotelnachrichten“ ins Coupé gereicht. So was liest man ja sonst nicht. Aber auf der Reise? Gut,

ich blättere . . . Anzeigen, lauter Anzeigen, hier und dort Städtebildchen, wieder Anzeigen und Anzeigen. Da, auf einmal — ich stutze: Ein leibhaftiges, schönes Konterfei von — Karl Theodor Gädery! Rings herum, auf einer ganzen Spalte, eine verdiente Würdigung des verdienten Professors. Natürlich mit Aufzählung der Schriften und Schriftchen — ich begnüge mich hier mit dem Schluß.

„Dr. Karl Theodor Gädery, geb. am 8. Januar 1855, ist Kgl. Preuß. Professor und Oberbibliothekar in Berlin. Der Herzog-Regent Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin hat die Verdienste des Dichters und Gelehrten durch Verleihung des Ritterkreuzes vom Greifen-Orden ausgezeichnet.“ \*)

Nun die folgende Seite im mecklenburgischen Handelsanzeiger: Oben der schon charakterisierte Ausruf des Bevollmächtigten der sog. „Erben Friß Reuters“: im Interesse einer pietätvollen Bearbeitung ja nur alles Herrn Professor und Oberbibliothekar Dr. Gädery anzuvertrauen — bei Leibe keinem Andern. Dann wieder Inserate, und unten auf dem Blatte ein von Gädery eigenhändig, aber wiglos und schwach gereimter alter Kalauer: „Wo heit de Hund?“

Die große Bedeutung des „verdienten Gelehrten und Dichters“ war im Verkehrsanzeiger also auf 2 Blättern in nuce veranschaulicht. Auf dem roten Umschlag stand: „Bitte mitnehmen und zirkulieren lassen“ . . .

\* \* \*

Ich sprach eben von Reisen durch Mecklenburg. Was hab ich da nicht alles von Ihrem Geschwätz gegen mich erfahren.

Schon vor 9 Jahren haben Sie ja mal einen wahrhaft edlen Trumpf gegen mich ausgespielt: In den Burschenschaftlichen Blättern.\*\*) Sie kennen den anmerkungsweise von Ihnen ver-

\*) Es war 1900.

\*\*) Die Burschenschaftl. Bl. hatten mein Buch anfangs unter dem frischen unbefangenen Eindruck gelobt. Herr Gädery suchte dann durch höchst seltsame Mittel diesen guten Eindruck zu verwischen. Es lohnt mir nicht die Druckerchwärze, das hierzu vorhandene Beweismaterial jetzt noch aufzurollen.

öffentlichem Brief, zu dem Sie einen betagten, sehr ehrenhaften, sehr braven Freund Fritz Reuters durch Informationen Ihrer Art veranlaßt haben. Das mußte durchschlagen, dachten Sie, das wäre ein Haupttrumpf — und Sie gingen von Redaktion zu Redaktion und brachten den Blättern die blauangestrichene Anmerkung.

Manche Kollegen haben es mir verdacht, daß ich Ihnen damals nicht noch einmal kräftig entgegentrat. Ihre ersten, von ehrlichstem Wettbewerb eingegebenen Schritte habe ich ja im Buchhändlerbörseblatt sowohl wie vornehmlich im Flugblatt vom 12. Dezember 1895 „Zur Kennzeichnung des Dr. Karl Theodor Gädert“ beleuchtet. Was sie darauf erwiderten und wie Sie es taten, verlohnte sich nicht mehr zu einer Replik. Mein Buch lag offen da und konnte selber für mich sprechen.

Aber warum habe ich zu dem „Haupttrumpf“, zu jenem Briefe geschwiegen? Obwohl er grade in den sachlichen Punkten wesentliche Unrichtigkeiten enthielt. Jetzt will ich es offen erklären: Lediglich aus Rücksicht auf den alten Mann, den ich heute — wo er seit Jahren tot ist — in meinem Innern noch ebenso wert halte wie damals, als Sie, der intime Bekannte und Freund, ihm so merkwürdige Informationen gaben . . . darum schwieg ich: um in einen öffentlichen Streit nicht den Greis hinein-zuziehen, der mir dreimal freundlich entgegengekommen war.

Aber Eines tat ich in aller Stille: Ich schickte dem alten Herrn aufklärende Briefe, deren Inhalt, durch noch lebende Zeugen beglaubigt, gegenüber der unrichtigen Schilderung die reine Wahrheit darlegten. Wollen Sie diesen Punkt noch mal aufrühren — jetzt ist die Rücksicht nicht mehr vorhanden: Mein schriftliches Material liegt bereit, und die damals mitanwesenden Zeugen können sprechen. La vérité est en marche!

\* \* \*

Ihre privaten Redereien, Herr Gädert, habe ich ignoriert, wie sie es verdienen. Auch hier. Aber eine Episode ist denn doch so arg, daß sie zu ihrem Charakterbilde nicht fehlen darf.

Raten Sie, was ich meine? Erinnern Sie sich Ihres Besuches beim Musikdirektor Raubert in Neubrandenburg? Ich war nicht dabei, aber einer meiner mecklenburgischen Freunde. Da erzählten Sie von mir, was das Zeug hielt. Und dann kam als Superlativ folgende „böse“ Geschichte:

„Wissen Sie, was er gemacht hat? Er kam hier zu Frau Dr. Siemerling (Frau eines Freundes von F. Reuter), sie legte ihm Briefe vor, ging ein paar Minuten hinaus, unterdessen hat er heimlich einen Brief photographiert und ihn ohne Wissen und Willen der Dame in seinem Buche veröffentlicht.“

Wer mich kennt, weiß, daß ich zu einer so schäbigen Handlung nicht fähig bin. Und im übrigen habe ich in meinem Leben überhaupt noch keine photographische Aufnahme gemacht.

Mein Freund hatte Herrn Gädertz bisher ruhig mit angehört. Jetzt trat er ihm scharf entgegen: „Sie mögen von Dr. Römer sagen, was sie wollen — das hat er nicht getan; denn ich hab ihn selbst bei Frau Dr. Siemerling eingeführt, und sie war bereit, ihm alles zu geben. Ich halte mich verpflichtet, Herrn Dr. Römer sofort zu schreiben, was Sie hinter seinem Rücken über ihn verbreiten.“ Tun Sie das nur, bemerkte Herr Gädertz. Und mein Freund tat es.

Ich habe manches in meinem Leben hören müssen, viel Unerfreuliches und Schmerzvolles — aber nichts hat mich je so verletzt, wie jene bodenlose Unwahrheit. Denn wie war die Sache in der Tat?

Damit nicht bloße Rede gegen Rede steht, betone ich, daß der Illustrator meines Buches, Herr Maler Fritz Greve, Mitglied des Vereins Berliner Künstler, meinem Besuche bei Frau Dr. Siemerling beiwohnte und die folgende schlichte Tatsache zeugeneidlich erhärten kann:

Frau Dr. Siemerling erzählte mir manche hübsche Einzelheit von Reuter, die ich verwendet habe; sie legte auch 18 Briefe des Dichters vor, bemerkte aber: Die habe schon Gädertz veröffentlicht. Ich dankte daher. Nun fiel ihr plötzlich ein, sie

habe noch einen ungedruckten Brief, und ging hinaus, ihn zu suchen. Und wie hab ich nun diese Minuten verwandt? Ich sah mir die Reuterbriefe an, und da ich ein recht hübsches Faksimile bringen wollte — ob sonst schon gedruckt oder ungedruckt —, fiel mir unter den Briefen eine gereimte Epistel ins Auge, die sich brillant eignete. Als Frau Dr. Siemerling wieder ins Zimmer trat, gab sie mir zunächst den unveröffentlichten Brief, und ich trug ihr dann meine Bitte wegen Wiedergabe der Epistel vor, die sie gern erfüllte: ich sollte die Handschrift nur noch am selben Tage zurückbringen. Mein Illustrator Herr Maler Greve photographierte das Schreiben im Garten der auch durch Reuter bekannten „Goldenen Kugel“, und nach einer halben Stunde brachte ich der Dame mit Dank ihr Eigentum zurück.\*)

Das ist der einfache, schlichte Hergang, und jeder ehrliche Mann mag urteilen, ob gegen mein Verhalten auch nur der allerleiseste Schatten irgend eines Vorwurfes sich erhebt. Erst Prof. Gädertz blieb es vorbehalten, daraus eine so gutartige Beleidigung zu konstruieren. Und zu welchem Zwecke der Herr solche Dinge in Mecklenburg hinter meinem Rücken verbreitete, liegt auf der Hand.

Als ich, nach allen anderen Machinationen, von jener schlimmsten Nachrede erfuhr, wirkte sie dermaßen auf mich ein, daß ich bald darauf schwer erkrankte. Meine Ärzte rieten mir nach der Genejung dringend von strafrechtlichem Vorgehen ab, da die wiederholten Aufregungen mich von neuem niederwerfen würden. So folgte ich im Interesse meiner Familie und litt schweigend Jahre hindurch. Aber es kommt ein Tag des Ge-

---

\*) In meinem Buch ist die Sache auf S. 174 erwähnt:

„Noch von Eisenach aus wurde der „große Borger“ am Marktplatz zu Bramborg (Dr. Siemerling) öfter in Anspruch genommen. Selbst diesen „spröden Motiven“ wußte unser Dichter eine heitere Seite abzugewinnen. Die in Reuters Handschrift wiedergegebene Epistel in Versen vom 10. Dezember 1863 gibt davon Zeugnis.

Es mag hier noch ein interessantes Schreiben folgen, welches ich der Liebenswürdigkeit der Frau Dr. Siemerling verdanke; der Brief ist, wie sie mir sagte, noch unveröffentlicht. . .“

richs, und jetzt, infolge Ihres neuen, weit belangloseren Angriffs, Herr Gädery, jetzt ist dieser Tag gekommen: „Dafür fallst Du mi Ned' stahn!“

\* \* \*

Hett dat Sei of ävernahmen, Herr Perfeesser? Ich glöw nich.

Aber machen wir eine Pause. Es tut uns beiden gut. Setzen Sie sich bitte unterdessen. Wir können uns inzwischen ruhig unterhalten — als ob nichts vorgefallen wäre.

„Soll ich wieder Xenien vorlesen, Herr Professor?“

„Nein, Herr Doktor, lassen Sie das. Sie sind immer gleich böshaft.“

„Halt, ich werd Ihnen von meinen literarischen Plänen erzählen. Ob was draus wird, weiß ich nicht — also bitte nichts zu verraten.“

„O, da bin ich neugierig.“

„Hören Sie: seit Jahren schon liegt mir ein humoristisch-satirischer Roman in den Gliedern. Titel: „Wie man berühmt wird!“ Ich habe da aus 22-jähriger publizistischer Praxis ein reiches, köstliches Material. Aber man kommt ja nicht dazu bei der Fülle von Tagesarbeit. Vielleicht mal später, wenn ich erst die Korrespondenz an den Nagel hänge. Und wissen Sie, Herr Professor, auch Sie sollten eine Rolle darin spielen!“

„Ich? Warum gerade ich?“

„Freilich sind Sie ja auch gar nicht berühmt — nur sozusagen in Gänsefüßchen berühmt\*). Und mein Plan hat Ihnen auch nur eine ganz bescheidene Nebenrolle zugeordnet, denn für eine Hauptfigur sind Sie nicht interessant genug.“

„Nun werden Sie wieder böshaft, Herr Doktor. Und ich hab Ihnen doch gar nichts getan!“

„Sie haben recht, Herr Gädery — und es ist ja auch bloß ein Plan. Einstweilen reim ich nur hin und wieder ein paar Knüttelverse. Wollen Sie mal hören?“

„O bitte!“

---

\*) Anmerkung des Lesers: „berühmt.“

Also:

Der Herr Professor.

Beim Redakteur war eine fête.  
Da kam ein Professor und einige Käte,  
Da kamen kluge und hübsche Damen  
Und viele Männer von Geist und Namen.  
Zum Nachtsisch gab der Wirt den Gästen  
Erlesene Unterhaltung zum Besten:  
Aus des Papierkorbs verlorenen Gründen  
Die drolligsten poetischen Sünden.  
Die trug er vor mit schelmischem Mund;  
Man lachte halb krank sich und wieder gesund!  
Dann aber las er einige Blätter,  
Das klang ganz anders — allewetter,  
Das war so fein und sonnig klar,  
Mit einem Worte: wunderbar!  
Man lauschte ernst und verständnisvoll,  
Da fuhr dazwischen einer wie toll,  
Laut rief er mit einer kupfernen Lache:  
Herrgott, ist das 'ne Pomische Sache!  
Es war der Professor — o quel malheur,  
Der literarische voyageur.  
Von wem ist das Zeug nur? fragte er schließlich;  
Der Wirt erwiderte scheinbar verdrießlich:  
Das Zeug, das Ihre Stimmung erhöhte,  
Mein Herr Professor, das ist von Goethe!

Auffspringend ruft Herr Gäderß: „Woher wissen Sie denn auch diese dumme Geschichte?“

„Aber Herr Professor“, sag ich begütigend, „sind Sie denn damit gemeint?“

„Ich weiß nicht, mir kommt die Sache so bekannt vor, ich glaube — am Ende hat Herr von . . .“

„Beruhigen Sie sich. Das ist ja ganz harmlos und gar nicht ehrenrührig. Aber wir können ja auch was anderes lesen. Befehlen Sie nur — wir haben ja Ruhepause.“

„Dann bitte aus meinen eigenen Schriften. Die hör ich am liebsten. Nehmen wir doch mal: „Was ich am Wege fand.““

„Heben Sie das alles auf, was Sie am Wege finden?“

„Nein nicht alles, nur Neues, noch Unbekanntes.“

„Ach so, und dann machen Sie doch auch das rechte Aufheben davon, Herr Professor, nicht wahr?“

„Nun werden Sie wieder ausfallend; lesen Sie lieber!“

Und ich lese. Aus dem Poesiealbum der Cäcilie Wattenbach, Jugendgeliebten von Geibel. Da schreiben Sie, Herr Gädery, auf S. 251 wörtlich:

„Unter den von ihrer eigenen Hand eingetragene Poesien Geibels, meist bald nach ihrem Entstehen und bevor sie durch den Druck bekannt wurden, sei noch erwähnt das melancholische Lied „Ich möchte hingehn wie das Abendrot“ mit dem Schluß:

Du wirst nicht hingehn wie das Abendrot,  
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken . . .

Aber Herr Professor, was blieb Ihnen da für eine „Entdeckung vorbehalten?“ Das ist doch gar nicht von Geibel: das ist zwar ein sehr schönes, doch fast abgeklappertes Lied von Georg Herwegh aus den bekannten Gedichten eines Lebendigen (1841). Haben Sie nie von der lustigen Parodie gehört: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot?“

„Nein, niemals. Sie werden wieder böshaft. Lesen wir doch anderes. Vielleicht einen Band von meinen „Reutertagen“.

„Schön, Herr Professor, und was darin steht, ist zum Teil gar nicht so übel. Wenigstens soweit es von Reuter selber herrührt. Aber auch da ist viel, viel Wertloses darunter, Spreu und Weizen bunt durcheinander. Sie verstehen nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden; Sie denken, weil es von Reuter stammt, muß es immer kostbar und charakteristisch sein. Und dann reden Sie zu breit von allen Nebenpersonen, von allen möglichen zufälligen Bekannten. Und noch obendrein dieser Mangel an System und durchgreifender Ordnung. Glauben Sie, ich habe mich noch immer nicht durch das Sammelsurium Ihrer „Reutertage“ hindurchgewunden. Und Ihre eigenen Auffassungen

— darüber schweigen wir wohl lieber. Ich erkläre Ihnen rundweg: Sie haben nicht nur die treffliche „Quising“, sondern auch unsern prachtvollen „Frisling“, diesen echten Erdenmenschen, salbungsvoll verhimmelt und stellenweise verzeichnet. Und wenn Sie mir nicht glauben, obwohl ich trotz alledem und alledem selbst Ihnen gegenüber objektiv bleibe, so lasse ich Herrn Dr. Brandes sprechen. Wie sagt der doch gleich:

Daß Gädery sie\*) möglichst beiseite schiebt, glauben wir zu verstehen: sie passen ihm nicht in sein Reuterbild, das er sich längst zurecht gemacht hat und von dem er nun auch nicht mehr abgehen möchte — sehr zum Schaden seiner Gesamtauffassung des Dichters, die stets etwas einseitig gewesen ist. Aber Römer, der im allgemeinen einen unbefangeneren Blick für Reuters Schwächen zeigt, hätte die Briefe doch mehr berücksichtigen können.

Nun, Herr Gädery, Sie werden als wahrheitsliebender Mann bestätigen, daß mir solche Berücksichtigung der in der Tat sehr wertvollen Briefe nicht möglich war: denn sie erschienen erst gleichzeitig mit meinem Buche. Sie aber hätten es gekonnt, wenigstens in der späteren Folge Ihrer „Reutertage“.

\* \* \*

Aber ich bin Ihnen noch ein paar Gegendienste schuldig, weil Sie mich so lieb und freundlich auf einen kleinen Irrtum hingewiesen hatten. Ich bedarf dessen freilich gar nicht. Sie können mir glauben: Ich hab in den mehr als 9 Jahren in stiller Fortarbeit noch andere Detail-Irrtümer festgestellt und im Handexemplar für eine neue Bearbeitung vermerkt. Ihnen allerdings, Herr Gädery, werd ich sie nicht verraten — aus guten Gründen! Das Bild Reuters selbst aber und seiner Entwicklung, das ich gezeichnet, bleibt unangetastet, unberührt, weil ich es im wesentlichen auch jetzt noch für echt halte. Und es gereicht mir zu einer gewissen Befriedigung, daß nach der Tagespresse auch

---

\*) Die „Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater“, herausgegeben von Dr. Franz Engel (1896).

die ernste fachmännische Literatur manches Wertvolle in den beiden von mir veröffentlichten Neuterbüchern gefunden und anerkannt hat.

\* \* \*

„Es war mir ein Bedürfnis, mich auch mit Ihnen mal sachlich auszusprechen.“

„Nun aber lesen wir weiter, vergnüglich weiter. Sie wünschten ja wohl aus Ihren eigenen Schriften?“

„Bitte.“

„Also Neutertage, Band I. Fangen wir gleich von vorn an. Ich besitze freilich nur die 1. Auflage. Späteres von Ihnen hab ich mir nicht mehr angeschafft.“

„O das genügt auch.“

„Da wählten Sie gleich zur Einleitung das Motto:

Was vergangen, kehrt nicht wieder,  
Aber ging es leuchtend nieder,  
Leuchtets lange noch zurück.

Goethe.

Ein bekanntes Wort und ein ziemlich bekannter Dichter! Aber das Zitat ist ja gar nicht von Goethe, sondern von — Karl Förster! Sehn Sie, da hab ich gleich einen kleinen Gegendienst für Sie. Ich dachte: Ihrer päpstlichen Unfehlbarkeit könnte sowas gar nicht passieren?“

„Ich hab es auch in der 2. Auflage geändert.“

„Aber Sie rechnen sich doch auch zu den „Goethekennern“! Und hatten die echten Goethekenner Ihnen nicht inzwischen ein wenig auf die Finger geklopft. Herr Professor?“

„Nun, irren ist doch menschlich.“

„Sehn Sie, das mein ich auch — und nun sind wir einig.“

\* \* \*

„Aber lesen wir weiter, lustig weiter. Wir finden vielleicht auch noch eine — „Abschrift“, eine „auffallende Ähnlichkeit“. Ich meine keinen gleichgültigen, anonymen Tagesartikel, sondern Ihre eigenen, von Ihnen so geschätzten Bücher. Und

setzen wir zum Beweise das corpus delicti gleich neben das Original. Also:

Das neue Jahrhundert.  
Köln. 1899. No. 32, S. 678 u. 679.

Die neuplattddeutsche  
Literatur.

Von Dr. Friedrich Dörr.

Dieser (Reuter) erklärte sich auch sofort dazu bereit und sandte mir für den 1. Jahrgang des „Plattdütschen Kalenner“ das... Läuschen „Anners möt't waren“. Als ich ihn dann bat, mir für den nächsten Jahrgang eine größere Erzählung in Prosaform zu liefern, . . . erhielt ich . . . gleich zwei Erzählungen: „Bon't Pierd up den Esel“ und „Wenn't kümmt, denn kümmt't mit Hupen“ . . . Ich füge hier gleich hinzu, daß der dritte und leider letzte Jahrgang meines Kalenders die bekannte Erzählung „Wat bi ne Awerraschung rute kamen kann“ enthielt . . . Dagegen hatte Reuter das . . . Gedicht „De Wesenbarger Klock“ besonders für den Kalender verfaßt . . . . So befand sich im 2. Jahrgang zu der Geschichte „Bon't Pierd up den Esel“ eine Zeichnung, auf der Reuter als Knabe von Onkel Mathias eine Ohrfeige erhält. Auf dieses Bild bezieht sich der Teil eines Briefes von Reuter an mich, den Wilbrandt ohne Nennung des Adressaten in seiner Biographie Reuters mitteilt. Im Herbst 1858 war bekanntlich durch die Stralsunder Zeitung die falsche Nachricht von dem Tode des Dichters verbreitet worden.

Aus Friß Reuters  
jungen und alten Tagen.  
Band 3. 1901. S. 94—97, 168.

Von

Prof. Dr. Karl Theod. Gädery.

. . . Reuter leistete der Auf-  
forderung zur Mitarbeiterschaft  
fleißig Folge und sandte für den  
1. Jahrgang das Läuschen:  
„Anners möt't warden“; der 2.  
brachte von ihm: „Bon't Pierd up  
den Esel“ und „Wenn't kümmt,  
denn kümmt't mit Hupen“, der 3.  
die Erzählung: „Wat bi 'ne Awerr-  
raschung rute kamen kann“ und das  
Gedicht „De Wesenbarger Klock“.  
Zu der Geschichte „Bon't Pierd up  
den Esel“ befand sich eine Zeich-  
nung, auf der Reuter als Knabe  
von Onkel Mathias eine Ohrfeige  
erhält. Auf dieses Bild bezieht sich  
der Teil eines Briefes von Reuter  
an Dörr, den Wilbrandt ohne  
Nennung des Adressaten in seiner  
biographischen Skizze (!) abdruckt.

Im Herbst 1858 war nämlich durch  
die Stralsunder Zeitung die  
falsche Nachricht vom Tode des  
Dichters verbreitet worden. Er-

Erschreckt schrieb ich darauf sofort an Reuters Gattin und erhielt alsbald von ihm selber einen überaus launigen Brief, der . . . mit den Worten begann: „Lieber Freund! Man geht nicht mit mir um, wie recht ist: Sie lassen mir S. 24 Ihres neuen plattdeutschen Kalenders vor aller Leute Augen Maulschellen geben, ein anderer Luidam versucht es, mich literarisch totzuschlagen, und nun kommen die Zeitungen und schlagen mich physisch tot usw.“ Dieses Briefbruchstück wird erst durch meinen Hinweis auf das Bild ganz verständlich werden . . .

. . . Und so faßte ich den Mut, Reuter zu einem Besuche in Hamburg, wo ich damals lebte, einzuladen und ihm meine bescheidene Wohnung als Absteigequartier anzubieten . . . Er traf im Herbst 1859 bei mir ein und blieb 4 Tage in herzlichem, anregendem Verkehr mein Gast . . .

Er hatte aber für uns eine besondere Überraschung in petto, denn nachdem wir ein einfaches Abendbrot eingenommen hatten, zog er lächelnd ein Manuskript aus der Tasche, das er vorlas. Es war der erste Teil von „Hanne Nüte un de lütte Pudel“, woran er damals arbeitete. Das herzige Gedicht fand jubelnden Beifall, obwohl Reuter, wie ich nicht verhehlen will, sich nicht eben als einen geeigneten Interpretor seiner Dichtung auszeichnete, sondern sich als einen ziemlich mäßigen Vorleser erwies . . .

erschreckt schrieb Dörr darauf sofort an die „Witwe“ und empfing alsbald von ihm selbst eine überaus launige Epistel, die mit den Worten begann: „Lieber Freund, man geht nicht mit mir um, wie recht ist: Sie lassen mir Seite 24 Ihres neuen Plattdeutschen Kalenders Maulschellen geben, ein anderer Luidam versucht es, mich literarisch totzuschlagen, und nun kommen die Zeitungen und schlagen mich physisch tot.“ Dieses Briefbruchstück wird erst durch den Hinweis auf jenes Bild ganz verständlich.

In dem Welttemporium an der Elbe lernte Reuter gelegentlich seines ersten Besuches, durch Dörr, bei dem er 4 Tage lang gaisliche Herberge hatte, im Spätsommer 1858, Ritter vom Geiste kennen . . .

Als die Versammelten beim Gläschen saßen, überraschte Reuter sie, indem er ein Manuskript aus der Tasche zog und vorlas: es war der Anfang von „Hanne Nüte“. Die herzige „Bägel- un Minschengeschicht“ mit ihren gemüt- und humorvollen Szenen rief ungeteiltes Entzücken hervor\*) . . .

\*) Auffallend, daß Gåbery gerade Dörrs Bemerkung wegläßt: Reuter habe sich nur als „ziemlich mäßigen Vorleser“ erwiesen. Freilich hatte Gåbery ja an anderer Stelle hervorgehoben, daß der Dichter auch ein guter Vorleser war! —

Johann Meyer, der damals als Redakteur in Ikehoe lebte, war . . . leider durch Krankheit verhindert, der Einladung zu entsprechen. Darauf bezieht sich der von Wilbrandt mitgeteilte warmeherzige Brief Reuters an Meyer, vom 22. 9. 1859, der mit den Worten beginnt: „Freund Dörr hatte es gut im Sinne, als er mich auf Ihre Bekanntschaft einlud; aber der gute Wille reicht nicht immer aus, wenigstens diesmal nicht. Aus dem allgemeinen Bedauern, welches sich an dem fröhlichen Abend über Ihr Ausbleiben und den Grund desselben aussprach, konnte ich abnehmen, was Sie Ihren Freunden sind und was Sie mir hätten sein können.“

Am letzten Tage seiner Anwesenheit in Hamburg machten Reuter und ich einen Ausflug in die freundliche Umgebung der Hansestadt, und auf der Uhlenhorst beehrte mich Reuter bei einer Flasche Wein mit dem Antrage auf ein herzliches Du und Du . . . Einige Tage nach seiner Abreise schickte mir ein Hamburger Photograph ein vorzügliches Brustbild des Dichters, das dieser heimlich für mich hatte aufnehmen lassen. Es hängt als heiliges Andenken . . .

Bei Ausbruch des Krieges von 1866 war ich im Auftrage mehrerer Zeitungen als Berichterstatter zur preussischen Mainarmee gegangen und war am Tage nach dem Gefecht bei Aschaffenburg vorübergehend nach Frankfurt gekommen. Ich trat dort am Vormittag in

Johann Meyer von Kiel, damals in Ikehoe, der liebenswürdige plattdeutsche Poet, wurde ebenfalls erwartet, entschuldigte sich aber wegen Krankheit. Ihm schrieb Reuter alsbald: „Freund Dörr hatte es gut mit mir im Sinn, als er mich auf Ihre Bekanntschaft einlud; aber der gute Wille reicht nicht immer aus, wenigstens diesmal nicht. Aus dem allgemeinen Bedauern, welches sich an dem fröhlichen Abend über Ihr Ausbleiben aussprach, konnte ich abnehmen, was Sie Ihren Freunden sind, und was Sie mir hätten sein können . . .“

Sonntags machte Dörr mit ihm eine Fahrt durch Hamburgs Umgebung; sie landeten zuletzt auf der Uhlenhorst, wo der ältere Fritz mit dem jüngeren Friedrich bei einer Flasche Rotwein Schmolli's trank . . . Zum Andenken hinterließ er dem Gastfreunde seine in Hamburg heimlich hergestellte Photographie . . .

Jene Zeit (sc. 1866) brachte auch ein Wiedersehen mit Friedrich Dörr, der als Berichterstatter zur preussischen Mainarmee eingetroffen war.

„An einem Vor-

ein großes Bierlokal, dessen hinterer Teil im Halbdunkel lag. Dort sah ich, während das Lokal sonst noch unbefucht war, einen Gast sitzen. Wir blickten uns einige Zeit fragend an, aber plötzlich erhoben wir uns beide gleichzeitig und eilten mit dem übereinstimmenden Ruf: „Fritz, büß Du dat?“ auf einander zu. Der Fremde war Reuter, der, wie er mir dann erzählte, von Eisenach herübergekommen war, um die große Menge von „Liebesgaben“ abzuliefern, die man ihm aus Mecklenburg für die Mainarmee geschickt hatte. Wir blieben nun den ganzen Tag beisammen und verplauderten den Abend im Palmengarten . . .

mittage trat ich“, erzählte mir derselbe, „in ein Bierlokal, dessen hinterer Teil in Halbdunkel lag. Dort sah ich einen Gast sitzen. Wir blickten uns beide forschend an; der Fremde kam mir bekannt vor, ich ihm offenbar gleichfalls. Plötzlich erhoben wir uns a tempo und eilten mit dem übereinstimmenden Rufe: „Fritz, büßt Du dat?“ auf einander zu, um uns herzlich zu begrüßen und zu umarmen. Es war Reuter, der eine ganze Wagenladung Liebesgaben abgeliefert hatte. Wir blieben nun den Tag zusammen und verlebten den Abend in gemütlichem Geplauder, im Palmengarten . . .“

„Na, Herr Professor Gädery, ist das nicht in Wahrheit eine — sehr, sehr auffallende Ähnlichkeit mit einem zwei Jahre früheren Aufsatz? Was haben Sie darauf zu erwidern?“

„Ich kenne ja Herrn Dr. Dörr persönlich.“

„Gibt Ihnen das ein Recht ihn abzuschreiben?“

„Aber ich hab ihn um Erlaubnis gefragt!“

„Selbverständlich. Das verlangt schon das Urheberrecht. Aber hätten Sie als wissenschaftlicher Mann nicht wenigstens die Quelle angeben müssen? Sie sind doch sonst so fürs Zitieren, auch da wo es sich nur um ein paar Worte Fritz Reuters handelt.“

„Herr Doktor, lesen Sie bitte meine Einleitung zu den Reutertagen, Band III: . . . „Unter den gütigen, freundlichen Menschen, die meine Sache zu der ihren machten“ ist doch auch Herr Dr. Friedrich Dörr genannt.“

Wichtig. Aber, Herr Professor, Sie haben nur nicht Ihre Sache zu der seinen — Sie haben seine Sache zu der Ihren gemacht. Ist das kein Unterschied? Und nun bitte, seien Sie

etwas zurückhaltender mit fälschlichen „Entpuppungen“, „Ab-  
schriften“ und „auffallenden Ähnlichkeiten!“

\* \* \*

„Aber wir haben ja noch Ruhepause, Herr Gädertz. Setzen  
wir unsere heitere Lektüre fort. Was wünschen Sie?“

„Ach bitte mein letztes Buch, die „Weihgabe“: Im Reiche  
Reuters.“

„Ich weiß ja: Sie sind dem „deutschen Volke“ alle Jahr sozu-  
sagen eine „Weihnachtsgabe“ schuldig. Das denken wenigstens die  
lieben Tanten und Bekannten. Sie haben das ja mal selbst  
öffentlich gesagt: in einem Tagesaufsatz über Ludwig Bechstein,  
der mit den Worten begann:

„Wer war Ludwig Bechstein? — wäre ich beinahe ver-  
sucht, den Leser zu fragen. Denn als ich auf eine neugierig-  
teilnehmende Frage, was für ein Buch von mir zum dies-  
jährigen Weihnachten erscheinen würde, antwortete: „Was ich  
am Wege fand“, eine also betitelte Sammlung von 16 illu-  
strierten Essays aus Literatur, Kunst und Leben, darunter  
Bechstein, klang mir der Ausruf an mein Ohr: „Aber der  
gehört ja doch nicht hinein!“ . . . .

Doch nehmen wir die letzte „Weihnachtsgabe“ vor: Die  
3 Aufsätze schenken Sie mir wohl. Die kenne ich im wesent-  
lichen aus früheren Veröffentlichungen. Und die vom Argus  
gelieferten 31 Seiten Presseberichte über Ihre Gädertz-Ausstellung  
mag ich auch nicht wiederkaufen. Was steht denn sonst noch  
Neues darin? O da sind ja auch zwei Gedichte in Ihrem  
„Reiche Reuters. Neues von und über Fritz Reuter in Wort  
und Bild.“ Für Gedichte hab ich ein besonderes Faible. Die  
muß ich mir ansehen. Das erste:

De Eckbom von Fritz Reuter.

Ich weet enen Eckbom, de steiht an de See,  
De Urdform de brußt in sin Knäst,  
Stolz reckt hei de mächtige Kron in de Höh',  
So is dat all dusend Johr west . . . .

Sie drucken das herrliche Gedicht im ganzen Wortlaut ab. Warum? Es steht doch in Hanne Nüte, und alle Welt kennt es. Ich hab es freilich auch 1896 in meinem Buche abgedruckt, aber nur als Faksimile, weil ich eine Eckbom-Handschrift Reuters gefunden hatte."

„Aber Herr Doktor, ich hab das Lied doch bei der Eröffnung meiner Ausstellung singen lassen."

„Das haben Sie recht gemacht; dagegen ist nichts einzuwenden. Aber es folgt gleich ein zweites Gedicht: „De Plattdütischen“ von — Karl Theodor Gäderg. Schade, daß das Urheberrecht mir den Abdruck versagt. Ich lechzte danach, es in seiner ganzen „Größe“ hierherzusetzen. So muß ich mich, obwohl Sie nachher wieder von „Abschrift“ und „auffallender Ähnlichkeit“ reden könnten, mit dem wortgetreuen Anfang begnügen:

Wo Plattdütischen sitten  
So trulich tosam',  
Is of jede Landsmann  
Von Harten willkam',  
Ut Meckelnborg, Pommern,  
Ut de drei Hansestädt,  
Un wo man snackt plattdütisch,  
Uns' oll brave Red' . . .

Daß Sie diesen schwächlichen Cantus haben singen lassen, ist Ihre Sache und nimmt Ihnen kein Mensch übel. Aber Sie setzen ihn nun im „Reiche Reuters“ kühnlich dicht hinter den „Eckbom“, einen so unglaublich wäfrigen Singsang hinter das kernig gewaltige Nationallied aller Niederdeutschen diesseits und jenseits des Ozeans, — Donnerwetter, das ist eine — —, doch bleiben wir ruhig, ich frage nur kühl: Ist das — Pietät?

Aber Sie sind ja ein „Dichter!“ Du lieber Gott. Und mancher denkt vielleicht schon im Stillen: Der Römer schießt ja mit Kanonen gegen — Spazzen! Nein, meine Herren, das sind noch gar nicht meine Kanonen; das ist ja erst kleines Nebengefecht. Meine Haupttruppen, meine Artillerie stehen noch im Hinterhalt. Und was die „Spazzen“ anlangt — ach Gott, das

sind ganz nette Tierchen, aber ihre Stimme ist unschön und sie dürfen sich nicht für Singvögel halten!

Doch nun, Herr Professor, lesen wir weiter. Es ist ja noch Zeit. Vielleicht die rührende Einleitung Ihrer neuen „Weihgabe“. Schade, daß ich auch sie nicht ganz wiedergeben darf. Aber ein paar Sätze gestatten Sie mir wohl. Man muß sich da Keuter auf einem himmlischen Podium denken; sein irdischer Generalpächter Herr Gädert senkt „pietätvoll“ das Knie. Natürlich duzt er ihn, obwohl er ihn nie gekannt hat. In Versen ist das wohl üblich — der andächtig Privilegierte aber darf es auch in Prosa. Und er hebt wörtlich an:

„Fritz Keuter, Du Dichter von Gottes Gnaden, in Deinem Reiche müssen sich alle wohl und glücklich fühlen, denn Du bist ein Herrscher voller Herzensgüte, Dein Zepter ist der Humor, der im Wappen die Träne führt . . . . . Im Reiche Reuters hatte ich ja schon über drei Dezennien als getreuer Untertan gewirkt, unentwegt, getragen von dem Vertrauen derer, welche „die nächsten dazu“ waren, Deinen Namen hoch zu halten, und Dir in Liebe verbunden . . . .“

Wie rührend, wie salbungsvoll, Herr Professor. Aber warum teilen Sie nicht mit, was Keuter dazu gesagt hat? Darf ich es tun?“

„Bitte, Herr Doktor.“

„Nun, ich werd ihn mal erst in Form einer Analogie antworten lassen und eine Stelle aus meinem Buche Fritz Keuter in seinem Leben und Schaffen vorlesen, pagina 17:

„Auf jenem Triumphzuge (durch Mecklenburg) bereitete auch die Stadt Wismar dem Dichter eine Feier. Damals redete, wie mir Frau Sophie Keuter\*) erzählt, eine Dame ihn überschwenglich mit den Worten an: „Herr Doktor, ich stelle Sie höher als Schiller und Goethe!“ — „Na denn man tau“, sagte Keuter, „adjüs of Madame“, und wandte ihr den Rücken.“

---

\*) Die inzwischen verstorbene Schwester Fritz Reuters.

„Wozu diese Episode, die ich natürlich kenne, Herr Doktor? Ich hab zwar auch Neuter angesprochen, aber erst 30 Jahre nach seinem Tode, und ich bin doch auch keine Dame, sondern ein männlicher Verehrer!“

„Da haben Sie Recht, Herr Professor. Vielleicht hat Frißing auf die Salbaderei nur kurz erwidert: Vergleiche Stromtid Teil 2, Kap. 19. Und was steht da?“

„Herr Inspektor“, föll de Rektor in, „eine gute Rede ist stets an rechter Stelle. Cicero . . .“ — „Was war dieser Cicero?“ — „Der größte Redner des Altertums“ . . . „Ich, Altertum hin, Altertum her! Wenn er weiter nichts war — ich kann die öilen Drähnbartels nich leiden. Der Mensch soll was prestieren. — Un das sag ich Ihnen, Rudolf, werden Sie mich kein Redner, meinetswegen angeln Sie — is ganz egal: Bors oder Plöz — aber mit die Reden, das 's grad so, as wenn Sie die Angel in 'n Sot hängen. — Un nu gu'n Nacht! Sochen komm!“ — Dormit gungen sei af; of Friß slog sich rechtich äwer de Pümpelhäger Brak, un em kemen allerlei Gedanken.“ — — —

„Doch wozu die Analogien? Ich denke mir, Neuter hat Sie doch wohl einer ganz speziellen Antwort gewürdigt:

Es war gerade Frühstückszeit. Frißing saß am Tisch bei einigen Bullen Wein, Bräsig ihm zur Seite. Famoso Stimmung. Da störte ihn plötzlich Ihr Dithyrambus. Er wandte sich um und fragte:

„Wat is dit, wat jall dit un wat bedüdt dit? Wat redt bei Kirl, wat handslagt und wat lamentiert hei? Ich kenn em ja gornich! Kennst Du em, Zacharias?“

Und Bräsig erwiderte:

„Ja, Frißing, hochgeehrtester Gönner und Freund, den'n kenn ich. Der hat mir schon mal als Aufruf ins Blatt reingesetzt und sich und sein Buch mit dazu. Weißt Du: Der hat mal Kleidaschen von mich gesucht: „ne viertimpige Mütz mit Troddel, Kittel mit lange Slippen, ne blagstripige Drellhos', Stäwel mit gäle Stulpen“ und sogar den roten Schnupptuch,

den ich zu meine natürliche Reinlichkeit brauche. Un damit hat er mir zu eine — Wachsfigur gemacht und mir ins Panoptikum reingesezt, der Herr Professor! Er wollte mir eigentlich in Dein Haus reinsezen nach Eisenach, wo sie ein Museum draus gemacht haben. Aber der Direkter Geheimrat Kürschner, der hier jezt auch oben is und Dich das bestätigen kann, hat gesagt: Das paßt sich nich, hier is kein Panoptikum, und als Wachsfigur is mich Bräsig zu geschmacklos!“

„Na, Zacharias, da hett de Geheimrat ganz recht hadd — wat fallst du of da? Is jo naug, dat du in min Bäuker steihst. Un darin warst du, glöw ik, lang noch bliewen! Sonn Kirl is dat also?“

Un Frising röppt runner: „Dat hei mi taufreden mit sin ewiges Gedrähn!“ Smitt de Himmelsdör tau un drinkt wedder'n düchtigen Sluck tausam mit Entspekter Bräsig.“

---

„Aber, Herr Doktor, Sie phantazieren ja nur.“

„Nicht ganz, Herr Professor, die Wachsfingurengeschichte ist authentisch und vom Geh. Hofrat Dr. Kürschner bestätigt. Aber man muß die Sache natürlich mit heiterem Ernste aufspuzen. Sonst wird sie ja langweilig für andere Leute!“

\* \* \*

Nun aber ist die Ruhepause zu Ende. Herr Prof. Gädertz, wir haben noch eine ernste Auseinandersetzung. Es handelt sich diesmal nur ganz nebenbei um meine Person. Aber ich bin zugleich ein öffentlicher und als Dr. jur. sogar ein vereidigter Anwalt von Recht und Wahrheit.

Und nun muß ich nicht nur Lebende gegen Sie aufrufen, auch Tote. Denn was Sie mir angetan haben, so wenig vornehm es sein mochte, scheint doch bedeutungslos gegen das, was Sie Jahre hindurch einem unserer Edelsten, dem Stolze aller Niederdeutschen zugefügt haben. Sie wissen, pietätvoller Herr Professor, wen ich meine!

Doch leiten wir auch diesen herben, schweren Fall nach dem Spruche des *Ridendo dicere verum* ein.

In dem Tagesaufsatz über Bechstein erzählen Sie:

Es war auf einem kleinen Schulfest des Lübecker Katharineums. Wir Knaben schossen . . . nach dem hölzernen Vogel, jede Klasse für sich; ich, damals Quintaner, traf zufällig Kopf und Krone . . . Der Preis bestand in einem . . . Exemplar . . . von Bechsteins „Deutschem Märchenbuch“. Der Ordinarius, der unlängst verstorbene Geschichtsprofessor Adolf Holm, überreichte mir daselbe mit kurzer Ansprache. Diese Errungenschaft . . . machte mich stolz-glücklich. Mit Begeisterung las ich die harmlosen . . . Geschichten und schwur bei Bechsteins Barte.“

Später schwuren Sie, wie man weiß, auch noch zu anderen Bärten: zum Barte Reuters, zum Barte — Goethes (nein, nein, der hatte ja keinen) und, nicht zu vergessen, zu Ihrem — eigenen Barte!

Aber, so frage ich, warum schwuren Sie nicht auch zum Barte Klaus Groths?

Das war doch ein so zart und fein empfindender, aber auch ein markiger und ergreifender Dichter; ja er gilt uns als der Wiedererwecker und Schöpfer, als der erste Bahnbrecher der neuen niederdeutschen Literatur. Und wer sich in sein Leben, in sein hartes Ringen, in sein von vaterländischem Geiste getragenes Denken vertieft, muß diesen echten Dithmarscher lieb gewinnen. Und Kiel lag doch Lübeck noch weit näher als Stavenhagen. Warum also „schwuren“ Sie, Herr Gädert, nicht auch zu Klaus Groth?

Vielleicht sagen Sie: Ja, Klaus Groth hat einmal in seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ Fritz Reuter angegriffen. (1858!) Und wer meinem „heiligen“ Reuter etwas zuleide tut, greift mich selber an. Das ist eine eigentümliche, aber doch scheinbare Logik. Und man muß darauf erwidern: Jedenfalls ist Klaus Groth nur dem damaligen Reuter, soweit er ihn und seine Schriften kannte, zu Leibe gegangen. Und dieser war Manns genug, sich zur Wehr zu setzen. Das hat er

denn auch in der bekannten „Abweisung der ungerechten Angriffe“ (1858) gründlich getan. Als Autor haben Sie das Recht und die Pflicht, jene Episode zu schildern. Ich habe es ja auch getan und Klaus Groth in der Sache selbst Unrecht gegeben.\*) Aber als ehrlicher Mann fügte ich hinzu: „Klaus Groth hat später der Würdigung Reuters sich nicht mehr entziehen können, und als der große plattdeutsche Dichter heimging, schrieb er in seinem Nachruf: Nu ward se nich ünnergahn de ole frame Ned oder wenn se't deit, ward se er Beste äwerlewert hebbn in de grote Reichschag. Awer of den noch ward de „Allen Kamellen“ in er Art lest warren as nu noch de Nibelungen in de ere, un en Nam nich uttowischen dervär: Fritz Reuter.“

Konnte ein Mann vom hohen Ansehen Klaus Groths einen Dichter, mit dem er mal eine Fehde gehabt, schöner und gewichtiger ehren?

Aber Herr Gädertz verzieh Klaus Groth niemals den einstigen Angriff, obwohl er in eine Zeit fiel, als Karl Theodor selbst etwa drei Jahre war.

Ja, warum denn nicht? wird man fragen. Und über dieses Warum will ich öffentlich Aufklärung geben. Es wird dann erkennbar sein, welchen inneren Wert überhaupt Gädertzsche Aburteilungen haben. —

\* \* \*

In seinen „Reuter-Studien“ — sie erschienen 1890, als unser Altmeister Prof. Klaus Groth 71 Jahr wurde! — schrieb der pietätvolle Herr Gädertz zu der einstigen, längst verjährten Fehde anmerkungsweise (S. 132) das Folgende:

„Reuter hat sich nie auf die Annäherungsversuche Groths eingelassen, dessen späteres Lob den wahrhaften Biedersinn Reuters geradezu unangenehm berührte. Ja, aus dem Grabe wäre er aufgesprungen, (!) hätt' er's vermocht, als Groths Nachruf auf ihn erschien mit all den banalen Phrasen (!) wie: „en vum de grötsten Dichter is hin un singt ni mehr“, „de ol

---

\*) Fritz Reuter in f. Leb. u. Schaffen, S. 165.

Goethe ward em dar haben en Platz neben sik fri maken“, mit der gar harmlos klingenden und doch sehr anmaßenden Reminiscenz: „Newrigens harrn wi uns wul mal haft un wrangelt . . . Denn ick weer toerst untotreden, un ik sä em lut, dat he höger langen muß . . . Fiting wer banni fünsch . . .“ „Fiting“?! Ja, „Fittings“ Mund war leider geschlossen, er hätte ihn sonst aufgetan und den Mann gekennzeichnet (!), der sich jetzt als Freund und Förderer des Entschlafenen dem deutschen Volke vorzustellen wagte.“ —

Dies zu schreiben wagte Herr Gädert, ohne sich in seinem Gewissen zu prüfen, ob er dem alten Klaus Groth nicht Unrecht, jedenfalls aber bitteres Leid zusügte!\*) —

Vorangegangen war schon der siebzigste Geburtstag Klaus Groths. Alle brachten dem verehrten Meister ihre Huldigung dar. Auch die Modernen!

So z. B. der kernige, flotte, temperamentvolle, aber auch wahrhaft pietätvolle Detlev von Liliencron.\*\*\*) Er widmete dem gefeierten Landsmann „Das Leesezeichen“, eine köstliche Feldzugsepisode. Das Gedicht klingt mit den Worten aus, die es eröffnen:

In Krieg und Frieden, über zwanzig Jahre,  
Trag' ich, wo immer auch mein Aufenthalt,  
Am Herzen Deinen Quickborn, und im Herzen  
Die goldne Fülle seiner Heimatlieder.

Wie wohl täte es mir, länger bei dem prächtigen Liliencron zu verweilen. Leider muß ich auf Gädert zurückkommen.

Untersuchen wir also die Frage: Wie hat dieser Herr, der doch sonst mit Eifer 25 jährige und gar 30 jährige Gedenktage feiert, wie hat er als niederdeutscher Autor den 70. Geburtstag Klaus Groths begangen?

\*) Zur gleichen Zeit (1900) verließ unser Kaiser Klaus Groth und Theodor Fontane den Schillerpreis.

\*\*) Vgl. auch meinen Aufsatz: Klaus Groth und Liliencron (mit zwei Briefen Liliencrons). Neues Jahrhundert, herausg. von Hans Land, 1899, S. 919.

Eine Antwort auf diese Frage gibt ein nicht mehr lebender, verdienstvoller und hochangesehener Mann, der Senator Dr. jur. Karl Eggers.\*) In einer gründlichen, liebevollen Würdigung Klaus Groths\*\*) schrieb er 1889, gleichsam in Parenthese, über das eigentümliche Verhalten des Herrn Gädery:

„ . . . Es macht einen geradezu bemitleidenswerten Eindruck, wenn in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ — wie es fast den Anschein hat in beabsichtigtem Hohn auf das Jubeljahr des Dichters — in Anknüpfung an Reuters' Verherrlichung Groth mit all jenem längst verjährten Apparat herabgesetzt wird, nicht bloß als Dichter, sondern auch als Ehrenmann durch die traurigsten persönlichsten Invektiven, die bereits das Gebiet der öffentlichen Beleidigung, wenn nicht schon betreten, so doch auf Messerschärfe an der Grenzlinie streifen (es ist von „Mißgunst, Verdrehung, Anmaßung“ die Rede in einem Ton, der über die Absicht keinen Zweifel aufkommen läßt). Erwägt man aber, daß der Verfasser jenes Artikels gerade vor zehn Jahren ein Heftchen plattdeutscher Reimereien zu Markt brachte, deren Titel\*\*\*) schon die Reklame trägt, „mit drei Originalgedichten von Klaus Groth, Theodor Storm und Theodor Souhay“, daß er also mit fremder Flagge und zwar Klaus Groths voran am Topmast, eine Ware ins Publitum zu bringen versuchte, die weiter keinen Wert hat, als daß sie nachweist, wie verschwenderisch die allgütige Natur auch in der Verleihung dichterischer Talentlosigkeit zu wirtschaften vermag, so darf man sich wohl der jammervollen Aufgabe überhoben sehen, den Beruf dieses ehrenwerten Mannes zu einem, und insbesondere zu seinem Urteil über unsern großen Plattdeutschen weiter zu kennzeichnen; ja man darf ihm Glück wünschen, daß er der zehnjährigen Jubelfeier

---

\*) Karl Eggers, gest. 1900, war auch ein sehr geschätzter plattdeutscher Dichter. Mit s. Bruder, Friedrich Eggers, dem Kunsthistoriker, hat er die Sammlung „Trensen“ (Kornblumen) verfaßt. (Herausgegeben 1875.)

\*\*) Sonntagbeilage der Pössischen Zeitung, 1889, Nr. 187 (21. April).

\*\*\*) Gemeint ist „Zulklapp“ von Karl Th. Gädery.

seiner eigenen plattdeutschen Muse ein Denkmal errichtete, welches durchaus deren Wert entspricht. Wenn es als Pflicht der Kritik erscheint, ein unberechtigtes modernes Streber- und Drängertum von Zeit zu Zeit bei seinem wahren Namen zu nennen, so mag Klaus Groth möglicherweise hinlänglich Genugtuung darin finden, wenn es hier einmal geschieht. Frits Reuter aber, der nach der vergeblichen Reklame mit Klaus Groth nunmehr zum Piedestal des Schriftsteller-ruhms erkoren zu sein scheint, welchen der Verfasser jenes Artikels vielleicht erstreben mag, darf füglich ausrufen: „Behüte mich Gott vor meinen Freunden!“

In der Tat eine treffende, klärende Abfertigung! Und ich halte es für nützlich, sie der Vergessenheit zu entreißen.

\* \* \*

Es war mir selbst noch vergönnt, Klaus Groth, dessen herrliche Dichtungen auch mir die Seele durchwärmten hatten, durch Mitwirkung eines gemeinsamen Bekannten näher zu treten. Leider nicht mehr persönlich, wie wir es beide wünschten, aber doch in Briefen und in einem Meinungsaustausch, den ein geschätzter junger Freund Klaus Groths vermittelte, um dem Greise das Schreiben zu ersparen.

Damals erhielt ich neben vielem andern auch offenen psychologischen Einblick in die Gründe, die den Quickborndichter einst bei dem Angriff auf Reuter geleitet hatten. Der „Fall“ stellte sich damit, rein subjektiv betrachtet, für Klaus Groth günstiger, und ich hielt es für eine Pflicht, es auch öffentlich auszusprechen.\*) Da schrieb ich:

„. . . . Klaus Groth hat ohnedies durch die ewigen, unberechtigten Vergleiche mit Frits Reuter zu leiden gehabt, und seine stille Größe ist durch den sieghaften, sonnigen Humor, durch die derb

---

\*) Klaus Groth. Zum 80. Geburtstag von Dr. A. Römer (Über Land und Meer, 1899 Nr. 29). Verbessern muß ich hier im wesentlichen nur die Angabe, daß eine Erzählung von Groth (1855) wieder die erste, literarisch wertvolle plattdeutsche Prosa war: John Brinkmans „Dat Brüden geiht ün“ ist noch ein Jahr früher erschienen.

zugreifende Kunst seines mecklenburgischen Genossen hier und dort etwas in den Schatten gestellt worden. Da ist ein offenes, klärendes Wort am Platze.

Beide Dichter sind unabhängig voneinander ihren Weg gegangen, und die Freunde niederdeutscher Dichtkunst können nur bedauern, daß das Leben sie nicht zusammengeführt, daß sie nicht Freunde geworden sind, nachdem die einstige Fehde längst verjährt war, diese Fehde, die im Grunde doch nur darauf beruhte, daß Klaus Groth in dem Verfasser der „Läuschen un Rimels“ unmöglich die Kraft und Bedeutung des späteren Dichters erkennen und ahnen konnte. Er glaubte damals einen Rückfall zu sehen . . . er fürchtete eine neue Gefahr für die eben erst durch seine Kunst geadelte plattdeutsche Dichtung. Nun, er hatte sich getäuscht, wie viele andere, die Reuter weit näher standen, und er hat selber später aus vollem Herzen mit eingestimmt in das begeisterte Lob, das den Meisterwerken des großen Wirklichkeitsdichters gespendet wurde.“ Es folgt dann ein Hinweis auf die Verschiedenartigkeit beider Männer, die „in ihren Schöpfungen zugleich sprachliche und kulturhistorische Denkmäler hinterlassen“.

\* \* \*

Mußte man der Versicherung eines edlen Mannes wie Klaus Groth nicht glauben, durfte man an seiner späteren ehrlichen Anerkennung zweifeln? Herr Prof. Gädertz „zweifelte“, und ich will ihn auch gar nicht überzeugen. Mit ihm werden wir später auch ohnedies fertig!

Aber für die Öffentlichkeit sei daran erinnert, daß Klaus Groth schon ein Jahr nach der leidigen Fehde Reuters Franzosentid mit anerkennender Freude begrüßt hat. (Altonaer Merkur, 25. Dez. 1859.)

Und während ich dies schreibe, habe ich zufällig noch ein neues Beweisstück in die Hand bekommen — und gar nicht mal von der Familie Klaus Groths, die keine Ahnung hat von meinem, nur durch Rechtsgefühl veranlaßten Vorgehen.

Da habe ich also einen noch unbekanntenen Brief Klaus Groths aus Kiel, 10. März 1863. Und da steht wörtlich zu lesen:

„. . . über Reuter können Sie jetzt sehen, wie früh ich über ihn empfehlend geschrieben, weit aus der Erste hier! . . .“

Und nun sage jeder ehrliche Mann: darf man noch an der Unfrichtigkeit des Klaus Groth'schen Nachrufs von — 1874 zweifeln?\*)

\* \* \*

Den achtzigsten Geburtstag Klaus Groths, den ganz Deutschland in herzerhebender Weise feierte, hat Prof. Gädery nicht mehr zu stören gewagt. Seine melodiose Stimme wäre auch in dem Jubelchor verhallt. Sicher lag ihm wohl noch die gründliche Abfertigung durch Senator Eggers ein wenig in den Gliedern.

\* \* \*

Aber nun kommt das Wichtigste:

Ich frage Sie, Herr Prof. Gädery, war es lediglich die „Generalpacht“ Fritz Reuters, die Sie „pietätvoll“ zu solcher — seien wir milde — zu solcher Unfreundlichkeit gegen den andern Bahnbrecher der niederdeutschen Literatur veranlaßte?

Nein, es war ganz anderes, rein persönliches! Die Beweise, die sich ganz leicht verstärken lassen durch eigene Schreiben von Gädery, sind vorhanden als Briefe Klaus Groths an mich selbst. Natürlich hab ich sie schon seit Jahren. Denn unser feinsinniger Poet starb bereits am 1. Juni 1899. Und von diesen vernichtenden Briefen hab ich öffentlich noch keinen Gebrauch gemacht. Hätte Herr Gädery sich mir gegenüber ebenso verhalten? Auch jetzt wären sie ruhig im Schubfach geblieben als stille Reliquien, die ich meinen Kindern hinterlassen wollte, als Dokumente eines edlen Mannes, daß ihr Vater doch ein ganz anderer Kerl gewesen ist, wie ein gewisser Professor allen möglichen Leuten glauben machen will!

---

\*) Auch Brandes, mit dem ich sachlich meist übereinstimme, schreibt: „Man kann es nur bedauern, daß Gädery diesen alten Streit durch eine viel zu weitgehende Parteinahme gegen Klaus Groth in der Literaturgeschichte unablässig weiterführt . . . Eine solche Vereiztheit, die dann natürlich auch den Groth'schen Dichtungen nicht gerecht zu werden vermag, kann ihm und seiner Sache in den Augen aller Objektiven nur schaden.“ Die Gründe dieser „Parteinahme“ und „Vereiztheit“ kennt auch Brandes nicht.

Die Briefe sollen hier erst zum kleinsten Teil veröffentlicht werden; sie bleiben mir für alle Fälle als schriftliche Zeugnisse eines nicht nur bedeutenden, durch die Jahrhunderte fortlebenden, sondern auch streng wahrheitsliebenden Mannes.

Also was hatte der große Dichter dem kleinen Bielschreiber getan?

Unterm 12. April 1898 gab mir Klaus Groth hierüber folgende Aufklärung:

„. . . Als eine plattdeutsche Gedichtsammlung von ihm (Gädert) unter dem Titel Zulkapp vor Jahren erschien, fand ich in dem mir zugesandten Exemplar von dem Verlage auf einem gedruckten beigelegten Zettel schon eine Anzahl lobender Zeitungsartikel angeführt. Von mir war dort gesagt: Prof. Dr. Klaus Groth würde demnächst eine Empfehlung des Zulkapp in dem Plattbütschen Husfründ liefern. Dies war gelogen, und für mich hinreichend, nie ein Wort über den Mann oder an ihn zu verschwenden, obgleich er mich noch wiederholt dringend bat. Ich hatte dem Mann für seine erste literarische Arbeit über das plattdeutsche Drama durch Rat und Empfehlung ernstlich beigestanden, er war mir zu Dank verpflichtet, wie er selbst in Briefen, die ich noch liegen habe, ausgesprochen hat. Nun verwandelte sich der Dank in Haß, der Mann hat mich seitdem verfolgt und versucht mir meine Ehre . . . ., denn zu meiner Ehre gehört es, daß ich, wie mir selbst der Kaiser telegraphisch ausgesprochen hat, daß ich „der Begründer der neuplattdeutschen Literatur“ bin, daß Andere von mir gelernt haben, nicht ich von Anderen. Noch zu meinem 70. Geburtstag bemühte sich der Mann in einem Artikel irgendwo, der einzige der Art damals, mein Werk und mein Ansehen zu beschmüßen . . . .

Ihr ganz ergebener

Klaus Groth.

So, meine Herren, ist nun das „Warum“ im Falle Klaus Groth beantwortet? Soll ich etwa noch betonen, daß Herr Gädery, als der große Dichter seine „Autoreneitelkeit“ aus ernstern, guten Gründen verlegte, noch gar nicht — Fritz Reuter sich mit Blut und Siegel verschrieben hatte? Denn das erste Büchelchen über seinen jetzigen Heiligen, die „Reuter-Reliquien“ erschienen erst 7 Jahre nach dieser Abweisung Klaus Groths, erst 1885. Ist das deutlich, und bedarf es noch eines Kommentars?

\*

Aber wir sind noch nicht fertig, Herr Prof. Gädery. Es folgt noch ein tragikomisches Nachspiel.

Man wird sich denken, wie ich in tiefster Seele von Ihrem Verhalten berührt war, von dieser Handlungsweise gegen einen Greis, dessen Dichtungen ich liebte.

Obwohl ich hiernach, aus einer begreiflichen Selbstachtung, mir Schranken auferlegte und Ihnen volle Freiheit der „Rede“ ließ — eine kleine, kostbare Probe der Eitelkeit mochte ich mir doch nicht entgehen lassen: das schon früher berührte Kuriosum aus dem Langenscheidt-Kalender. So schrieb ich am 8. Januar 1899 folgende kleine Notiz:

„Mit dem 257. Todestage Galileis feiert morgen die gebildete Welt den 44. Geburtstag von Karl Theodor Gädery. Der Langenscheidt'sche Kalender wird der hohen Bedeutung dieses Tages gerecht, indem er eine ausführliche Autobiographie des „verdienten Gelehrten“ und „selbstschöpferischen Poeten“ bringt. Es wird darin sein „feiner Spürsinn“ gerühmt und das Wort zitiert: „Finden und machen, das ist die Kunst, welche Gädery unleugbar versteht.“ (Unter „machen“ ist jedenfalls „Kellame machen“ gedacht.) Die andere Seite trägt ein Bildnis, nicht von Galilei, sondern von Gädery, und dazu von ihm eigenhändig fabrizierte Verse, die das Talent des „selbstschöpferischen Poeten“ in das hellste Licht rücken:

„Ich habe stets gefunden, daß ein schön Gesicht

Die internationale Weltsprache spricht.

Der Junge fremden Kant man oft verstehn nicht kann,

Ein schönes Aug' uns blickt gleich mit Verständnis an.“

Gädery soll nächstens von Mathias Weber zum Wettkampf herausgefordert werden.“

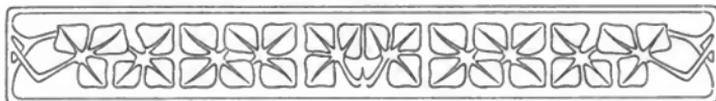
Das Zeitungsblatt mit dieser Notiz flog auch nach Kiel in die Villa unseres alten Klaus Groth. Und prompt erhielt ich die bisher unveröffentlichte Antwort:

„Das war ja ein erfrischender Morgenimbiß! Sollte er sich wehren, so stehen Ihnen eine Anzahl Briefe von ihm zu Gebot: wie er Rat sucht, dann für Hilfe dankt, später um Lob bittet und bettelt, und als ich Schweige und ihm nicht eine Hintertreppe zum Parnas hinaufhelfen will, hat er meine Ehre . . . . ., in fast jeder seiner Veröffentlichungen ein wahrer . . . . . Ich fragte einmal Geibel: Kennst Du usw.? Ach ja, war seine Antwort, er ist ja eine Art Better von mir! Der kann garnichts, am wenigsten Plattdeutsch. Armer Geibel! Wie ist er selbst auf Dein Grab geklettert, um hoch zu kommen. — Danke schön, lieber Freund!

Ihr Klaus Groth.“

Wollte ich dieser Epistel des Quackborndichters ein Wort hinzufügen, ich würde sie abschwächen.





## Anhang.

(Zu Seite 199.)



Aufsatz v. Friedrich Friedrich  
in der Gartenlaube

1874.

Der Heimgang eines Dichters.

Fritz Reuter ist tot! In vielen tausend Herzen haben diese Worte einen schmerzvollen Widerhall gefunden: von Mund zu Mund ging die Trauerbotschaft, und manches Auge hat sich mit Tränen gefüllt bei dieser Kunde. Er ist tot, der Mann, der dem deutschen Volke ein so reiches Erbe in seinen Werken hinterlassen hat; sein treues, gutes Auge leuchtet seinen Freunden nicht mehr; sein Herz, das so reich an Liebe war, welches für alles Gute und Edle so warm schlug, steht still für immer — er ist heimgegangen, der Dichter, der an Gaben so reich begnadet war.

Ich will in diesen Zeilen nicht Reuters Verdienste würdigen, denn sie liegen in seinen Werken unantastbar versiegelt; ich will den Heimgang eines echten deutschen Dichters schildern, der mit jedem

Zeitungsartikel aus der „Korrespondenz für Kunst und Wissenschaft.“

10. Juli 1899.

ar. Fritz Reuters Heimgang vor 25 Jahren. Am Mittwoch den 12. Juli sind es 25 Jahre, daß Fritz Reuter, unser großer plattdeutscher Volksdichter und Humorist, für immer die Augen schloß. Ostern 1874 hatte sich bei ihm ein Herzleiden bemerkbar gemacht. Auf der Terrasse seines Gartens zu Eisenach begrüßte er den letzten Frühling. Als sein treuer Gärtner Müller für ihn eine geschützte Grotte herrichtete, wurden zwei starke Wurzeln einer starken Eiche abgeschnitten — Reuter sagte: „Die Wurzeln sehen mich wie zwei Augen an. Wenn ich hingehe, wird auch die Eiche vergehen.“ So kam es: Als man den teuren Dichter zur letzten Ruhe bettete, entfärbten sich die Blätter der Eiche. Drei Tage noch vor seinem Tode grüßten ihn auf der

Gedanken, mit jedem Pulschlage seines braven Herzens fest in seinem Volke wurzelte; ich will dem Freunde, dessen Hand so lieb und innig zu drücken verstand, einen letzten Gruß zurufen.

Die Stelle, welche Reuter in der deutschen Literatur einnimmt, ist ihm freudig von allen denen eingeräumt, welche den Klang seiner Sprache verstehen — seine Werke sind liebe Freunde geworden in Palast und Hütte; der Volksmund hat aus ihnen geschöpft. Seine Gestalten haben Fleisch und Blut gewonnen; sie leben fort und werden noch oft, bald schallhaft, bald wehmütig lächelnd, an uns herantreten, als wüßten sie, wie lieb wir sie gewonnen haben.

Fritz Reuter ist tot! Noch vermag ich den Gedanken kaum zu fassen, und es ist mir, als müßte ich zu ihm eilen auf die Terrasse in seinem Garten, wo er, seit Östern schon an einem Herzübel leidend, den schönen Frühling und die Blumenpracht des Sommers in seinem Rollstuhle begrüßte, da zu gehen ihm nicht mehr gestattet war. Wie warm drückte er die Hand, wie lieb blickte sein Auge, wie durchzuckte mich die ganze Fülle seiner Herzengüte, wenn seine Hand mir schmeichelnd durch den Bart hinstrich und seine Lippen so freundlich sagten: „Mein lieber alter Frihe!“ Noch hatte sein Geist trotz seines Leidens seine volle Frische bewahrt. Er nahm an allem das regste Interesse; er scherzte und lachte.

Terrasse die blühenden Rosen; dann verließ er das Lager nicht mehr. In einer Nacht, als seine liebevoll sorgende Gattin mit ihm allein war, fragte er plötzlich: „Quising, glaubst Du wohl, daß meine Schriften mich überleben werden?“ — „Ist das Dein Wunsch, mein Frih?“ versetzte sie, gewaltsam ihren Schmerz unterdrückend. „O gewiß“, hauchte er leise, „es wäre doch schön!“ — Der letzte Lebensstag — ein Sonntag. Träumend schien der Dichter noch einmal seine prächtigste Gestalt, den unvergänglichen Bräsig vor seinem Geiste zu sehen, wie zum letzten Abschied. Leise hörte man die Worte: „Da bin ich Dich über!“ Dann öffnete er die Augen und flüsterte seiner Gattin zu: „Gedenken, gedenken?“ Schluchzend küßte sie seine Hand: „Ja, immer in Liebe und mit Dank!“ Noch einmal entrang es sich von seinen Lippen: „Friede, Friede, Friede.“ Dann schlossen sich müde die Augen, und leise hauchte er die letzten Worte: „Quising, lulle mich in Schlaf!“ Bald hielt ihn der ewige Schlummer umfassen. Am 12. Juli nachmittags 5 $\frac{1}{2}$  Uhr hatte Reuters Herz zu schlagen aufgehört. Der Dichter starb im 64. Lebensjahre. Noch einmal offenbarte sich die herzerhebende Liebe, die Fritz Reuter sich in allen Kreisen des Volkes erworben hatte, als man ihn am Mittwoch den 15. Juli hinausrug auf den stillen, sonnigen Gottesacker. Der Bürgermeister seiner geliebten Vaterstadt Staven-

Dort saß er unter den schattigen Zweigen einer Eiche, in einer kleinen Grotte, welche sein treuer Diener und Gärtner Möller in den Felsen gemeißelt, um den Kranken gegen Wind und Zug zu schützen. Freiglitte von dort sein Auge hin in das stille und liebliche Johannisthal, und wenn dann auf der nahen, zur Wartburg hinführenden Chaussee Fremde hinwanderten und dem Dichter durch Schwenten der Hüte und Wehen mit Tüchern einen Gruß zuriefen, dann glänzten seine Augen und mit rührender Bescheidenheit sprach er noch leise: „Die guten Menschen!“

Von der Eiche, die ihm den Schatten gab, waren bei dem Aussehen der Grotte zwei kräftige Wurzeln abgeschnitten, und mehr als einmal sagte er: „Die Wurzeln sehen mich wie zwei Augen an. Wenn ich hingeh, wird auch die Eiche hingeh.“ Die Eiche stand noch wenige Tage vor seinem Tode in vollem, frischem Grün, und heute, an dem Tage, an dem er in die Erde gebettet ist, färben sich ihre Blätter, und halb vertrocknet steht sie da, als wollte sie keinem Menschen weiter Schatten geben.

Die Gefahr seines Leidens kannte er nicht, obchon sie seiner treuen und so innig geliebten Gattin nicht verborgen war. Monatelang wechselte sein Zustand. Seine kräftige Natur schien sich immer wieder durchringen zu wollen; die Hoffnung auf Genesung keimte wieder empor, und nur, wenn er die Hand seiner Gattin erfaßte und mit seiner

hagen schmückte den mit Blumen über und über bedeckten Sarg des Dichters mit einem Kranz aus dem Laube der Reuter-Eiche. Die Grabrede auf dem Friedhofe hielt Generalsuperintendent Peterßen, ein alter Freund des Heimgegangenen; er sagte: Fritz Reuter ist ein Liebling des deutschen Volkes geworden, weil er befaß, was einst Uhl and von seinem Fürsten verlangte: Für unser Volk ein Herz! . . . In einer stillen Ecke des Eisenacher Friedhofes ist Fritz Reuter gebettet; Zweige hängen wie schirmend hernieder, während drüben in ferner Höhe die Wartburg emporragt. Luise, die seit 1894 ihm zur Seite ruht, hat ihrem Gatten ein schönes Denkmal in italienischer Renaissance errichten lassen. Den Hintergrund bildet die Giebelwand eines griechischen Tempels mit zwei dorischen Säulen. In der Nische steht die von A f i n g e r modellierte Marmorbüste Fritz Reuters; über seinem Haupte ein goldener Lorbeerkranz, gespendet vom Dresdener Verein Schurr-Murr. Es ist ein herrliches, stimmungsvolles Dichtergrab, und es trifft zu, wenn ein anderer Poet gesungen hat: „ . . . Um dieses Sängers Gruft wird ein ew'ger Frühling sein.“ Den schönsten, würdigsten Nachruf widmete Fritz Reuter sein edler Freund Gustav Freytag: „In Fritz Reuter hat die Nation wieder einen von den stillen Führern verloren, welche in der engen Zeit vor 1848 zu Männern wurden, welche in hartem Kampf

weichen Stimme sagte: „Meine liebe Luising“, dann schimmerte wohl das Gefühl der Wangigkeit aus seinen Augen, daß er von der getrennt werden könne, mit der sein ganzes Leben, sein Denken und Fühlen so innig verbunden war, die ihm in trüben und guten Stunden treu und lieb zur Seite gestanden, die ihn gepflegt und gehütet, wie nur eine Mutter ihr Kind hüten kann. Täglich kam sein treuer und tüchtiger Arzt, Dr. Bedemann, zu ihm, und wenn derselbe auch das mehr und mehr dahinschwindende Leben nicht aufzuhalten vermochte, da trotz aller Bemühungen der seit Monaten fehlende Appetit nicht wiedertehren wollte, so brachte er ihm doch jedesmal Beruhigung und neue Hoffnung mit.

Noch war es ihm vergönnt, seine Lieblinge, die auf der Terrasse stehenden schönen Rosen, blühen zu sehen; noch freute er sich über die prachtvoll blühende *Glycinia chinensis*, die seit Jahren nicht eine so reiche Blütenfülle gezeigt hatte, und noch sah er die prächtige blaue Blume der *Clematis Bachmanni*, die an dem Balkon seiner Villa sich emporrankt.

Am Donnerstag Morgen, drei Tage vor seinem Tode, ließ er sich zum letzten Male in seinem Rollstuhle auf die Terrasse fahren, dann legte er sich nieder um auszuruhen — er sollte sein Bett nicht wieder verlassen. Die heißen und schwülen Tage hatten seinen Zustand verschlimmert, aber noch am Freitage

mit widerwärtigen Verhältnissen ihre Kraft festigten . . . Er lebte unter uns als ein guter hochsinniger Mann, redlich, opferbereit, wahrhaft, von einer seltenen Reinheit des Gemüts. Nicht alle, welche mit fröhlichem Lachen seine Bücher lesen, wissen auch, daß er zugleich in allen großen Dingen von gereistem und sicherem Urteil war, ein warmherziger, aber auch ein besonnener und scharfsichtiger Patriot . . . Auch als Dichter schuf er nicht wie ein Sorgloser, der nur lustigen Einfällen folgt, die wie ein nicht zu erschöpfender Born aus seiner Seele quollen. Er war Künstler im höchsten Sinne des Wortes . . . Freilich war er einer von den Glücklichen, bei denen der Leser gern die Kunst über dem strohenden Reichtum der Naturkraft vergißt. Fast zahllos sind die Charaktere aus dem Volke, die er dargestellt, und jeder mit einer Fülle von originalen Zügen ausgestattet, ganz unbegrenzt erscheint sein Reichtum an ernststen und komischen Situationen. Ihm war die schönste Gottesgabe verliehen, der Humor. Ein echt deutscher Humor, in welchem über der launigen Darstellung menschlicher Beschränkung und Verkehrtheit überall die herzliche Liebe zu den Menschen fühlbar wird . . . Dem echten Dichter wird ein Glück zuteil, mit dem sonst nur wenige Sterbliche begnadigt sind, er lebt als Individualität auch nach dem Tode in seinem Volke fort, bildend, erhebend und neues Leben schaffend.

und Sonnabend war keine ernsthafte Besorgnis für sein Leben vorhanden, denn ähnliche Tage, an denen er während seiner Krankheit an das Bett gefesselt war, waren öfter vorgekommen. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage und vor allem am Sonntage selbst nahm sein Leiden schnell zu, und nur zu bald war die Hoffnung abgeschnitten.

An Pflege fehlte es dem Kranken nicht — was Menschenmacht zu leisten vermochte, ist geschehen; seine Gattin wich nicht von seiner Seite. Die Diakonissin, Schwester Telesphora, unterstützte sie in ihrer stillen und bescheidenen Weise auf das Beste. Dr. Wedemann war fast unablässig bei dem Kranken und Reuters langjähriger Freund, der Gerichtsrat Fischer, gab ihm den Freundeszuspruch.

Die Herzenstätigkeit des Kranken wurde schwächer und schwächer. Seine Leiden waren erträglich, nur wenige Male, wenn die Brust nach Atem rang, drängten sich die leisen Klageworte: „Mein Gott!“ über seine Lippen. Sein Geist war noch immer klar und frisch, obschon das Gefühl des nahen Todes ihn erfaßt hatte. Als er seine Gattin fragte, wohin sie ihn nach seinem Tode bringen lassen werde, und sie ihm erwiderte, in ihr Zimmer, welches wie ein Heiligtum geschmückt und mit Andenken von ihm und an ihn erfüllt ist, da ergriff er tiefbewegt ihre Hand und rief: „meine Luising, das wolltest Du tun!“

Allmählich ging sein Geist in einem halbträumenden Zustand über, aus dem er dann und wann wieder zu voller Klarheit erwachte. Die beste und unvergeßliche Gestalt seiner Werke, der Inspektor Bräsig, schien wie zum Abschiede vor ihm aufzutauchen, denn mit geschlossener

Der beste Teil seiner Seele und die Summe seiner Erdenarbeit dauern unverändert in seinen Werken. Und wieder sehr wenigen Dichtern unserer Nation ist eine so wirksame Unsterblichkeit beschieden, als gerade ihm . . .“ Die 25 Jahre, die jetzt seit Frits Reuters Hinscheiden vergangen sind, haben in der That seine köstlichen Werke und den Dichter selbst unserem Volke nur noch vertrauter und lieber gemacht.

(Enbe.)

nen Augen daliegend, sprach er leise: „Da bin ich dich über!“ dieselben Worte, welche Bräsig zu Habermann spricht. Als er dann nach einiger Zeit leise, halb fragend rief: „Gedenken, gedenken?“ und seine Lebensgefährtin schluchzend seine Hand küßte und rief: „Ja, immer in Liebe und mit Dank!“ da öffneten sich seine Augen und ruhten still auf der Gefährtin.

Der Abend nahte. Das Herz wurde schwächer und schwächer. Als der Arzt wieder zu ihm ins Zimmer trat, sprach er: „Herr Doktor, ein schwerer, schwerer Kranker!“ Er fühlte das Nahen des Todes. „Friede, Friede, Friede!“ rief er nach einiger Zeit, als wollte er noch einmal der Welt das als Vermächtnis zurufen, was er stets gewünscht, als empfände er, daß auch auf ihn der Friede sich herabsenkte nach einem Leben, das so reich an Kampf, an Schmerzen und auch an Freuden gewesen war.

Schwerer und schwerer atmete seine Brust; die Müdigkeit des ewigen Schlafes legte sich auf seine Augen. Den Kopf etwas zur Seite wendend, sprach er: „Luisling, lulle mich in Schlaf! Es waren seine letzten Worte. Nach kurzer Frist hatte sein Herz zu schlagen aufgehört — am Sonntag, den 12. Juli, nachmittags fünf und ein halb Uhr.

So war der Heimgang eines Dichters, der in den Herzen von vielen Tausenden für immer leben wird. Draußen im Garten dufteten die Rosen und weißen Lilien, und die Clematis an dem Balkon ließ wie zur Trauer ihre Hunderte von Blüten niederhängen. Die Stille des Todes war eingetreten in das Haus, welches der Geschiedene sich vor noch nicht zehn Jahren so schön erbaut, in welchem sein Mund so manches heitere Wort gesprochen, in dem er so manchem Freunde die Hand gedrückt.

Um acht Uhr trugen wir den Toten aus seinem Schlafzimmer, in welchem er geschieden war, in das Zimmer seiner Gattin, um ihn dort niederzulegen, wie sie ihm versprochen hatte. Keine fremde Hand rührte ihn an. Dr. Wedemann, der Gärtner, die Schwester Telesphora und ich, wir trugen ihn, und als wir ihn dort halb zwischen Blattpflanzen und Blumen auf das letzte Lager gebettet, drängte sich uns unwillkürlich die Frage auf: ist er wirklich tot oder schläft er nur? So still und friedlich lag er da; der Tod hatte keinen seiner Züge verzerrt; kein starrer Ausdruck lag auf dem Gesichte — ein Hauch der Verklärung und der Poesie war über das liebe Gesicht ausgegossen.

Fritz Reuter ist tot! Diese Trauerkunde trug der Telegraph noch an demselben Abende fast durch ganz Deutschland hin, und

schon am folgenden Morgen brachte er von allen Seiten die Beweise zurück, wie viel Liebe und Verehrung der Geschiedene genossen. Der Großherzog von Weimar, sowie die Großherzogin und deren Töchter, welche Reuter so manchen Beweis ihrer Liebe gegeben, gehörten mit zu den ersten, welche durch den Telegraphen ihren Schmerz und ihre Theilnahme ausdrückten. Und so ging es fort, Stunde um Stunde, während wir mit der tiefgebeugten Gattin des Toten zum neuen Friedhofe der Stadt Eisenach hinausfuhren, um für den Geschiedenen einen stillen und ruhigen Fleck Erde zur letzten Wohnung auszufuchen. Und wir fanden ihn. Nicht in Reihe und Glied mit den übrigen Toten, denn auch im Leben war er nicht in Reihe und Glied mit den Menschen gegangen, sondern er hatte zu ihren Geistesführern gehört im besten und edelsten Sinne. Er war stets einer der ersten gewesen, wenn es ein gutes Werk auszuführen galt, und bescheiden war er dann zur Seite getreten. In einer stillen, friedlichen Ecke, wo zwei Wege des Friedhofes sich treffen, in dem Schatten von jetzt noch jungen Bäumen, die aber in wenigen Jahren schützend und schirmend über das Dichtergrab ausbreiten werden, in einem traulichen Winkel, wie Reuter ihn so sehr geliebt, wurde der Begräbnisplatz erworben.

Wenn es für die Lebensgefährtin des Toten, die noch immer nicht fassen konnte, daß ihr Fritz nicht mehr lebte, daß sie nicht mehr zu ihm eilen konnte, um seine Hand zu erfassen, in diesen schweren, bitteren Stunden einen Trost geben konnte, so war es der, daß die Beweise der Liebe und Anerkennung für den Geschiedenen sich mit jeder Stunde häuften. Reicher ist wohl selten ein Dichter mit Lorbeerkränzen und Blumen bedacht worden; sie kamen nicht von Freunden und Bekannten allein, sondern als ferne Grüße von vielen, die er durch seine Werke erfreut. Nannten doch manche nicht einmal ihren Namen. Sie wollten nur ein Zeichen ihrer Anerkennung und Liebe geben, sandte doch selbst ein Tertianer aus Hötter, der Reuters Dichtungen gelesen, dem Toten einen Lorbeerkranz. Und wieder waren der Großherzog von Weimar und dessen Gemahlin nicht die letzten, die für das Dichtergrab einen Lorbeerkranz und Palmenzweig schickten. Und so viele auch kamen von allen Seiten, ein Jeder, der den Geschiedenen kannte, mußte still sagen: er hat es verdient als Dichter und Mensch, denn ein braveres Herz hat selten geschlagen.

Der letzte schwere Tag, der Mittwoch, der Tag der Beerdigung brach an. Schon am Dienstag war der Tote in den Zinssarg gelegt, der ihn aufnehmen sollte. Am Mittwoch wurde dieser in den einfach schönen Sarg von Eichenholz gestellt, hatte Reuter die Eichen

doch stets so gern gehabt. Wie ein Schlafender lag der Tote auf dem weißen Kissen. Mit Zedernzweigen und den Blüten der weißen Lilie und der Clematis war sein Haupt und Körper umkränzt; aus des Dichters eigenem Garten hatte sein treuer Gärtner sie gepflückt. Noch hatte die entstellende Hand des Todes sich nicht an ihn gewagt; noch war sein Gesicht ebenso friedlich und mild; es schien um Jahre jünger geworden zu sein und glich wieder in auffällender Weise den Bildern seiner noch kräftigen Manneszeit. Aus hohen Zedern und Palmen hatten wir eine Laube um den Sarg gebaut — darinnen ruhte er so still. Schief er wirklich nur? Wollte sein Mund noch einmal zu einem Grusse sich öffnen? Täuschte dieser Friede des Todes doch selbst seine treue Lebensgefährtin, denn mehr als einmal beugte sie sich über ihn, als ob sie auf seinen Atem lauschen wollte, mehr als einmal fragte sie: „Ist er auch wirklich tot?“ Und doch hatte sie selbst, als er geschieden war, die Augen ihm zugeedrückt, weil sie diesen letzten, schweren Liebesdienst keiner fremden Hand überlassen wollte.

Seine Freunde und zahlreiche Fremde kamen, um ihn noch einmal zu sehen, und auch sein Freund Gustav Freytag, der gekommen war, um ihm das letzte Geleit zu geben, der vorher aber durch Krankheit in seiner Familie wieder zurückgerufen wurde, trat noch einmal an den offenen Sarg, um ein Bild des Friedens mit sich zu nehmen. Der Bruder und die Schwester der schwer gebeugten Gattin waren schon vorher aus Mecklenburg gekommen, um ihr beizustehen in ihrer Trauer und den Toten noch einmal zu sehen.

Der schwere Augenblick, in welchem der Sarg für immer geschlossen werden mußte, kam und noch einmal geleiteten wir die fast gebrochene Frau zum letzten Abschiede von ihrem Fritz. Da sah das Auge, wie schwer sich trennt, was so innig und treu in Liebe verbunden gewesen; da zeigte sich, welche unsagbar tiefe Kluft den Tod von dem Leben trennt, wie fest das Band, welches zwei gute Menschen verbunden. Schimmerte doch an dem Finger des Toten noch der Ring, der sie einst zum Glücke vereint und ein treues Symbol desselben geblieben war. Ihr Wunsch war es, daß er ihn mitnehme in die Erde; sie hatte ihm denselben ja einst geschenkt und wollte von dem Toten die Gabe nicht zurückfordern. Noch drängt mir die Erinnerung an diesen letzten Abschied, wie sie sich über ihn beugte, um ihn fest zu halten, obschon sie ihn lassen mußte, wie sie die liebe Hand so innig küßte, die Träne in das Auge; noch klingt ihr letzter Ruf: „Lebewohl, lebewohl!“ in dem Ohre wieder, wie ein neues Gelöbniß, das sie mit unzertrennbaren Fesseln an den Toten bindet. Fast mit Gewalt mußte ich sie fortführen.

Der Sarg wurde geschlossen, die Lichter auf den Kandelabern, welche zu Häupten und zu Füßen desselben standen, wurden angezündet. Die, welche dem Dichter das letzte Geleit zum Friedhofe geben wollten, kamen. Der Großherzog ließ sich durch den Kommandanten der Wartburg, von Arnswald, und den Freiherren von Loën aus Weimar vertreten; Reuters Freund und Verleger Hintorff war von Wismar herbeigeieilt. Die Burschenschaften Jenas, die Germanen, Arminen und Teutonen, hatten Deputierte gesandt, da Reuter selbst einst der Burschenschaft in Jena angehört. Die aufgelöste Burschenschaft Germania in Wien hatte ein Telegramm geschickt. Des Toten Nefte, August Reuter, war aus Mecklenburg gekommen, ebenso der Bürgermeister aus Reuters Vaterstadt Stavenhagen, von Bülow, um einen Kranz von Eichenblättern von der Fritz Reuter-Eiche auf dem Sarge niederzulegen; die Stadt Eisenach ließ sich durch ihren Oberbürgermeister und die Ersten ihrer Behörden vertreten; alle Freunde des Verstorbenen fanden sich ein, und die Zahl derselben war groß, denn er hatte wohl keinen Feind.

Reuters alter und treuer Freund; der Rat Fischer, geleitete des Dichters Lebensgefährtin aus Reuters Arbeitszimmer durch den von Trauernben dichtgefüllten Salon in den kleinen, stillen Tempel, in welchem der Sarg, mit Lorbeerkränzen und Blumen reich geschmückt, inmitten des frischen Grün stand. Dorthin traten auch die, welche dem Geschiedenen am nächsten gestanden. Reuters alter Freund, der Generalsuperintendent Petersen aus Gotha, war gekommen, um die Rede am Sarge zu halten, und mit Tränen im Auge, aufs tiefste erschüttert durch des Freundes Heimgang, sprach er feiernde, erhebende und tröstende Worte.

Als er geendet und im stillen Gebete die Anwesenden sich gesammelt, erfaßten wir nahestehenden Schriftsteller, August Becker aus Eisenach, Hermann Delschläger aus Leipzig, Schuldirektor Freyenberg aus Iserlohn und ich, von Bürgern Eisenachs unterstützt, den Sarg, um den geschiedenen Dichter hinauszutragen. Und als wir mit ihm aus dem Hause auf die Terrasse traten, die sein Lieblingsplatz gewesen war, stimmte der Sängerkhor Mendelsohns Lied „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, welches der Geschiedene im Leben so gern gehört, an, und wir trugen ihn bis an den Rand der Terrasse, um ihn hier den Trägern zu übergeben.

Vor der Villa hatte sich das ganze Offiziercorps der Garnison Eisenachs mit der Militärmusik aufgestellt, um sich dem Zuge anzuschließen; dort standen zu gleichem Zwecke die Schüler der beiden Gymnasien und viele Bekannte des Geschiedenen, welche in dem Hause nicht mehr Platz gefunden hatten.

Vor der Gartenpforte harrte der offene, mit schwarzem Zeuge ausgeflagelene und von vier mit schwarzen Decken überhängenden Pferden gezogene Leichenwagen, der den Sarg zum Friedhofe fahren sollte. Reuter hatte früher den Wunsch ausgesprochen, nach gut mecklenburgischer Sitte beerdigt zu werden, und so wurde der Sarg von keinem Tuche bedeckt, sondern stand unverhüllt in seinem reichen Blumenschmucke da.

Wohl hatte sich die Frage aufgedrängt, ob die Orden, mit denen der Geschiedene von mehreren Fürsten geehrt war — es möge nur der prächtige bayrische Maximiliansorden, mit dem zugleich der Adel verknüpft war, und die große goldene Medaille, welche der Großherzog von Mecklenburg ihm verliehen, hier erwähnt werden —, auf den Sarg gelegt werden sollten. Im Geiste Reuters hatten wir es unterlassen, da sein bescheidener Sinn nie eine Zurschaufstellung geliebt. So sehr er sich auch über die Verweise der Anerkennung gefreut, die Orden selbst haben nie seine Brust bedeckt. Und konnte der Sarg einen schöneren Schmuck tragen, als den Lorbeerkranz, der dem Dichter gehörte? Er ist sein schönster und höchster Orden.

Um fünf Uhr nachmittags setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Voran schritt die Militärmusik. Dem Sarge folgten des Toten Nefte, gar manche seiner Freunde und Verehrer, die Deputation der Burschenschaften, welche die Lorbeerkränze, die auf dem Sarge und dem Wagen nicht mehr Platz gefunden hatten, in der Hand trugen, die Schüler der Gymnasien. Siebzehn Wagen beschloffen den langen Zug.

Auch die Gattin des Geschiedenen nahm im Wagen, von Freunden geleitet, an diesem letzten schweren Gange teil. Sie hatte ihrem Friß einst versprochen, ihn bis zum Grabe zu geleiten, wenn er von ihr scheiden sollte, und die echte Liebe hält immer Wort. Mit der Kraft einer starken Seele, in dem Bewußtsein, dem Geschiedenen zu jeder Stunde in treuer Liebe zur Seite gestanden zu haben, hielt sie sich zu diesem Gange aufrecht.

Und als der Trauerzug sich langsam durch die Stadt hinbewegte, deren Straßen von Teilnehmenden erfüllt waren, da zog mancher still den Hut ab, weil er wußte, daß ein echter Dichter und guter Mensch begraben wurde.

Auf dem Friedhofe, den der Zug erst um sechs Uhr erreichte, hielt der Generalsuperintendent Petersen die Grabrede. An den Worten „den Aufrichtigen läßt der Herr es gelingen“ und an Ahlands Zuruf: „Frisch, Frei, Fröhlich, Fromm“ entwickelte er in ergreifender Weise, was der Geschiedene gewesen, als Dichter, als Freund, als Gatte und Mensch. Nach ihm gab der Diakonus Hafert aus Eisenach dem Toten den letzten Segen. Der Chor sang das Lied: „Ach, bleib

mit Deiner Gnade“. Die Freunde und Bekannten traten noch einmal an das offene Grab, um eine Handvoll Erde hinabzuwerfen und den letzten stillen Gruß ihm nachzusenden — Friß Reuter ruhte in der Erde. —

Blau und wolkenlos wölbte sich der Himmel über dem Friedhofe; aus der Ferne blickte die alte Wartburg herüber. Der Geschiedene war ja auch ihr Freund gewesen, denn oft war er zu ihr emporgestiegen; zehn Jahre lang hatte er an ihrem Fuße gewohnt. —

So war der Heimgang eines Dichters und braven Mannes. Mehr Liebe als Reuter hat selten ein Mensch mit sich in das Grab genommen. Nun liegt er still und in Ruhe da. Bald wird der Hügel über ihm mit frischem Grün und Blumen geschmückt werden, und seine Gattin, die ihm eine so liebevolle Pflegerin war, die kein anderes Lebensziel gekannt als ihn, wird mit derselben Liebe den Hügel und die Blumen pflegen, und dann wird auch für sie die Blume des Friedens sich öffnen.

In seinen Werken hat Friß Reuter sich ein Denkmal gesetzt, welches dauernder denn Erz und Stein ist. In den Herzen seiner Freunde wird die Erinnerung an ihn unangetastet bleiben, so lange sie schlagen, und alle, welche ihn kannten, werden noch oft sagen: „er war ein guter Mensch.“ Dem deutschen Volke hat er in seinen Dichtungen ein reiches und schönes Erbe hinterlassen, und sollte ihm dieser Erbe nicht dafür danken? Auf seinem Grabe ist der Ort, um diesen Dank niederzulegen. Möge bald ein Denkmal dort jedem Fremden sagen, daß das deutsche Volk seine Dichter liebt!



---

Weimar. — Druck von R. Wagner Sohn.

---

Von Dr. A. Römer erschienen ferner und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## **Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen.**

Mit Erinnerungen persönlicher Freunde des Dichters und anderen Überlieferungen.

Zeichnungen von Fritz Reuter. Illustrationen von F. Greve.

Verlag von Mayer & Müller, Berlin. Preis: Gebunden 5.— M

Vossische Zeitung: „Ein vortreffliches Buch . . . Die urdeutsche Gestalt Reuters ist zu plastischer und fesselndster Anschaulichkeit gebracht . . . Wer die Lektüre begonnen, setzt sie auch mit unvermindertem und sogar gesteigertem Interesse bis zur letzten Seite fort.“

Das Volk: „. . . So reiht das Buch sich würdig den vielen Denkmälern Reuters in Stein und Erz an, eine schöne Ehrengabe für des Dichters Gedächtnis.“

---

## **Unterhaltungsblatt**

**für beide Mecklenburg und Pommern.**

Redigiert von

**Fritz Reuter.**

Geschichten und Anekdoten.

Mit einleitender Studie herausgegeben

von Dr. A. Römer.

Verlag von Mayer & Müller, Berlin. Preis in Leinenband 2.60 M

Westermanns Monatshefte: „Das Buch sollte da, wo Reuters Werke zur Hausbibliothek gehören, nicht fehlen.“

Sonntagsblatt der New Yorker Staats-Zeitung: „. . . Das Buch ist unbezahlbar für jeden Freund harmlosen und dabei doch durchschlagenden Humors . . .“

Die Zeit: „. . . Die anderwärts nicht veröffentlichten Geschichten und Anekdoten des plattdeutschen Dichterlieblings bilden eine erwünschte Ergänzung seiner bisher bekannten Werke.“

# John Brinckmans Nachlaß.

Herausgegeben von Dr. A. Römer.

I. Band: Plattdeutsche humoristische Erzählungen.

Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin. Preis geb. 3.— M

Hamburgischer Correspondent: „... Der Band enthält 5 humoristische plattdeutsche Erzählungen. Sie zeigen die Hand des Künstlers... Die Perle ist die prächtige Humoreske „Ut den Dämelsklub“, ein Charakterbild... und eine Humoreske in bestem Sinne... Eingeleitet wird der Band durch einen vortrefflichen Essay des Herausgebers...“

Berliner Tageblatt: „... Den Freunden plattdeutscher Dichtungen eine willkommene Gabe.“

Tägliche Rundschau: „... Künstlerisch am höchsten zu weiten ist die erste und längste der Humoresken: Ut den Dämelsklub. Da ist echter Brinckmanscher Humor.“

Berliner Lokal-Anzeiger: „John Brinckman gehört zu den besten und originellsten Humoristen des plattdeutschen Idioms... Die vorliegende Ausgabe zeichnet sich durch Handlichkeit und guten Druck aus. Von großer Bedeutung ist das Vorwort Dr. Römers...“

Ähnliche Urteile in vielen andern Zeitungen und Zeitschriften.

## Blätter vom Wege

von

Albert Römer.

Hermann Walthers Verlag, Berlin. Zweite Auflage. Preis 1.50 M

Über die Sammlung schrieb der Literaturhistoriker Dr. Franz Hirsch: „Ein Gedichtband voll gefühlfrischer Lyrik, scharfspitzigem Epigrammatismus und flotten Humor. Diese Blüten poetischer Empfindung duften angenehm, sie haben nichts von dem Sumpferuch der allzu modernen „Moderne“... Kurz, ein Gedichtbuch, das seinen Weg zu den Herzen finden wird.“

Post: „... Die umfangreiche Gedichtsammlung läßt erkennen, daß diesem Talent keine engen Grenzen gezogen sind...“

Breslauer Zeitung: „... Mit kräftigem Schläge schwingt Römer die Geißel seines Spottes, und wir können uns an manchem espritgewürzten Lecerbissen erlaben.“

Die Sammlung fand eine durchweg sehr günstige Beurteilung.

Empfehlenswerte Bücher aus dem Verlage von  
Mayer & Müller in Berlin:

## Von Sprach' und Art der Deutschen und Engländer.

Kritische Worte und Wortkritik

Von  
Max Meyerfeld.

Preis 1.50 M

Bosfische Zeitung (Sonntagsbeilage, 28. VI. 03): „Ein auf Grund von gediegenen Kenntnissen angenehm geplaudertes, auf jeder Seite leicht lesbares und auch lesenswertes Buch.“

Frankfurter Zeitung: „Jedem, der Sinn für die Wechselbeziehungen zwischen zwei der höchst entwickelten Kulturprachen hat, wird das Lesen des Büchleins ähnlich reichen Genuß gewähren, wie die s. Zeit gern gelesenen „Englischer Sprachschnitzer“ von Diebslac.“

Die Nation (28. III. 03): „Alle sechs Plaudereien belehren in unterhaltender Weise über allerlei wissenswerte Dinge und kommen jetzt sehr gelegen. Besondere Freude macht mir an dem Büchlein der Umstand, daß es ein Geschulter ist, der volkstümlich über englische Sprache plaudert.“

Literarisches Echo (15. VIII. 03): „Über das Verhältnis der Engländer und der Deutschen wird in kulturgeschichtlicher und sprachgeschichtlicher Beziehung manches Wissenswerte bemerkt. Auch die Erörterungen über das Englische zeigen eine intime Kenntnis der Sprache, wie das bei dem Verfasser eines wertvollen Buches über Robert Burns nicht anders zu erwarten ist.“

Hamburger Fremden-Blatt (14. III. 03): „Auf kleinem Raume enthält dieses Büchlein für den Kenner der englischen Sprache einen Schatz von Gedanken und geistvollen Hinweisen . . . Wir empfehlen allen Kennern des Englischen das geistvolle Wertchen aufs wärmste.“

Kleine Presse (29. III. 03): „Ein gescheites und amüsantes Büchlein, das auf 108 Seiten eine Fülle von Belehrung bringt.“

# Conrad Ferdinand Meyer.

Quellen und Wandlungen seiner Gedichte.

Von

Dr. Heinrich Kraeger.

(Palaestra, herausgeg. von Alois Brandl und Erich Schmidt. Heft 16.)

Preis 10.— M

Neue Freie Presse Wien: „... Die Gabe Kraegers, den Werdegang zahlreicher Dichtungen Meyers von ihren Entwürfen bis zu ihrer letzten und reifsten Fassung nachzuweisen, gleicht den liebevollen und verständigen Beobachtungen eines Naturforschers, der seinen Schmetterling von der Raupenkindheit bis zur Falterreise verfolgt hat... Eine die Gehege des guten Geschmacks nie verlassende Darstellung verwandelt das Mißtrauen, mit dem Verehrer C. F. Meyers an das Buch herantreten mögen, in dankbares Genießen...“

Berliner Tageblatt: „... Kraeger hat in dieser ausgezeichneten Studie jedem einzelnen Gedicht eine eigene, liebevoll ausgeführte und auf das Charakteristische bedachte Biographie zu geben gesucht. Er hat sich den Rahmen seiner Arbeit absichtlich eng gesteckt; aber er hat in der Beschränkung den Meister gezeigt! Nicht nur Oberlehrer, Primaner und Studenten — jeder Freund der deutschen Dichtung sei eingeladen, hier die Werkstatt eines deutschen Dichters zu betreten und dem Werden der besten seiner lyrischen Schöpfungen, wie philologische Aktie im Bunde mit einer geistvollen Darstellung es uns erzählt, zuzuschauen.“

---

## Schiller und die Bühne.

Ein Beitrag zur Literatur- und Theatergeschichte der klassischen Zeit

Von

Dr. Julius Petersen.

(Palaestra, hrsg. von Alois Brandl, Gustav Roethe u. Erich Schmidt. Heft 32.) Preis 8.— M

Allgemeine Zeitung, Wissenschaftl. Beilage: „... Petersen hat seine Aufgabe gelöst in einer Weise, die der Umsicht, Gediegenheit und Gründlichkeit deutschen Forscherfleißes das ehrenvollste Zeugnis ausstellt. Auf Grund einer erstaunlichen Belesenheit und einer muster-gültigen Beherrschung der gesamten einschlägigen Literatur wird das Stoffgebiet nach allen Seiten durchleuchtet und eine Fülle zum Teil sehr interessanter Resultate zutage gefördert, zur Kenntnis Schillers, des Dramatikers und Theatralikers, und zur Kenntnis der Bühne und Schauspielkunst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts...“





M122019

PT4848  
R5R65

Römer, A.  
Heiteres und weiteres von  
Fritz Reuter

M122019

PT4848  
R5R65

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

